3 1761 07326382 4

ROGER ASCHAM.

SEIN LEBEN UND SEINE WERKE

MIT BESONDERER BERÜCKSICHTIGUNG SEINER BERICHTE
ÜBER DEUTSCHLAND AUS DEN JAHREN 1550—1553.

VON

Dr. ALFRED KATTERFELD.

STRASSBURG.
KARL J. TRÜBNER.

LONDON.
TRÜBNER & COMP.
1879.

LB
475
A7K38

Buchdruckerei von G. Otto in Darmstadt.

FRAU HENRIETTE BENECKE,

DER EDLEN UND HOCHHERZIGEN FRAU

WIDMET

DIESES WERK,

DAS ZUM NICHT GERINGEN THEIL IN IHREM GASTLICHEN HAUSE ZU LONDON ENTSTANDEN IST,

DER VERFASSER.

VORWORT.

Vorwiegend als einen Beitrag zur deutschen Geschichte des sechszehnten Jahrhunderts möchte ich meine Arbeit aufgefasst wissen. Denn von diesem Gesichtspunkte aus ist mir das behandelte Thema nahegetreten. Es waren die Berichte und Briefe, welche ein englischer Gesandtschaftssecretär über Deutschland und deutsche Zustände veröffentlicht und hinterlassen hat, die meine Aufmerksamkeit zunächst auf sich zogen. Im Jahre 1550 wurde Roger Ascham von London nach Augsburg geschickt, verweilte hier längere Zeit am kaiserlichen Hoflager, folgte demselben im Herbst 1551 nach Innsbruck und war hier Zeuge jenes wunderbaren Glückwechsels, welcher den mächtigsten Kaiser, vor dem die Welt vier Jahre lang gezittert hatte, plötzlich in einen hülflosen Flüchtling verwandelte. Er sah dann auch das Wiederaufleuchten des kaiserlichen Sterns, weilte kurze Zeit unter dem Heere, welches im Winter 1552 auf 1553 Metz vergeblich belagerte, folgte endlich dem Kaiser von da nach Brüssel und blieb hier, bis der Tod Eduards VI. seiner Mission ein Ende machte. Von allen diesen merkwürdigen Erlebnissen hat er theils in officiellen Gesandtschaftsdepeschen, theils in zahlreichen Briefen an seine englischen Freunde, theils in einem umfassenden Bericht, den er im Sommer 1553 während seines Brüsseler Aufenthaltes niederschrieb, Schilderungen entworfen, welche dazu angethan sind, die lebhafteste Theilnahme zu erregen.

Aber bei Aschams durchaus subjectiver Art zu beobachten, zu empfinden und wiederzugeben, kam es bald, dass auch die Person des Berichterstatters mein volles Interesse gewann. Denjenigen, die sich etwas genauer mit der älteren englischen Literatur beschäftigt haben, ist sein Name wohlbekannt. Sie wissen, dass dieser Mann auf die Ausbildung der englischen Prosa einen sehr massgebenden Einfluss geübt und als Lehrer der Königin Elisabeth wesentlich dazu beigetragen hat, der mächtigen Frau jene Vertrautheit mit antiker Bildung und Sprache zu geben, durch welche sie ihre Zeitgenossen nicht selten in Erstaunen setzte.

Wie ich aber den Spuren seines Daseins nachging, fand ich bald, dass was seither von ihm bekannt geworden, nur höchst fragmentarischer Natur war; dass wir über bedeutsame Momente seines Lebens noch gar nicht, über viele Seiten seines Wesens und Charakters durchaus falsch unterrichtet waren.

Mir erschien es, abgesehen von den ganz persönlichen Beziehungen, in die ich zu dem alten Humanisten getreten bin, auch als eine Pflicht der Dankbarkeit, das von seinen eignen Landsleuten Versäumte nachzuholen und ihm, der so liebenswürdig und sympathisch sich über deutsche Art und deutsches Wesen ausgesprochen hat, einen ähnlichen Dienst zu leisten, indem ich ein wahrheitsgetreues Bild seines Lebens gab, wie es aus seinen Briefen und Schriften und aus den Mittheilungen seiner Zeitgenossen uns entgegentritt.

Meine Arbeit wäre aber nie das geworden, was sie ist, ohne die fortdauernd freundliche Theilnahme Herrn Professor Baumgartens, in dessen historischem Seminar an der hiesigen Hochschule ich auch die erste Anregung zu derselben erhalten habe. Es ist mir eine freudige Genugthuung ihm an dieser Stelle für vielfache väterliche Güte meinen tiefgefühlten Dank aussprechen zu dürfen.

Gern gedenke ich auch des liebenswürdigen Entgegenkommens und der Förderung, die mir bei meinen Studien in England zu Theil geworden ist. In Cambridge trat mir Herr J. E. B. Mayor, Professor der Geschichte, einige von ihm über Ascham gesammelte Notizen freundlich ab und unterstützte

mich mit seiner eingehenden Kenntniss des Mannes und seiner Zeit. Herr S. S. Lewis, *Fellow of Corpus Christi College,* stellte mir gastlich seine Wohnung zur Verfügung, um die werthvolle unter seiner Aufsicht stehende Manuscripten-Sammlung des College ungestört und auch während der Zeit benutzen zu können, in der die Bibliothek geschlossen war. In der *Cambridge University Library,* im *British Museum* und im *London Record-Office,* dem grossen Staats-Archiv, ist mir ausnahmslos die freundlichste Aufnahme bereitet worden.

Nur in einem Falle habe ich diese liebenswürdige Gastlichkeit gegen den Fremden vermisst. Ich glaube dies zu meiner eignen Rechtfertigung nicht unerwähnt lassen zu dürfen. In dem *Third Report of the Commission on Historical Manuscripts (London 1872. p. 293)* werden fünfundzwanzig Schreiben Aschams im Besitz von Matthew Wilson *Esq., Eshton-Hall county York,* aufgezählt, von denen — wie ich finde — acht noch ungedruckt sind, während bei sechs weiteren das Bekanntsein zweifelhaft erscheint. Auf meine wiederholte dringende Bitte, mir anzugeben, ob und wie ich diese Papiere benutzen dürfte, habe ich nicht einmal eine Antwort erhalten. So war es mir unmöglich diese Briefe, von welchen einige von Wichtigkeit zu sein scheinen, für meine Arbeit zu verwerthen.

Strassburg, im Mai 1879.

A. K.

INHALT.

I. LERN- UND LEHRJAHRE.

Roger Aschams Geburt 1. Seine Familie 1. Seine Biographen 3. Gesammtausgabe seiner Werke von *J. A. Giles* 6. Erster Unterricht 8. Eintritt in Cambridge 10. Seine Studien 13. Verwicklungen bei Durchführung des königlichen Supremats 17. Dr. *Nic. Metcalf* 18. Magisterexamen 21. Erste schriftstellerische Versuche 23. Aschams Bedrängniss. Zustände auf der Universität 24. Er verlässt Cambridge 26. Erzbischof *Lee* 27. Rückkehr ins College 29. *Thomas Watson.* Aschams dichterische Versuche 30. *Cheke* und *Gardiner* 36. Die Themata Theologica 40. Die *Expositiones* 41. Aschams Stellung zur Kirche 43. *Lee's* Tod 46. Brief an *Cranmer* 47. Der *Toxophilus* 48. Ascham wird Universitäts-Secretär 61. Die *Apologia* 63. Er wird Lehrer Elisabeths 67. Zerwürfniss bei Hof und Rückkehr nach Cambridge 74. *Martin Bucer* 77. Correspondenz mit *Johann Sturm* 78. Aschams erstes Verlöbniss 82. Er wird zum Gesandtschafts-Secretär berufen 86. Besuch bei *Johanna Grey* 87.

II. WANDERJAHRE.

Aschams Stimmung bei Antritt seiner Reise 90. *Richard Morison* 91. Art und Charakter der Reiseberichte 94. Die officiellen Depeschen 96. Die Briefe 98. Das Tagebuch 99. Der *Report* 101. Schilderung der Niederlande 104. *Brüssel* 113. *Löwen* 116. *Jülich* 118. *Cöln* 120. Rheinreise bis Speier 124. Vereitelter Ritt nach *Strassburg* 127. Durchs Neckarthal 128. *Ulm* 131. Ankunft in *Augsburg* 134. *John Hales* Urtheil über Deutschland 134. Augsburg im 16. Jahrhundert 135. Die Kaufleute 139. Die Fuggersche Bibliothek 140. Die Stadtbibliothek 141. Münzsammlungen 142. Augsburger Frauen 143. Kaiser *Karl* 144. Aschams Urtheil über ihn 146. *Ferdinand, Maximilian* und *Philipp* 150.

Aschams Augsburger Freunde 151. Kirchliches Leben in der Stadt 154. Wirkung des Interims 155. *Magdeburg* 157. Das Concil 161. Besuch in *Nürnberg* 163. Aufbruch des Hofes von Augsburg 166. *Innsbruck* 168. Spannung des Gesandten mit dem Hof 169. Ausbruch des Moritzischen Krieges. Berichte aus Augsburg und Innsbruck 172. Allarm zu *Villach* 178. Karls V. missglückter Fluchtversuch aus Innsbruck 180. Die Verhandlungen zu *Passau* 181. Aschams Reise nach *Venedig* 185. Urtheil über italienische Literatur 189. Besuch in *Strassburg* 191. Die englische Gesandtschaft in *Speier* 194. Aschams Mission an *Arras* nach *Landau* 195. *Morisons* Audienz beim Kaiser in *Landau*. Bündniss gegen Frankreich 195. Kriegsvorbereitungen 203. Belagerung von *Metz* 205—218. Aschams Besuch im Lager 209. Markgraf Albrecht 212. *Mark Antonio Damula* 218. Aschams Verkehr mit *Heidelberg* 220 Reise über *Trier* nach *Luxemburg* 222. Audienz bei Karl. Englischer Vermittlungsversuch 224. Erneuerter Vermittlungsversuch in *Brüssel* 226 Aschams Leben in Brüssel. *Don Diego di Mendoza* 228.

III. A REPORT
and Discours . . of Germany.

Charakteristik der Schrift 230. Aschams Einleitung zu derselben 233. Darstellung des Türkenkrieges 239. Die Wirren in Italien 242. Markgraf Albrechts Kriegsmanifest 244. *Avilas* Buch über den schmalkaldischen Krieg 245. Urtheil über *Jovius* 250. Das markgräfliche Haus von Brandenburg 251. *Albrecht Alcibiadis* 253. Sein Zerwürfniss mit dem Kaiser 255. Zug gegen *Magdeburg* 257. *Lazarus Schwendy* 257. Albrecht in Frankreich 261 Dr. *Heinrich Haase* 262. *Johann Friedrich* von Sachsen 264. Sein Verhältniss zu *Moritz* 268. Moritzens Verrath 270. Urtheil *Franz Kramms* und Aschams 271. Gefangennahme Landgraf *Philipps* 272. Moritz verlässt die Partei des Kaisers 274. Sein Tod 276. Schilderung des Fürsten. Seine Bedeutung 277. Seine Politik 279. Verschiedene Urtheile über ihn 281. Würdigung seines Verhaltens 283. Schluss 284.

IV. NACH DER HEIMKEHR.

Ascham Aussichten für die Zukunft 287. Zustände in Cambridge 288. Eduards VI. Tod. Rückkehr nach England 291. *Gardiner* 292. Ascham wird Secretär der Königin Maria 292. Seine Vermählung 296. Cardinal *Pole* 298. Aschams Verhältniss zur reactionären Partei 301. *Elisabeth* Königin 308. Aschams Stellung zu ihr 309. Erneute schriftstellerische Thätigkeit 310. Die Schrift *De Imitatione* 312. *The book of the Cock-pit* 314. Ascham nicht Bärenwärter der Königin 315. Der *Schoolmaster* 316. Aschams materielle Lage 336. Sorge um seine

Familie 339. Widerlegung des Vorwurfs, dass er durch Wetten und Würfelspiel sein Vermögen vergeudet 340. Sein geselliger Verkehr 342. Sein Tod 344. Schluss 345.

BEILAGE I.

Feststellung seines Geburtsjahres 249. Schicksal seiner Familie 351. Die Londoner Aschams 353.

BEILAGE II.

Uebersicht der Schriften Aschams, sowie der von ihnen bekannt gewordenen Editionen und Abdrücke 355—369.

I.

LERN- UND LEHRJAHRE.

Roger Ascham[1] wurde im Herbst des Jahres 1516 geboren zu Kirby-Wiske, einem unbedeutenden Pfarrdorfe in der Grafschaft York. Sein Vater war Verwalter *(oeconomus)* des reichen Baronet Scroope of Bolton, des Haupts eines der angesehensten Geschlechter in Yorkshire, und wurde wegen seiner Rechtschaffenheit, seiner Klugheit und Anspruchslosigkeit allgemein geachtet. Er ward nicht der grossen Masse zugezählt, sondern nahm einen Platz in der Reihe der Honoratioren jener Gegend ein. Seine Mutter Margarethe, eine sehr würdige Frau, schenkte ihrem Gemahl ausser mehreren Töchtern auch drei Söhne, von welchen unser Roger der jüngste war.

Beide Eltern starben, nachdem sie 47 Jahre in der glücklichsten Ehe miteinander gelebt hätten, im Februar 1544 kurz nacheinander. Die Art in welcher der Sohn sich über diesen Verlust äussert, beweist die grosse Liebe und Verehrung, mit welcher er an ihnen gehangen hatte.

---

[1] In Deutschland ist der Name häufig (bei Jöcher, Adelung, Rottermund, Ranke) *Asham* geschrieben worden, wonach das -sh gleich unserem -sch tönen müsste. Er selbst schreibt sich aber niemals so, sondern *Ascham* oder *Askam* oder *Askham* oder gar *Askecham*. Die beiden Consonanten sind daher getrennt zu sprechen und zwar das -ch gleich unserem k, wie die Combination -sch- noch heute im Englischen tönt. —

Schon die Stellung des alten Ascham lässt uns erkennen, dass derselbe sich nicht im Besitze grosser irdischer Reichthümer befand. Er war nicht im Stande allein die Erziehung seiner Söhne zu bestreiten; doch fanden sich reiche Gönner, die den gutbeanlagten Knaben die Mittel zu einer tüchtigen Ausbildung wohlwollend gewährten.

Der älteste der Brüder, Thomas, wurde im Jahre 1523 Fellow des St. Johns College in Cambridge.[1] starb aber schon frühe, vor dem Jahre 1544. Ascham spricht von ihm mit höchster Anerkennung nicht allein seines Charakters, sondern auch seines Geistes und seiner Gelehrsamkeit: „O hartes Geschick, das mir so früh einen Bruder raubte, dem nicht nur unsere Familie, sondern das ganze England zusammen kaum einen Ebenbürtigen an die Seite stellen konnte!“ Näheres jedoch wissen wir nicht über ihn.

Der zweite, Anthony, studirte gleichfalls in Cambridge. Er kam aber später dorthin als unser Roger, erst 1532, und gelangte auch erst später zu academischen Würden. 1540 promovirte er zum Magister. Er gehörte der medicinischen Fakultät an und wurde von Eduard VI. mit der Pfarrei Burneston in Yorkshire dotirt. Obgleich darnach kaum zu vermuthen ist, dass er zu der eifrigen katholischen Partei hielt, so scheint das Verhältniss zwischen den beiden Brüdern, die räumlich einander so nahe waren, doch kein sehr vertrautes gewesen zu sein, denn in all den Briefen und Schriften unseres Roger finde ich seiner nur ein einziges Mal erwähnt. In einem Briefe nach Cambridge vom 18. Mai 1551 sendet er eine offene Einlage an den Bruder zur Weiterbeförderung.

Anthony Ascham war ein tüchtiger Mathematiker und fleissiger Schriftsteller auf diesem Gebiete. Cooper in seinen *Athenae Cantabrigienses* I. 197, zählt nicht weniger als fünf Schriften auf, die er in den Jahren 1550—1558 veröffentlichte, botanischen, astronomischen und astrologischen Inhalts, und aus Herbert und Dibdins Ausgaben von Ames' *Typographical*

[1] Th. Baker, History of the College of St. John, Cambridge. I. 282. (ed. J. E. B. Mayor, Cambridge 1869. 2 vol.).

Antiquities lassen sich dieselben noch um einige weitere Publicationen ähnlicher Art vermehren. In Cambridge ist er während der Jahre 1540—41 Lector der Mathematik gewesen; denn so werden wir wol die Nachricht bei Cooper und Giles erklären müssen, die durch den gleichlautenden Namen irregeführt, unserem Roger dieses Amt zuweisen wollen. Wann Anthony Ascham starb ist unbekannt.[1]

Reichlicher fliessen uns die Nachrichten über Roger, den jüngsten und bedeutendsten der Brüder. Er hat glücklicher Weise bald nach seinem Tode einen Biographen gefunden, der voll Begeisterung für den trefflichen Gelehrten in seiner Abhandlung allerdings den schwülstigen Styl der Lobredner alter Zeit walten lässt, in seinen Personalangaben aber volle historische Treue bewahrt. Eduard Grant[2] verdankt seine Notizen zumeist mündlicher Mittheilung der Alters- und Zeitgenossen Aschams. „Nur das will ich von ihm erzählen, was ich einst von meinem Lehrer John Raester, einem gelehrten und ehrenwerthen Manne, der mit Ascham zugleich Schüler im St. Johns College war, gehört habe; ferner was ich von seinen zahlreichen Freunden und Bekannten, vor allem von meinem trefflichen Freunde William Ireland, Aschams Schüler, durch die sorgfältigsten Erkundigungen in Erfahrung bringen konnte. Dazu kommt endlich, was ich aus seinen eignen in englischer oder lateinischer Sprache abgefassten Briefen und Schriften zu schöpfen vermochte".

---

[1] Die Verwandtschaft jenes Thomas A., Fellow of St. Johns 1523, und dieses Mathematikers Anthony mit dem berühmten Classiker lässt sich nicht mit völliger Gewissheit nachweisen. Da er aber zwei Brüder gleichen Namens besass, so scheint die Annahme sehr wahrscheinlich. Von Anthony Aschams Schriften ist mir leider keine einzige zu Gesicht gekommen. Sie müssen sehr selten sein, da selbst das Brit. Museum kein Exemplar derselben besitzt. Vielleicht würden sich aus ihnen weitere Anhaltspunkte ergeben. Aus einer Notiz von E. Hood im Gentleman Magazine Vol. 83, 1. 1813 erfahren wir, dass A. Ascham, Physician, der Verfasser eines „Almanack" für das Jahr 1550, aus Yorkshire stammte. Eben dort her war ja auch Roger A. gebürtig.

[2] Oratio de vita et obitu Rogeri Aschami, ed. Giles III. 292 bis 355

Die Gewährsmänner die er anführt, müssen wir als durchaus zuverlässig gelten lassen; doch finde ich, dass Grant die Briefe und die Schriften Aschams im Vergleich zu der reichen Ausbeute, die sie für eine Biographie des Mannes gewähren, doch nur unvollkommen benutzt hat. Er betrachtet dieselben nur auf ihre schöne Form hin und lobt nur ihren fliessenden Styl, ihr glänzendes Latein. Alle Citate, die er bringt, alle Urtheile und Lobsprüche fremder Gelehrter beziehen sich nur auf diese eine Seite; der Inhalt tritt dagegen fast ganz zurück. Nur an einer Stelle spricht er es aus, dass wenn Ascham alle die gelehrten Bemerkungen und Erörterungen, die sich in den Briefen zerstreut finden, zu einem Werke hätte vereinigen wollen, dieses sich wol mit den Schriften seiner berühmtesten Zeitgenossen hätte messen können, — aber auch hier wieder: nicht in der Tiefe der Gedanken oder in der Gründlichkeit der Forschung, sondern ausdrücklich in der Schönheit der Darstellung, in der Glätte des Styls. Grant schrieb seine *Oratio* eben weniger um uns Nachrichten über das Leben Aschams zu hinterlassen, als vielmehr um seinen Schülern und der ganzen studirenden Jugend das nachahmungswerthe Beispiel eines berühmten Gelehrten und edlen, uneigennützigen Menschen vor Augen zu stellen.

Denselben Mangel bemerke ich aber auch an allen späteren Darstellungen, die sich diesem Gegenstande zugewandt. Es ist eigenthümlich, dass ein Mann wie Ascham, der doch von seinen Landsleuten als eine Zierde seiner Nation gefeiert wurde und gefeiert wird, im Laufe der 300 Jahre, die seit Grants Lobrede verflossen sind, keinen zweiten Biographen gefunden hat, der die Arbeit jenes ersten fortgeführt und um etwas Wesentliches vervollständigt hätte. Der biographischen Skizzen freilich giebt es eine grosse Zahl; aber alle von Johnson bis Giles beschränken sich entweder darauf, das schon einmal Gesagte einfach zu wiederholen, oder versuchen es in andere mehr oder weniger gefällige Form zu kleiden und durch allgemeine Erörterungen zu umschreiben. Nur so wird es erklärlich, dass eine Reihe von handgreiflichen Irrthümern in den thatsächlichen Angaben bis heute stehen

bleiben und immer wiederholt werden konnten, oder dass viele in Bezug auf Aschams Leben und Charakter wichtige Fragen bis heute offen bleiben mussten, die sich doch aus seinen auch schon früher bekannten Briefen und Schriften ohne besondere Mühe beantworten lassen. Nur sehr vereinzelt tritt die Berichtigung eines früheren Fehlers oder die Aufhellung eines dunklen Punktes in ihnen auf.

Gleich des berühmten Samuel Johnson „Leben Aschams“ [1] verräth diesen Mangel an selbständiger Forschung. Es ist lediglich eine frisch und fliessend geschriebene Uebersetzung und Erläuterung der Grantschen *Oratio*. Schon einer der gleichzeitigen Recensenten der Abhandlung bemerkt, sie sei gut geschrieben, enthalte aber eigentlich gar nichts Neues.[2]

Durch geistreiche Auffassung und geschmackvolle Darstellung zeichnen sich dann vor allen andern zwei Arbeiten der neueren Zeit aus, die aber auch durch das Beibehalten mancher alten Fehler entstellt werden und die Unselbständigkeit in den thatsächlichen Angaben theilen. In seinen „Lebensbeschreibungen berühmter Männer aus Yorkshire“ widmete Hartley Coleridge [3] Roger Ascham einen hervorragenden Platz, und Isaac Disraeli [4] feierte den alten Humanisten als einen der Schöpfer des englischen Prosastyls. Auf Coleridge gründete dann in Deutschland Kirsten „Ueber Aschams Leben und Schriften“ seine Darstellung, der er eine selbständige Kritik des *Schoolmaster* folgen liess.[5] Von Disraelis Abhandlung dagegen war schon im Jahre 1832 im Magazin für die Literatur des Auslandes eine von einigen Auslassungen abgesehen wortgetreue Uebersetzung erschienen, die aber ohne Angabe der Quelle als selbständige Arbeit auftrat und N. M. M. unterzeichnet ist. Da Mr. Disraelis Buch erst 1841

---

[1] Life of Ascham. Einleitung zu der Ausgabe der English works of Roger Ascham by James Bennet, London 1761. 4°.

[2] Monthly Review Vol. 38 (1768) p. 147.

[3] Lives of illustrious Worthies of Yorkshire, London 1835. 8°. p. 293—338.

[4] Amenities of Literature, London 1841. 8°. II, 202—217.

[5] Programm des Herzoglichen Real-Gymnasiums zu Gotha. Hrsg. Ostern 1857. 4°. 23 Seiten.

erschien, und ich trotz allen Suchens in den englischen Zeitschriften nicht finden konnte, dass der Aufsatz hier etwa schon früher gedruckt worden wäre, so erlaubte ich mir, Se. Excellenz den Earl of Beaconsfield mit der Bitte zu bemühen, ob er mir hier vielleicht einen Fingerzeig geben könne. Da sein Vater über der Arbeit erblindete, hatte er selbst ja in pietätvoller Pflichterfüllung die Ausgabe jener beiden Bände besorgt. Bei den schweren Sorgen, die sein hohes Amt ihm eben jetzt auferlegt, hat Se. Lordschaft meine Bitte freilich übersehen, aber an der Autorschaft Mr. Disraelis kann desshalb bei seinen umfassenden Studien über die englische Literatur dem anonymen Rivalen gegenüber nicht wol gezweifelt werden. Uebrigens fasste er Ascham nur als englischen Classiker und versuchte in scharfen Linien und knapper Form das Bild seines Lebens und Wirkens zu zeichnen.

1858 gab Cooper in seinen *Athenae Cantabrigienses* (I, 263 ff.) eine sehr dankenswerthe Zusammenstellung aller ihm bekannt gewordenen Fundstellen für Notizen und längere oder kürzere Abhandlungen über Ascham, die sich in einer grossen Zahl von oft schwer zugänglichen Büchern zerstreut finden. In der praktischen Ausbeute, die sie gewähren, sind diese Citate natürlich von sehr ungleichem Nutzen. 1863 vervollständigte J. E. B. Mayor dieselben durch einige werthvolle Angaben.

Der letzte, der sich diesem Gegenstande zugewandt, ist der Reverend Dr. J. A. Giles.[1] Seiner Ausgabe der „Gesammten Werke Aschams" hat er eine Biographie des Autors vorausgeschickt, die aber jeder Selbständigkeit entbehrt. Ueberall bleibt er von seinen Vorgängern Grant und Johnson abhängig und daher weit hinter seiner Aufgabe zurück. Die Bedeutung der Briefe für eine solche Arbeit hat er sehr wol

---

[1] The whole works of Roger Ascham, now first collected and revised with a life of the author by the Rev. Dr. Giles. – London J. Russel Smith I.—III. 1864—65. 8°.

Vol. I. part 1. Life and Letters.
— part 2. Letters continued.
Vol. II. Letters continued and Toxophilus.
Vol. III. Report etc.; Schoolmaster; Grant: oratio de vita etc.

erkannt; er zuerst hat auch eine Datirung und Ordnung derselben versucht, aber in einer so wenig kritischen und gründlichen Weise, dass die Unklarheit und Verwirrtheit der Darstellung dadurch zur Genüge erklärt wird. Auch bei der Edition der „Gesammten Werke“ genügt Giles nicht entfernt den Ansprüchen, die man heute an einen Herausgeber zu stellen gewohnt ist. Ein sehr rühriger Mann, der sich an die verschiedenartigsten Aufgaben gemacht hat, hat er bei seiner wissenschaftlichen Thätigkeit doch bereits manchen scharfen Tadel von massgebender Seite erfahren. Ich verweise hier auf die Urtheile Reinhold Paulis in seiner „Geschichte von England“ III. 868[1] und in „König Aelfred und seine Stelle in der Geschichte Englands“ p. 19. Die Härte derselben vermag ich nach meinen Erfahrungen über Giles' ungenaue Arbeitsweise nicht wesentlich zu mildern. Wie er sich in den Briefdatirungen die stärksten Nachlässigkeiten zu Schulden kommen lässt, versucht er fast nie eine Emendation verdorbner, eine Erklärung unklarer Stellen, oder eine Berichtigung corrumpirter Orts- und Personennamen und unterlässt alle Literaturnachweise für die vor ihm gedruckten Briefe und Schriften. Durch eine ausserordentliche Menge von Druckfehlern und von Versehen, die nicht dem Setzer zur Last fallen, wird der Leser ebenso gestört, wie ihm durch die ganze unpraktische Anordnung und Eintheilung die Benutzung des Werkes erschwert ist. Trotz aller dieser Mängel kann man der Giles'schen Ausgabe nicht gut entrathen, weil sie bis zur Stunde die einzige ist, die eine Sammlung des weitzerstreuten geistigen Nachlasses Aschams versucht hat. Vollständig ist sie nicht, es fehlen die Schriften theologischen

[1] „Die Briefe [Thomas Beckets] herausgegeben zu haben, ist das Verdienst von Giles, aber auch das einzige seiner Arbeit, die vielmehr ohne kritischen Fleiss, ohne die nothdürftigsten Nachweise über die Echtheit zu Stande gebracht ist. Der grosse Missgriff des Herausgebers war, aus Trägheit oder Unvermögen, die chronologische Anordnung der Briefe aus der Handschrift bei Lupus auseinander zu reissen und ihr die vielen neuen Briefe nicht einzureihen. . . . . Vol. IV. der Sammlung enthält Tafeln zur Concordanz um sich mühsam die Chronologie aufzusuchen: sie wimmeln aber von Fehlern“.

Inhalts, die der Herausgeber fortgelassen, weil er es für einen „unberechtigten Angriff auf die Geduld des Publikums“ hielt, sie „aus der verdienten Vergessenheit“ hervorzuziehen; ein einigermassen anfechtbarer Standpunkt bei der Ausgabe der „whole works“ und bei der Bedeutung, die gerade diese Schriften für die Charakterzeichnung des Verfassers gewinnen. Die Zahl der vor ihm bekannt gewesenen Briefe hat Giles um ein namhaftes vermehrt; doch auch in dieser Beziehung hätte er aus den ihm zugänglichen Archiven noch manche Lücke ergänzen, noch manches Schreiben seiner Sammlung hinzufügen können. —

Den ersten Elementarunterricht erhielt unser Roger im Hause der Eltern, wol von der Mutter selbst. Eine öffentliche Schule hat er nicht besucht, denn er selbst stellt sich später in seinem Schoolmaster, in welchem er ein strenges Urtheil fällt über die Methode, wie sie in solchen common schools angewandt wird, in Gegensatz zu den Schülern derselben und berichtet nicht was er selbst erlebt, sondern ausdrücklich nur, was er beobachtet und anderwärts erfahren habe.

Er blieb jedoch nicht lange im Elternhause. Sir Humphrey Wingfield,[1] Gentleman of Greyes Inn, ein in jener Gegend begüterter und angesehener Edelmann, nahm ihn ganz zu sich, um ihn gemeinsam mit seinen Söhnen erziehen zu lassen. Ascham verlebte im Hause seines Wohlthäters eine fröhliche ungetrübte Jugend und erinnerte sich noch in späten Jahren dankbar und voll Liebe jener Zeit und jenes Mannes. Wie

[1] Uebereinstimmend berichten alle früheren Darsteller, Grant folgend, Ascham sei im Hause des Sir Anthony Wingfield erzogen worden. Die Stelle im Toxophilus (ed. Giles II. 135[b]) ist selbst von den Herausgebern desselben unbeachtet gelassen worden, und doch ist sie die massgebende. — Anthony W. nahm eine einflussreiche Stellung am Hofe ein und hat eine nicht unbedeutende Rolle in der Zeit der Hofkabalen und Parteikämpfe von Heinrich VIII. bis Elisabeth gespielt. Er erscheint in den Berichten jener Tage mehr als rauher Kriegsmann und Hofvalalier von nicht sehr feinen Sitten, gar nicht als Kinderfreund und Hausvater. Humphrey W. hat, wie Aschams Worte vermuthen lassen, ein Richteramt in London bekleidet. Er sass als Abgeordneter im Parlament und war im Jahre 1533 Sprecher des Hauses. (Stowe, Annals of England p. 946).

das seine Art war, stiftete er ihm in einer seiner Schriften ein bleibendes Zeichen dieser Gesinnung. „Ich gedenke hier eines würdigen Mannes, Sir Humphrey Wingfields, meines Wohlthäters, dem ich für vieles Gute verpflichtet bin, und vor allem die Ausbildung der schwachen Talente danke, die Gott in mich gelegt hat. Dieser würdige Mann hat vielen Kindern in seinem Hause Unterricht zu Theil werden lassen, viele auch ganz bei sich erzogen. Einer dieser letzteren bin ich selbst gewesen. Wenn er zur Zeit der Gerichtsferien heimkam, pflegte er uns von London Bogen und Pfeile mitzubringen. Er ging wol selbst mit uns hinaus auf's Feld und liess uns wettschiessen. Wer dann seine Sache am besten machte, erhielt den besten Bogen und die besten Pfeile. Wer aber schlecht schoss, durfte von den Kameraden ausgelacht werden, bis er es besser konnte. Ich wünsche, ganz England wollte diesen würdigen Mann zum Vorbilde nehmen und die Kinder erziehen hinter den Büchern und den Bogen in der Hand. Dann würde der Staat im Frieden gut verwaltet, im Kriege wol vertheidigt sein". —

Es war ein Glück für Ascham, ein Glück für England und für die englische Literatur, dass er in den Jahren, die für die spätere Entwickelung vielleicht die bedeutsamsten sind, in denen die empfangenen Eindrücke am festesten haften und für die Ausbildung des Charakters wie für die ganze Sinnes- und Geistesrichtung am schwersten wiegen, der Obhut eines Lehrers anvertraut war, der neben tüchtigem Wissen einen verständnissvollen Blick für die Eigenart seines Schülers besass. Mr. Bond beschränkte sich nicht darauf ihm Grammatik und Syntax einzupauken; er trat auch innerlich dem liebebedürftigen Knaben nahe und dieser behielt ihn dauernd in ehrendem Angedenken.

Grant stützt sich wol auf Mittheilungen, die Ascham selbst seinen Freunden gemacht hat, wenn er auf diesen Jugendlehrer neben der Liebe zu den classischen Studien auch die Anregung zum Studium altenglischer Literatur und Geschichte zurückführt:[1] der Knabe zeichnete sich durch

[1] „Libris Anglicis perlectitandis mirifice deditus". (III. 308).

scharfen Verstand, seltenen Fleiss, und schon jetzt durch Liebe und Eifer für die Wissenschaften aus. So kam es, dass, als Mr. Bond ihn für reif erklärte eine höhere Lehranstalt zu besuchen, Sir H. Wingfield sich bereit zeigte, ihm auch die Mittel zur weiteren Ausbildung zu gewähren. Nachdem Ascham vorher noch seine Eltern besucht, trat er gerade 14 Jahre alt wohl ausgerüstet mit Wissen und hinreichend mit Geld versehen im Herbst 1530 die bedeutsame Reise an, deren Ziel das St. Johns College in Cambridge sein sollte.

Seit Erasmus'[1] siebenjähriger Lehrthätigkeit war Cambridge unstreitig der Hauptsitz alt-classischer Gelehrsamkeit in England geblieben. Unter seinem Einfluss war hier eine Schule entstanden, die eine Reihe hervorragender Gelehrter gebildet hatte, wie sie glänzender und zahlreicher auch in jener grossen Zeit nirgends angetroffen werden konnte. Hier lehrten und lebten damals Männer wie George Day, John Redman, Robert Pember, Thomas Smith, John Cheke, Nicol. Ridlay, Thomas Watson, Walter Haddon und viele andere, deren Namen in der ganzen damaligen gelehrten Welt mit Achtung genannt wurden und die ihre Bedeutung zum Theil auch heute noch nicht verloren haben.

Erscheint so die Wahl der Universität, an welcher der junge Ascham seinen ferneren Studien obliegen sollte, eine weise und wohlüberlegte, so war diejenige des Colleges, in das er trat, wol noch durch andere Motive bedingt. Hier wird es weniger ausschlaggebend gewesen sein, dass von den oben genannten Männern mehrere Mitglieder dieses Convicts waren, als vielmehr, dass der Master desselben, Dr. N. Metcalf, ein Nordengländer, mit jenen entfernteren Gebieten des Reichs dauernd in der engsten persönlichen Verbindung stand.[2]

---

[1] Die Erinnerung an Erasmus fand Ascham im Volke noch frisch und lebendig. So erzählte ihm „Garret der Buchbinder" des öfteren, wie der berühmte Gelehrte zu seiner Erholung Reitübungen auf dem Markt und vor den Thoren gemacht habe. (Toxophilus II. 34).

[2] Dr. Nicolaus Metcalf war aus der Nähe von Kirby-Wiske gebürtig und stand in nahen Beziehungen zu den Scroopes, in deren Diensten Aschams Vater sich befand. Vgl. Whitaker, History of Richmondshire I. 266, und 399.

Der in früheren Jahrhunderten das ganze academische Leben auf den englischen Universitäten scharf trennende Gegensatz der beiden Nationen, der Australen und Borealen hatte seit dem Ausgange des 14. Jahrhunderts — seiner politischen Bedeutung so gut wie völlig entkleidet — sich in die Colleges zurückgezogen und spielte dort bei Personenfragen und kleineren internen Intriguen noch eine gewisse Rolle. In der Folge trat dann noch der Gegensatz zwischen Humanisten und Scholastikern hinzu und endlich die immer schroffer sich gestaltenden Parteibildungen der Reformationszeit.

Alle diese verschiedenartigen Interessen der Abstammung, des Denkens, Wissens und Glaubens finden wir auch im St. Johns College mit einander im Kampf, als Ascham Schüler desselben wurde.

Wie eine Welt für sich muthen uns diese grossangelegten Stiftungen des ausgehenden Mittelalters an, nicht ascetisch in sich abgeschlossen, sondern jede einzelne das in hohen Wogen gehende Leben der grossen Welt wiederspiegelnd, — treu, wie der Spiegel das Bild zurückwirft, das in ihn hineinfällt.

Weit mehr als heute, wo die Bildung auf einer unverhältnissmässig breiteren Grundlage ruht, waren die Universitäten damals die Brennpunkte des geistigen Lebens der Nationen, und in England concentrirte sich bei der eigenartigen Organisation der beiden Hochschulen das geistige Leben wieder ausschliesslich in den Colleges.

Da war es unvermeidlich, dass die Geister oft heftig aufeinanderplatzten, dass der Friede des Hauses, der unter Gelehrten verschiedener Ansicht ohnehin schwer zu bewahren ist, oft durch heftige Fehden gestört wurde.

Als Ascham *scholar of St. Johns* wurde, stand ein Mann an der Spitze der Anstalt, der aus eben diesen verschiedenartigen Parteiinteressen vielfachen Anfeindungen ausgesetzt war. Dr. Nicolaus Metcalf war ein würdiger alter Herr, der nicht gerade zu den ersten Gelehrten gerechnet werden konnte, der aber seiner Aufgabe als Leiter des Convicts bereits 15 Jahre lang mit grösster Aufopferung und Treue nachgekommen war.

In seinem *Schoolmaster* (III. 233 ff.) erzählt Ascham von diesem Manne und von seinem Eintritt in das College Folgendes: „Als ich nach Cambridge kam, war Dr. N. Metcalf, unser hochverehrter Vater, Master of St. Johns. Er selbst besass nur geringe Gelehrsamkeit, war aber um so eifriger bemüht andere im Wissen zu fördern. Als er die Leitung des College übernahm, betrugen die Einkünfte desselben kaum 200 Mark, als er zurücktrat, waren sie auf mehr als 1000 Mark gestiegen. Das hatte er nur zum geringeren Theil durch seine eignen Mittel, mehr durch seine Klugheit zu bewirken gewusst, indem er dem College reiche Freunde und Gönner erwarb, die aus Liebe zur Wissenschaft und zu ihrer eignen Ehre demselben reiche Unterstützung zufliessen liessen. Und, was hier besonders bemerkt werden soll, diese grossmüthigen Gönner waren meist Nord-Engländer.[1] Den Reichthum, den ihnen der Dienst bei einem freigebigen Fürsten gebracht, verwandten sie ebenso freigebig zum Nutzen ihres Vaterlandes. So kam es, dass manche Dr. Metcalf für parteiisch hielten, und meinten er begünstige die Nord-Engländer. Aber ich bin dessen gewiss, nicht er war parteiisch, sondern die Nordengländer waren es, indem sie das College reicher dotirten und die Wissenschaften eifriger förderten, als die in anderen Provinzen Ansässigen. Ganz gewiss, Dr. Metcalf war nicht parteiisch sondern gleich gesinnt gegen alle, der Leiter des Ganzen, der Vater jedes einzelnen im College. Da war keiner so arm, der, zeigte er nur guten Willen zum Lernen und sittsames Gebahren, irgend Mangel gelitten hätte, oder das College gar aus Mittellosigkeit hätte verlassen müssen. Ich selbst bin ein Zeuge und spreche aus eigner Erfahrung, dass oft den Schülern von Fremden, die sie nicht kannten, Geld auf ihre Stuben gebracht wurde. Er glich in seinem Thun dem guten alten St. Nicolaus, seinem Namensvetter, dem gelehrten Bischof. Es ist wahr, er war ein Papist, aber ich wünschte, ich könnte unter uns Protestanten, allen ohne Ausnahme, einen einzigen finden, der

[1] Vgl. über alle hier berührten Verhältnisse Baker, History of St. Johns I. 86—87 und 95.

durch ein ebenso segensreiches Wirken für die Förderung der Wissenschaft und jeder Tugend, ähnliches Lob verdiente. That sich unter den Schülern oder Gliedern des College einer durch Verstand, Fleiss und Kenntnisse vor seinen Genossen hervor, der ein Anhänger der neuen Lehre (wie man sich damals ausdrückte) war, so versagte er, der Papist, ihm doch nie offenes Lob oder schnitt ihm je die privaten Unterstützungen ab. Lebte John Cheke noch, er würde freudig Zeugniss dafür ablegen. Auch viele andere wissen davon zu erzählen."

Wir ersehen aus diesen Worten, wie der junge Student sich in den neuen Verhältnissen bald heimisch fühlte. Ob auch Sir Humpfrey Wingfield zu jenen Männern des Nordens gehörte, deren Wohlthätigkeitssinn und offene Hand sie mit Dr. Metcalf in Verbindung gebracht hatte, ob unser Ascham auf diese Weise so gut an ihn empfohlen war, oder ob nur sein offener Kopf, seine Anstelligkeit und seine liebenswürdige bescheidene Art ihm die Zuneigung des Masters eintrug, schnell hatte er im College festen Fuss gefasst und sich Freunde und Gönner erworben. Der geltenden Ordnung zufolge erhielt er einen *tutor*, d. h. er wurde einem älteren Mitgliede, einem *fellow* zugewiesen, der über seine Führung wachen, sowie seine Arbeiten beaufsichtigen und leiten musste. Es war dies Hugh Fitzherbert, von dem wir sonst wenig wissen, der auch auf Ascham einen weit geringeren Einfluss ausübte, als sein bedeutender Freund Robert Pember.

Zumeist durch diesen wurde wol die Richtung bestimmt, die Aschams Studien fortan nahmen. Pember galt für einen der hervorragendsten Kenner und Förderer der griechischen Sprache. Durch ihn zuerst wurde Ascham auf die Schätze hingewiesen, die in den griechischen Classikern verborgen lagen. Mit dem ganzen Feuereifer jugendlicher Begeisterung warf der dankbare Schüler sich auf dieses neue Feld, auf welchem er bald den tüchtigsten seiner Genossen beigezählt wurde.

Und kaum fühlte er sich selbst auf dem betretenen Pfade sicher, als er auch schon das Gelernte andern mitzutheilen eilte. Grant berichtet uns, dass er schon jetzt —

doch noch ein Schüler — griechische Curse einrichtete, in denen er seinen schwächeren Kameraden die Mysterien der Wort- und Satzbildung klar zu machen suchte. Eifrig förderte Pember diese Uebungen, da er den hohen Werth erkannte, den sie für den jungen Lehrer selbst haben mussten. In einem Briefe, den uns Grant aufbewahrt hat und der jenen frühen Jahren angehört, ermuntert er ihn: „Fahre fort, wie du es angefangen hast, mit den Knaben Griechisch zu treiben. Eine einzige von dir selbst vorgetragene aesopische Fabel wird dir mehr Nutzen bringen, als wenn du die ganze Ilias vom gelehrtesten Professor commentiren hörtest."

Ueber den griechischen Classikern vergass der eifrige Student aber doch weder die körperlichen Uebungen — bis zur Stunde die Lichtseite englischer Erziehungsmethode — noch die Pflege gewisser geselliger Talente. Ob Pembers Einfluss auch nach dieser Seite hin auf ihn wirksam gewesen, muss nach Coleridges Ausführungen[1] zweifelhaft erscheinen; doch geht letzterer viel zu weit, wenn er behauptet, dass Ascham aller Sinn für musikalische Genüsse abging, dass er vielmehr eine „platonische Antipathie" dagegen besass, und „gar kein Gehör" hatte. Grants Bericht, dass Ascham auf Pembers Dringen mit grosser Leichtigkeit und Geschicklichkeit die Zither spielen lernte, mag sich immer vornehmlich auf die eine falsch gedeutete Stelle jenes Briefes gründen;[2] wir wissen dafür aus seinem eignen Munde, mit wie grosser Liebe er den Gesang pflegte. Seinem Schüler und Freunde Grindal schreibt er einmal: „Ich suche, so gut es geht, Trauer und Wehmuth niederzukämpfen. Wir singen viel, aber

---

[1] H. Coleridge a. a. o. 301—303. In dem oben bereits erwähnten Briefe Pembers an Ascham (III., 311) lesen wir: „Da operam ut sis perfectus non Stoicus ἀλλὰ λυρικός, hoc est ut belle pulses lyram." — Coleridge übersetzt richtig: „Use diligence, that thou may'st be perfect, not according to the stoical, but to lyrical perfection, that thou may'st touch the harp aright." — Das Zitherspiel ist hier nur bildlich gemeint. Vergl. Quarterly Review vol. 54. p. 346 Note. 1855.)

[2] III., 311: „Excitabat etiam in hoc puero Pemberus magnum desiderium pulsandi lyram, musarum, ut ipse putavit cultoribus aptissimam et Aschamo, quod musicam vocalem probe callebat, facillimam."

gerade dann ergreift mich am heftigsten die Sehnsucht nach dir.“

Späterhin in seinem *Toxophilus* und noch mehr im *Schoolmaster* weist er auf die grosse pädagogische Bedeutung hin, die im Gesange liegt, und dringt darauf, dass man ihn in den Schulen weit eifriger pflege. „Wenn von denen, die neu zur Universität kommen, einer zu singen gelernt hat, so verstehen sechs in der Regel nichts davon,“ klagt er zürnend. „Die Natur hat uns die Gabe des Gesanges doch nicht verliehen, damit wir sie unbenutzt liegen lassen, sondern damit wir sie üben und uns ihrer erfreuen“.

Weniger günstig urtheilt er freilich über die Instrumentalmusik. Galens Ausspruch: „viel Musik verdirbt die Sitten der Menschen“ behielt in gewisser Beziehung für ihn volle Gültigkeit. „Ich habe gefunden, sagt er, dass Plato und Aristoteles in ihren Büchern, die über das Staatswohl handeln, für die Erziehung der Kinder vornehmlich vier Dinge empfehlen: Lesen, Schreiben, Gymnastik und Gesang. Bei der Gelegenheit verbreiten sie sich weiter über das Wesen der Musik, und beide kommen zu dem Schluss, dass jene Art, die von den Lydiern geübt wird, sehr schlecht auf junge Leute wirke, die sich der Tugend und den Wissenschaften weihen wollen. In ihr liege eine weichliche, lockende und verführerische Sanftheit, die eher auf Irrwege führe, denn zur Tugend anleite. Eine andere Art Musik, die die Dorier ausbildeten, wird dagegen von beiden aufs höchste gerühmt. Die empfehlen sie als höchst geeignet für die Erziehung der Jugend zu Tugend und Weisheit, weil sie kraftvoll, ungestüm und kühn töne, die jugendlichen Gemüther mit mannhaftem Muth erfülle und zu kühner That antreibe. Ob nun unsere Balladen und Rundgesänge, *our ballads and rounds, these galiards, pavanes and dances so nicely fingered, so sweetly tuned* mehr der Musik der Dorier oder jener der Lydier gleichen, wird keinem Unbefangenen lange zweifelhaft sein. Wie aber auch immer die Antwort ausfallen mag, so bin ich sicher, dass alle diese Instrumente, *lutes, harps, all manner of pipes, barbatons, sambukes with other instruments, every one which standeth by fine and quick fingering,* von Aristoteles ver-

urtheilt werden als solche, die nicht erlernt und nicht benutzt werden sollen von denen, die nach Weisheit und Tugend streben". Aristoteles aber ist für Ascham unbedingte Autorität. Ihn leugnen sieht er für den ersten Schritt auf dem Wege an, der beim Atheismus endigt, dem Schrecklichsten, was seine Phantasie sich vorzustellen vermag.

Als er zwanzig Jahre später den *Schoolmaster* schrieb, hatte sein Urtheil in diesem Punkte nichts von seiner Härte verloren und beim Kapitel über Musik[1] verweist er ausdrücklich auf die im Toxophilus ausgesprochenen Ansichten.

Dürfen wir Aschams eignen Worten Glauben schenken, so wurde er auch schon in dieser ersten Periode seines Cambridger Aufenthalts eine Art Secretair nicht allein des College, sondern der Universtät selbst. Er schrieb eine in jener Zeit vielfach bewunderte Handschrift, und so wird man ihn wol zum Copiren der officiellen Briefe und Schreiben benutzt haben, auch schon bevor er ordentliches Mitglied des College geworden war.[2]

Wie lange Fitzherbert Aschams Tutor blieb, wie lange er unter dem direckten Einflusse Pembers stand, vermag ich nicht anzugeben. Doch scheint es nicht sehr lange gedauert zu haben. Pember verliess Cambridge, wie wir schon aus dem citirten Briefe gesehen haben, und von Fitzherbert ist nicht weiter die Rede.[3]

An seine Stelle trat aber ein Mann, der reichlich im Stande war, das von jenen beiden Begonnene mit Erfolg fortzuführen — John Cheke. Er wurde seinem Wissen nach als einer der hervorragendsten Männer der Universität gerühmt und bei der Fundirung der 5 königlichen Professuren 1540 zum Professor der griechischen Sprache ernannt. Ascham

---

[1] III., 100 ff. — (Diese einfachen Angaben beziehen sich stets auf Giles' Ausgabe der whole works of R. Ascham).

[2] I. 1, n 22 p. 52, 1544. „Literae praeterea, quas Academia ad Regiam Majestatem sive ad quoscunque alios honoratos viros hos duodecim annos dedit, a me semper scriptae sunt". Also seit 1532.

[3] Mit Pember erscheint Ascham in späteren Jahren wieder in regem Verkehr. Von Deutschland aus bestellt er oft Grüsse an ihn, er sammelt für ihn Münzen und schreibt auch direkt an ihn I. 2. p. 316.

erst sein Schüler wurde in der Folge sein Freund, der Genosse seiner Studien und blieb bis in die letzten unglücklichen Jahre nach dem Regierungsantritt Marias mit ihm in brieflichem Verkehr.

So vergingen unter ernster Arbeit und anregenden Eindrücken die ersten Studienjahre. Ascham hatte seine Zeit trefflich auszunutzen verstanden. Als er noch nicht 18 Jahre alt am 18. Februar 1534[1] mit grossem Lobe seine Baccalaureatsprüfung bestand, hatte er sich schon eine Stellung zu schaffen gewusst, die ihm ein gewisses Ansehen verlieh.

Das sollte sich zu seinem Vortheil erweisen, als er bald darauf am 26. März[2] als Fellow in das College gewählt wurde.

Es war dies die Zeit, in der König Heinrich VIII. die Trennung Englands vom römischen Stuhle aussprach und sich selbst zum obersten Haupte der englischen Kirche erklärte. So weit sich dieses Vorgehen gegen den Papismus kehrte, konnte er in seinem Volke wie auf den Universitäten einer bedeutenden Majorität gewiss sein. Zumal der Humanismus stand geschlossen auf seiner Seite. Für ihn hatte in Deutschland und England der Kampf gegen die Römlinge und Dunkelmänner seit je für eine der Grundbedingungen seiner Existenz gegolten, und erst die Ausschreitungen der Reformation trieben eine nicht geringe Zahl tüchtiger Köpfe und hochachtbarer Charaktere aus seinen Reihen wieder ins römische Lager zurück.

Von diesen Ausschreitungen hatte man 1534 in England noch weniger zu leiden gehabt. Hier galt der Humanist damals noch ziemlich unbedingt für einen Gegner des päpstlichen Regiments und Dogmas. *Cave a Graecis ne haereticus fias,* war ein Wort, das hier noch volle Gültigkeit bewahrte.

---

[1] In der Liste der Baccalauren (Numerus Baccalaureorum in artibus hujus anni juxta seni oritatem), findet sich Aschams Name als 7. von oben genannt. — Cambridge, Liber Gratiarum. *f.* 144[b]. [1534.]

[2] Baker. I. 283. — Grant, III. 312, giebt an: . . Martii 23, — und dieses Datum findet sich schon in der Editio 1576. — Giles I 1, XIV. hat den Irrthum stehen lassen.

Ascham war mit dem grössten Theil seiner intimeren Freunde und Genossen dem verketzernden Einfluss der alten Heiden anheimgefallen. Nun scheint er zwar schon damals — wol eine Folge seiner Erziehung im fremden Hause — nicht wenig von der ars aulica besessen zu haben, die ihm später in so hohem Grade eigen war, die ihn stets sich dem Mächtigen und Einflussreichen anschliessen die eigne Ueberzeugung leicht der Ansicht jenes wenigstens, äusserlich zum Opfer bringen liess. In der Jugend zeigt sich das Herz aber immer offener und der Mund ist leichter bereit in unbewachten Augenblicken die Geheimnisse desselben zu verrathen. Was die kirchlichen Ansichten betrifft ging Ascham ja auch diesmal mit der Majorität im Staat und auf der Universität; im College, wenigstens im Vorstande desselben, in dem noch die alten Herren sassen, die unter dem Einfluss einer untergehenden Zeit emporgekommen waren, hatte er sie noch gegen sich.

Aus seiner oben erwähnten Auslassung über Dr. Nicolaus Metcalf wissen wir, dass dieser der päpstlichen Partei angehörte. Er war aber ausserdem ein wohlwollender vorurtheilsfreier Mann und insbesondere gegen Ascham väterlich gesinnt, und das rettete den letzteren aus der bedenklichen Situation, die er selbst uns folgendermassen schildert: „Ich war noch ein ganz junger Mensch und eben erst Bachelor of arts geworden, als es sich einmal so fügte, dass ich unter meinen Kameraden mich gegen den Papst ausliess. Das Thema war damals in jedermanns Munde, weil eben Dr. Haynes und Dr. Skip vom Hofe hergesandt waren, um diesen Gegenstand durch Predigten und Disputationen an der Universität zur Sprache zu bringen. Es geschah das zu derselben Zeit, als meine Wahl zum Fellow gerade bevorstand. Meine Worte und Reden kamen auch Dr. Metcalf zu Ohren. Ich wurde citirt und musste vor ihm und den Senioren erscheinen. Nachdem man mir hier eine strenge Zurechtweisung ertheilt und einige Strafe zudictirt hatte, wurden alle Fellows ausdrücklich gewarnt, mir bei der Wahl ihre Stimmen zu geben. Im Geheimen und unter der Hand sorgte der gute Vater aber um so eifriger dafür, dass ich gerade

damals doch gewählt wurde. Als die Abstimmung dann stattfand, zeigte er sich, um den Schein zu wahren, mit dem Resultat äusserlich höchst unzufrieden. Die Güte und väterliche Gesinnung, die der edle Mann mir damals erwies, wird mir mein Leben lang in dankbarer Erinnerung bleiben. Denn nächst Gottes gnädiger Fürsorge, verdanke ich es vor allem den Bemühungen des guten Vaters Metcalf, dass jener Tag in Wahrheit mein Geburtstag wurde, denn all mein Wissen, alles was ich später an Erkenntniss gesammelt, mein ganzes Lebensglück beruht auf den Folgen, die jener Tag für mich hatte".

Die Universität entschied sich in dem durch Haynes und Skip angeregten Streite über die Suprematie des Papstes oder des Königs nach dem Wunsche Heinrichs. Das Schreiben, in welchem sie die Resultate der Disputationen und ihre Entscheidung in der ganzen Frage dem Könige mittheilt, ist vom 2. Mai 1534 datirt und von Fuller, *The history of the university of Cambridge,* p. 211 ff. (ed. Th. Wright Cambridge 1840) vollständig mitgetheilt worden.

Man war zwar auf eine nicht unbedeutende Opposition gestossen, durch den Druck von oben wurde sie aber niedergehalten, und allenthalben gewannen die, wenn ich so sagen darf: staatstreuen Elemente die Oberhand. Im St. Johns College gab es heftige Conflicte. Es bildete sich eine Partei, die den Sturz Metcalfs herbeizuführen suchte. Die Süd-Engländer warfen ihm Parteilichkeit vor, die Anhänger des Staatskirchenthums und des Protestantismus seine papistische Gesinnung, seine geringe Gelehrsamkeit wurde als Waffe gegen ihn gekehrt. Bei der jüngeren Generation regte sich der Wunsch nach grösserer Ungebundenheit, als die bei aller Milde strenge Zucht des alten Masters gestatten wollte. Bei alledem fand man keine rechte Ursache an ihm. Die Reinheit seines Charakters, die Selbstlosigkeit seines Wirkens schützte ihn gegen die Auflehnung der Unzufriedenen und gegen das Uebelwollen der Mächtigen. Die im Sommer 1534 stattfindende Visitation[1] beliess ihn auf seinem Posten

[1] Cooper, Annals of C. I. 373—376. — Baker I. 359 u. 211.

und noch drei Jahre lang behauptete er sich auf demselben. Da die Umtriebe aber fortdauerten, trat er im Juli 1537 freiwillig von der Leitung des College zurück und starb bald darauf, innerlich gebrochen durch den Undank, den er am Abend seines Lebens erndten musste.[1]

Wir können kaum annehmen, dass Ascham mit gegen ihn conspirirte. Seine Lage war eine peinliche. Auf der einen Seite die Freunde und Genossen, die Männer, die ihm durch gleiche Ueberzeugung und gleiches Streben nahe standen; — auf der anderen der Greis, den er als einen Vater verehrte, dem er sich für viel Gutes tief verpflichtet fühlte. Hier wird ihm seine eigne Natur zu Hülfe gekommen sein, die jeder demonstrativen Parteinahme abhold war. Eine weise Neutralität, wo das Gegentheil Gefahr bringen konnte, und ein Einlenken zu rechter Zeit, das war die Summe seiner politischen Weisheit nachher wie wol auch jetzt. Undankbarkeit hat er sich nie zu Schulden kommen lassen oder je Gutes mit Bösem vergolten. Er war aber vorsichtig und gab seinen Gefühlen nur da offenen Ausdruck, wo er hoffen durfte, dass solch ein Bekenntniss für ihn selbst keine Unannehmlichkeiten nach sich ziehen würde. Als er den Schoolmaster schrieb, brauchte er das nicht mehr zu fürchten, und hier errichtete er, 30 Jahre nach diesen Vorgängen, dem „guten Vater Metcalf“ ein Denkmal treuer und dankbarer Erinnerung, das nun dauern wird, so lange seines eignen Namens gedacht wird.

Giles vermuthet wol richtig, wenn er annimmt, dass seit Ascham *socius collegii* geworden war, die seither ihm zugeflossene regelmässige Unterstützung Sir Humphrey Wingfields aufhörte. Als scholar hatte er ein Pensionsgeld zu zahlen, denn wir hören nicht, dass er in eine der bei Fundirung des College oder nachher von „Wohlthätern“ gestifteten Freistellen eintrat. Jetzt als Fellow bezog er aber ein wenn auch nur geringes Stipendium, das ihm nothdürftigen Unterhalt gewährte. Ich glaube nicht, dass Ascham je durch Erwägungen bestimmt wurde, wie Johnson sie annimmt, dass

[1] Vergl. Baker II. 104—109.

er aus Liebe zur Unabhängigkeit auf die Unterstützung durch seinen Gönner verzichtete. Sein ganzes folgendes Leben widerspricht dieser Annahme, die auch in sich selbst jeder Begründung entbehrt. In der oben angeführten Stelle aus dem *Schoolmaster* erzählt er ja, wie er aus eigner Erfahrung wisse, dass auf Metcalfs Empfehlung armen Studenten oft von unbekannten Leuten Geld auf ihre Stuben gebracht wurde.

Seine pecuniäre Lage blieb die nächsten Jahre dauernd eine sehr gedrückte. Wir besitzen zwei Briefe von ihm aus jener Zeit,[1] in denen er hierüber klagt und für Geldsendungen dankt, die ein Mr. Leper und einer seiner Verwandten ihm zugeschickt hatten. Wir erfahren dabei, dass der letztere ihm auch schon früher einmal geholfen.

Seinen Studien lag Ascham aber nichts desto weniger aufs eifrigste ob. Grant zählt eine ganze Reihe von lateinischen und griechischen Classikern her, die er in jener Zeit alle gründlich durchgearbeitet. Auch die früher schon begonnenen grammatikalischen Curse und Uebungen setzte er fort, jetzt schon nicht mehr blos auf seinem Zimmer mit wenigen, sondern auch in öffentlichem Colleg unter nicht unbedeutendem Zustrome von Theilnehmern. „Eine Reihe von Philosophen, Rednern und Dichtern erklärte er theils öffentlich im Hörsaale, theils privatim auf seiner Stube."

Lernend und lehrend waren so seit seiner Baccalaureats-Prüfung 3 Jahre vergangen, als er nach glänzender Disputation am 3. Juli 1537 zum *Magister artium* promovirt

---

[1] Das Datum des einen Briefes I. 1, p. 3 n. 2 — ergibt sich leicht aus Aschams Angabe, er habe hac ineunte aestate patriam parentesque nostros senio aetateque prorectissimos, quos non prius hoc septennio videram — besucht. Herbst 1530 war er nach Cambridge gekommen und 1537 am 3. Juli machte er sein Magisterexamen. Der Besuch fand zweifelsohne nach diesem freudigen Ereignisse statt. Erst mit Eintritt des Winters kehrte Ascham nach Cambridge zurück, und erst nach der Rückkehr wurde der Brief in Cambridge geschrieben.

Den zweiten Brief I. 1, p. 29 n. 14, der Cantabrigiae e collegio D. Joannis Evangelistae Festo D. Marci [i. e. April 25.] geschrieben wurde, legt Giles ganz ohne nähere Gründe in das Jahr 1543. Eine sichere Zeitangabe lässt sich aus dem Inhalte nicht gewinnen.

wurde.[1] Damit war er nun vollständig aus der Reihe der Schüler herausgetreten. Seine Stellung gewann von jetzt an officielleren Charakter, er wurde von der Universität zum Lector der griechischen Sprache gewählt und hielt täglich seine Vorlesungen im St. Johns College. Im November 1538 las er auch Dialectik,[2] doch beruht es wahrscheinlich auf einer Verwechselung mit seinem Bruder Anthony, wenn Cooper ihn auch Lector der Mathematik werden lässt. Giles wiederholt diese Behauptung und zieht als Beweis eine Stelle aus Aschams Briefen herbei, die aber durchaus nicht das besagt, was er in sie hineinlegen will.[3]

---

[1] Giles I. 1, XVII giebt an Juni 29, aber „dies martis post festum Divi Petri et Pauli" (III., 313) ist der 3. Juli. — Dr. Johnsons (ed. Bennet 1761. p. IV.) „March 1557" wird wol auf einem Missverständniss des „dies Martis" beruhen. — Im Liber Gratiarum L. 157b, wo Aschams Promotion erwähnt wird, fehlt die Tagesangabe.

[2] I. 1, n. 4. p. 6 — Der Brief ist nicht, wie Giles angiebt, 1539, sondern im November 1538 geschrieben worden. Cooper, Annals of Cambridge I., 395 setzt die Wiederwahl Buckmasters zum Vice-Kanzler allerdings in das Jahr 1539, aber unter allem Vorbehalt und nur vermuthungsweise. Ihm ist darin auch Th. Baker, History of St. Johns p. 113 gefolgt. In Fullers History of the University of Cambridge p. 229 finden wir aber auf Grund der Acten, dass Buckmaster „iterum" (das heisst doch, nachdem er schon das Jahr vorher amtirt hatte) für 1538—1539 gewählt wurde, und erfahren p. 193, dass die Wahl im November stattzufinden pflegte. Dadurch ist für unsern Brief November 1538 als Datum fixirt, denn Ascham spricht noch „de novis quae hic aguntur".

[3] I. 1, n. 4 p. 5. — Auf die Mathematik ist Ascham überhaupt gar nicht gut zu sprechen. „Betrachtet alle Mathematiker (mathematical heads), die sich einzig und allein ihrer Wissenschaft widmen; wie einsam stehen sie da, wie untauglich sind sie mit Andern zu leben und wie ungeeignet der Welt zu nützen", ruft er in seinem Schoolmaster aus, wo er nachzuweisen sucht, dass „einige Wissenschaften den Geist der Menschen angreifen und ihre Sitten verderben", III. p. 100. — Richard Mulcaster, sein Zeitgenosse, erhebt sich in seiner Englischen Sprachlehre (ed. 1582 p. 241 — vergl. Seite) mit einer gewissen Erbitterung gegen diesen Ausspruch. Er wirft Ascham dabei vor, dass er „die mathematischen Wissenschaften nie des Studiums werth gehalten habe", und wundert sich „wie der doch Master not of art, but of artes, (for that is the name) — werden konnte, which has not studied them, ear he proceeded".

In jene Zeit fallen die ersten Spuren einer schriftstellerischen Thätigkeit Aschams. Dieselbe bewegt sich zunächst durchaus auf theologisch-kirchlichem Gebiete: Beiträge zu einer Psalmenausgabe, die der Bischof von Herford, Eduard Fox, unternommen hatte. Als dieser 1538 Mai 8. starb und der Bischof von Cichester die Weiterführung des Werkes in seine Hand nahm, bot Ascham sich auch ihm zum Mitarbeiter an,[1] doch scheint seine Hülfe nicht weiter in Anspruch genommen zu sein.

Eduard Fox war einer der gelehrtesten und würdigsten Vorkämpfer des Protestantismus in England, während der Bischof von Cichester, Richard Sampson, der katholisch-papistischen Partei angehörte. Ungeachtet dieser Differenz wurde die Psalmenausgabe des Fox von Sampson übernommen und zu Ende geführt. Sie scheint ganz unter seinem Namen erschienen zu sein, doch habe ich sogar im Brit. Museum vergeblich nach einem Exemplar dieser Schrift gesucht.[2]

Ob die Beiträge, die Ascham dem Bischof Fox geliefert hat, sehr zahlreich gewesen sind, wissen wir nicht. Einer derselben scheint sich jedoch in der zweiten Abhandlung der *Themata Theologica,* die Grant 1577 sammelte und herausgab, erhalten zu haben. Es ist dies eine Erklärung des Psalms 37, 25: „Ich bin jung gewesen und alt geworden, und habe noch nie gesehen den Gerechten verlassen oder seinen Samen nach Brod gehen". Das Schriftchen ist durchaus in protestantischem Geiste gehalten, was wir vor allem in der Erklärung des Gerechten erkennen: „Gerecht ist der, welcher Gott im Glauben und in der Wahrheit ehrt und der dem Vaterland, seinen Angehörigen und allen Mitmenschen in Liebe thätigen Dienst widmet. Denn wer Gott mehr als alles von ganzem Herzen und allem Gemüth ehrt, was eben der Glaube fordert, und wer seine Mitmenschen nicht weniger als sich selbst achtet, was wir Liebe nennen, der erfüllt nach

---

[1] I. 1, n. 17. p. 33—34.

[2] Godwinus, de Praesulibus 379: „Scripsit etiam in quosdam psalmos . . commentarios" . und Bale, Script. Brit. Catal. 714: „Latine protulit . . . in quosdam psalmos . . lib. 2."

der Lehre Christi und des Paulus das ganze Gesetz Gottes und ist gerecht". —

Im Frühjahr 1540 gerieth er durch seine eifrigen Bemühungen, bei der Verleihung einer erledigten Stelle als Fellow einen seiner Schüler durchzubringen, in unangenehme Conflicte mit den Gönnern mehrer anderer Aspiranten. Ascham gelang es zwar seinen Schützling an den vacanten Platz zu setzen, es berührte ihn aber doch sehr schmerzlich, dass auch der von ihm hochverehrte John Redman sich in Folge dessen verletzt von ihm abwandte. Mehrere Jahre dauerte die Spannung. Erst 1543 scheint sie ganz beseitigt worden zu sein.[1]

Schwer litt er unter diesen Verstimmungen. Dazu trat seine schwierige pecuniäre Lage, die es ihm unmöglich zu machen schien, sich auf die Dauer in Cambridge mit den unzureichenden Mitteln zu halten, welche ihm zu Gebote standen. An regelmässigem Einkommen bezog er nur den Gehalt als Lector der griechischen Sprache, der 4 £ jährlich betrug, und die geringe Unterstützung, welche das College seinen Mitgliedern gewährte. In einem der uns bekannt gewordenen Briefe stellt Ascham dieselbe in folgenden Punkten zusammen: „Zum Lebensunterhalt erhalten die einen 3, die anderen 7, und die am besten gestellt sind 12 Pence wöchentlich. Zur Kleidung wird den Schülern nichts, den Fellows aber 1 Mark ausgeworfen. Für alle übrigen Ausgaben, für die Beschaffung des Hausgeräths, zum Kauf von

---

[1] Die Briefe, welche uns hierüber Nachricht geben, I. 1, n. 5, 6 und 7 hat Giles, entsprechend dem Datum im ersten: „nono die Martii 1539" — auch datirt März 9. 1539. Ascham folgt aber bei seinen Zeitangaben zumeist der damals in England herrschenden Sitte, das Jahr mit dem 25 März zu beginnen, was speciell für diese drei Briefe aus zwei Gründen zweifellos wird:

1) Weil wir in n. 5 lesen, dass Dr. Taylor bereits „hos duos prope annos" sein Amt als Master des College verwalte, und seine Wahl erst am 4. Juli 1538 stattgefunden hatte. (Th. Baker I. 115.)
2) Weil Aschams Schützling Tomson am „17. Mart. 1539/40" — i. e. 1540 zum Fellow des College gewählt wurde. (Th. Baker I. 283.)

Büchern und dergl. wird jedem gleichfalls nur eine Mark gegeben".[1]

Für die Frugalität der Zustände im damaligen Cambridge und das harte Leben, das die Mitglieder der Colleges führen mussten, ist eine Stelle in einer der erhaltenen Predigten Thomas Levers (ed. E. Arber, English Reprints. 25) bezeichnend. Lever war ein Freund und Studiengenosse Aschams, ein berühmter Prediger der damaligen Zeit, und von 1551 an selbst *Master of St. Johns:* „Es giebt viele im College, die schon zwischen 4 und 5 Uhr des Morgens aufstehen, von 5—6 in der Kapelle ihre Andacht verrichten und von 6—10 entweder ihren Privat-Studien obliegen oder in den Hörsälen zu finden sind. Um 10 Uhr nehmen sie das Mittagsmahl *(dynner)* ein; ein Stück Fleisch im Werthe von 1 Penny wird unter vier Mann getheilt, dazu etwas Suppe, die aus demselben Fleisch gekocht ist *(with salt and otemel),* das ist alles. Nach diesem kärglichen Mahle lehren und lernen sie wieder bis 5 Uhr Abends, um welche Zeit das Abendessen *(souper)* eingenommen wird, das nicht viel besser ist als das erstere. Gleich nachher geht die Arbeit wieder an *(reasonynge in problemes or some other studye)* bis gegen 9 oder 10 Uhr, und da man kein Feuer im College hat, sind alle froh, jetzt noch eine halbe Stunde auf und nieder zu laufen, um sich den Körper etwas zu erwärmen, bis man zu Bett geht".

Welch ein Unterschied zwischen diesem Bilde und dem reichen, behäbigen Luxus, der dem Besucher heute überall in Cambridge entgegentritt! Aber nach solcher Schilderung können wir es wol verstehen, warum Ascham so eifrig um privaten Zuschuss zu dem, was ihm das College gewährte, bemüht war.

Eine weitere Bestätigung seiner Klagen finden wir in einer der Predigten Hugh Latimers, des Märtyrers (ed. Cambridge 1844 p. 178—179), die er vor dem jungen Könige Edward VI. und seinem Hofe hielt. Er schildert in eindringlicher Weise den seit dem Beginne der Reformen ein-

[1] I. 1, n. 76, p. 139.

getretenen materiellen Verfall der Universitäten, die von den meisten ärmeren Schülern und Gelehrten aus Mangel an Unterhalt und Aussicht auf gedeihliches Fortkommen verlassen seien. „Es muss das Herz eines Jeden erbarmen zu hören, was ich über die Zustände in Cambridge höre. Wie es in Oxford steht, weiss ich nicht. Nur wenige bleiben noch auf der Universität, denn die Mittel sind so gering und die Lebensmittel so theuer, dass sie sich dort nicht länger halten können, sondern anderwärts ihren Unterhalt suchen müssen. So ziehen sie jetzt im Lande umher".

Im Spätherbst 1540 scheint auch Ascham seine Lage unerträglich geworden zu sein; er reiste in die Heimath ab[1] um hier Erholung zu suchen und sich neue Hülfsquellen zu öffnen. Fast zwei Jahre währte es, ehe er wieder nach Cambridge zurückkehrte. Doch geht aus seinen Andeutungen hervor, dass er im Ganzen nur wenig Genussreiches von dieser Zeit gehabt. Ein langwieriges Wechselfieber fesselte ihn viele Monate lang ans Krankenlager. Fast verzweifelte er daran, sich je wieder zu erholen und sich in gewohnter Weise seinen Büchern widmen zu können. Zudem wollten sich seine finanziellen Aussichten lange Zeit hindurch gar nicht freundlicher gestalten. Die Verhältnisse seiner Eltern und Verwandten erwiesen sich auch jetzt nicht derart, dass er von ihnen wirksame Beihülfe erwarten konnte. Sein Vater rieth ihm vielmehr, Cambridge ganz aufzugeben, einen

[1] Im Liber Gratiarum *Γ.* fol. 170^{b} in the University Registry für das Jahr 1540 findet sich folgende Notiz: Conceditur ut Mr. Askam possit mutuari ex Bibliotheca vestra communi Poliaenum historiographum ut transcribat, usque ad Festum omnium Sanctorum proxime futurum et tum reddendum (d. i. bis zum 1. Nov.). Den November selbst ist Ascham nicht mehr in Cambridge gewesen. Im Herbst 1542 (I. 1, 24—27) theilt er einem Freunde Cambridger Neuigkeiten mit und rechnet zu denselben auch die Fundirung der 5 Professuren durch Heinrich VIII. sowie den wissenschaftlichen Streit zwischen Cheke und Gardiner. Die Gründung der Lehrstühle fand im November 1540 statt, jener Streit über die Aussprache des Griechischen aber zog sich durch den Sommer und Herbst 1542. Ascham schreibt eben, wie er ausdrücklich sagt, nach zweijähriger Abwesenheit apud parentes in agro Eboracensi und zählt wie es scheint unter den „Neuigkeiten" die Begebenheiten auf, die in dieser Zeit sich zugetragen.

praktischen Beruf zu ergreifen und in demselben das gesammelte Wissen zu verwerthen. Der alte Herr gehörte der in den nördlichen Grafschaften noch weitverbreiteten und starken katholischen Partei an, und ihm war die Richtung gar nicht lieb, die seines Sohnes Studien genommen hatten. *Cave a Graecis ne haereticus fias!* Auch er scheint das gefürchtet zu haben, trotzdem der Sohn gerade in jener Zeit enge Fühlung mit den Führern des Katholicismus suchte, und sehr energisch, wenigstens ihnen gegenüber, jeden Verdacht einer Ketzerei zurückwies. Der alte Ascham blieb dabei, die Cambridger „riefen mit ihren Studien den Zorn und die höchste Ungnade Gottes auf sich herab". Auch als der Sohn schon wieder auf der Universität war, mahnte er ihn noch daran, und als er dann starb, da erschien unserem Roger in seinem Schmerze diese Mahnung des Vaters als ein heiliges Vermächtniss, an dessen Erfüllung sich der Segen für sein ganzes künftiges Leben knüpfen müsse. Er war drauf und dran Cambridge zu verlassen, und nur dem ernsten und tröstenden Zuspruch Chekes, dem Ascham damals sein beschwertes Herz ausschüttete, mögen wir es zu danken haben, dass er der eingeschlagenen Richtung treu blieb.[1]

Bei dem persönlichen Verkehr mit dem streng kirchlich gesinnten Vater während seines langen Besuches fand Ascham die nöthige Stütze zum Widerstande in seiner Liebe zu den Wissenschaften und in dem Bewusstsein seines redlichen Strebens, das jeder tüchtigen Arbeit inne wohnt. Ihm kam der Gedanke sich wieder einen freigebigen Gönner zu schaffen, wie es früher Sir Humphrey Wingfield gewesen war, und er ersah sich als solchen Eduard Lee, den Erzbischof von York.

Lee galt nicht allein für einen wohlwollenden sondern auch für einen gelehrten Mann. In früheren Jahren hatte er es gar gewagt als Opponent gegen Erasmus aufzutreten.[2] Ergrimmt über die nichtachtende Behandlung, die ihm von dem schon damals (1517) hochstehenden Manne zu Theil wurde, und empfindlich bedroht durch einen gewissen ortho-

[1] I. 1, p. 47—49

[2] D Jortin, Life of Erasmus I., 98.

doxen Fanatismus in demselben, der ihn gern zum Ketzer und zum Feinde der Kirche gestempelt hätte, liess Erasmus seinem Zorn über den Engländer wol freien Lauf: „Nie hat die Erde ein Thier hervorgebracht nichtiger, anmassender, gemeiner, unwissender, dummer und bösartiger als ihn“. Aber wenn Lee in dem ungleichen Kampfe auch den Kürzeren gezogen hatte, so that das seinem Ansehen auf die Dauer doch keinen Abbruch. Jetzt beschäftigte ihn gerade die Ausarbeitung weitgehender Commentare zum Pentateuch. Ascham wollte ihm gegen ein festes Jahrgehalt dabei und in jeder anderen Sache durch Excerpiren, Collationiren und Referiren nach Kräften zur Hand gehen. Auch Correctur und Index, noch heute die schwerste Sorge manches Gelehrten, war er zu übernehmen bereit.

Er stellte sich dem Erzbischof persönlich vor, ward auch recht wohlwollend von ihm empfangen, erhielt aber keinen definitiven Bescheid auf seine Vorschläge. Auch ein Brief in griechischer Sprache hatte noch nicht den gewünschten Erfolg. Im Juli 1541 scheint er sich vergeblich um seine Aufnahme in Oxford — wie ich vermuthe in das von Wolsey gestiftete und damals von Heinrich VIII. protegirte und reichdotirte Kings-College — bemüht zu haben.[1] Gar gedrückt und wehmüthig klingen die beiden Briefe, in denen er sich nach mehreren durch schwere Krankheit verbitterten Monaten noch einmal an Lee und an Holgate, Bischof von Landaf, wendet. In dem ersteren spricht er freilich schon von einem officium, das ihn zum Schreiben an den Erzbischof veranlasse, aber es geht doch aus dem Briefe zweifellos hervor, dass er damals noch nicht Lees Pensionär geworden war. Erst in Folge dieser erneuten Bitte wurde er es.[2]

[1] Wood. Fasti Oxon. (Athen. Oxon. II. p. 114) — Anno Dom. 1541. 33 Hen. VIII. . . . „In the month of July a supplicate made for one Roger Haskham to be incorporated M. of A. as he had stood at Cambridge; But whether he was incorporated I find it not to stand in the Register having been propably neglected, as things of that nature (when the supplicates are set down) have frequently been done. I take this person to be the same with Roger Ascham etc.“ Cooper und ihm folgend auch Giles haben irrig Juli 1542 citirt.

[2] Die meisten der obenstehenden Angaben über die Zeit, die

Lee sagte ihm das erbetene Jahrgeld zu, ohne im Uebrigen weitere Anforderungen an ihn zu stellen. War es auch nur wenig, 40 Schilling (= 2 £) jährlich, Ascham sah es doch als eine wesentliche Verbesserung seiner Lage an. Da auch seine Gesundheit sich unterdess so weit befestigt hatte, dass er ohne Gefahr die weite Reise unternehmen konnte, so brach er bald nach diesem erwünschtem Umschwung nach Cambridge auf. Er verliess Aegyptenland, wie er sich ausdrückte, und pilgerte wieder seinem Kanaan, seinem heissersehnten Vaterlande zu.

Schon am 19. August finden wir ihn in seinem Amte als Vice-Secretair und Stellvertreter Chekes, des Orators, thätig.[1]

Es folgten jetzt ein paar Jahre, die in späterer Zeit, als das Störende und Bittere, das ja jeder Tag mit sich bringt, seine Schärfe verloren hatte, ihm wol als die glücklichsten seines Lebens erschienen. Den drückendsten Geldsorgen enthoben, konnte er sich völlig in seine Studien versenken und dann in anregenden Gesprächen mit geistreichen Freunden die nöthige Erholung suchen, oder mit seinem Bogen hinausziehen um auf freiem Felde Auge und Arm zu üben. Ich finde, dass er in dieser Zeit in besonders intimem Verkehr mit Cheke und Watson stand;[2] er war der Vertraute ihrer Privatstudien und fand bei ihnen nicht weniger Theilnahme für das, was ihn beschäftigte.

Ascham in seiner Heimath verlebte, entnehme ich den beiden Briefen, die in der Gilesschen Sammlung Num. 9 und 10 bilden. Sie sind im Winter 1541–42 geschrieben worden, und offenbar nicht in Cambridge, wie Giles angiebt.

[1] Vergl. I. 1. p. 101. n. 50. — Dieser Brief, den Ascham im Auftrage der Universität geschrieben, ist nicht — wie Giles es thut — 1546, sondern 1542 zu datiren. 1546 Juni 7 war ja doch eben der Friede mit Frankreich abgeschlossen und Schottland mit in denselben einbegriffen worden. Wozu sollte da eine neue Aushebung im August noch dienen? Eine Vergleichung des vorliegenden Schreibens mit Cooper, Ann. of Camb. I. 404 erweist dagegen mit völliger Gewissheit, dass hier von der Aushebung jenes Heeres die Rede ist, mit welchem der Herzog von Norfolk am 21. Oct. 1542 die schottische Grenze überschritt. (Froude, Hist. of Engl. IV. 186.)

[2] Toxophilus II. p. 67b ff. — Schoolmaster III. p. 241, 249.

Watson scheint es gewesen zu sein, der in ihm eine Saite anschlug, die dauernd nachtönte, die in verhallendem Accorde erst mit dem letzten Lebenshauche ausklang. Ein Gedicht war es, durch dessen angestrengte Bearbeitung er sich den letzten tödtlichen Fieberanfall zuzog. Die Liebe zur Dichtkunst aber und zumal die Anregung zu eignem Schaffen in der Muttersprache wurde durch Watson damals in ihn gepflanzt.

Ich kann nicht sagen, dass Ascham es hierin besonders weit gebracht habe, wenn ich auch der rigorosen Ansicht Elstobs wiedersprechen muss, die Verse lohnten das Papier nicht, auf welches sie gedruckt würden. Seine lateinischen Hexameter sind die schlechtesten nicht unter den unzähligen, die in jener Zeit geschrieben wurden, in welcher man das Versemachen als ein nothwendiges Attribut der Gelehrsamkeit ansah. Die uns erhaltene griechische Todtenklage auf Anthony Denny giebt einen immerhin genügenden Beweis für die Gewandtheit, mit welcher er auch dieses Idiom handhabte. Werthvoller sind seine Uebersetzungen aus dem Griechischen und Lateinischen sowie seine Originalgedichte in englischer Sprache. Niemand hat ihnen seither besondere Beachtung geschenkt; so kommt es, dass uns von ihnen nur bekannt geworden ist, was Ascham selbst in seine übrigen Werke hineingeflochten hat, am meisten in den *Toxophilus,* der diesen Jahren zeitlich am nächsten steht. Meist sind es Uebersetzungen classischer Stellen, Verse aus dem Homer, Hesiod, Sophocles, Euripides, Vergil u. a.. — wie die Vermuthung nahe liegt, Bruchstücke grösserer Partieen, die für uns verloren zu sein scheinen. Sie sind theils in dem Metrum des Urtextes gehalten, theils zeigen sie unter alleiniger Beibehaltung des Gedankens ein gänzlich neues Gewand. Von Originalgedichten haben sich nur wenige erhalten. Eine Klage über den frühen Tod eines jungen Freundes, John Whitney, der als Page Elisabeths in Chelsea sein Schüler war, stammt aus dem Jahre 1548/49 und findet sich im *Schoolmaster* III. 173. Zwei andere Gedichte aus späterer Zeit, Empfehlungen einer Schrift des Thomas Blundeville an das Publikum giebt

Herbert, *Typograph. Antiquities* II. 693, die ich in Giles' Ausgabe vermisse.

Das sehr selten gewordene Blundevillesche Buch führt den Titel: *Three ... Treatises no lesse pleasant than necessary for all man to read wherof the one is called the Learned Prince, the other the Fruites of Foes, the thyrde the Porte of rest. Imprynted by Wyllyam Seres* ... 4⁰ [VII. Juni 1561.] Die zweite Abhandlung wird mit folgenden Versen von Ascham eingeleitet:

„Of English bookes, as I could find,
I have perused many one:
Yet so well done unto my mind
As this is, yet have I found none.

„The woordes of matter here doe rise
So fitly and so naturally,
As heart can wishe or witte devise
In my conceit and fantasie.

„The woordes well chosen and well sette,
Doe bryng suche light unto the sense:
As if I lackt I woulde not lette
To bye this booke for forty pense".

Die dritte Abhandlung ist gleichfalls von einigen Versen bevorwortet, die nicht Aschams Namen tragen, wahrscheinlich aber gleichfalls von ihm herstammen:

„Lyke as the mightie oke whose rootes
In thearth are fixed fast,
Is hable to withstande eache winde
That blowes most boystrous blast;

Even so eache frowarde Fortunes happe
That ever maie betyde,
The constant mind with vertue frought
Is hable to abyde".

Ascham zeigt darin weise Selbsterkenntniss, dass er diese Seite seiner Begabung selbst nur gering anschlug. Als er in seinen Schoolmaster die vorerwähnte Todtenklage einschob, entschuldigte er sich förmlich vor dem Leser, dass er ihm ein paar Verse von sich selbst vorzulegen wage. Ein Dichter sei er nie gewesen, damals jedoch habe ihn der

Schmerz um den Freund so heftig bewegt, dass sich seine Gedanken mehr zufällig als in bewusster Absicht in eine Art unordentlichen Metrums zusammengefunden.

Schon vorher hatte er sich aber an eine viel grössere Aufgabe gemacht und ein Gedicht geschrieben, welches er „Psalm wider den Türken“ nannte und dem Bischof George Day widmete.[1] Es war in Folge des Verwüstungszuges Sultan Solimans nach Ungarn und Oesterreich 1543 entstanden. In welchem Sinne es gehalten war, lehrt uns der Wunsch Aschams, den er später einmal, in Augsburg, aussprach, als 1551 davon die Rede war, dass der Kaiser in Person an die Spitze der christlichen Streiter treten wolle: „Wenn es nach mir ginge, so sollte er nicht eher stille

[1] I. 2, n. 136. p. 322. — Giles hat diesen Brief an Bischof Day, der die Widmung des Gedichtes enthält, in das Jahr 1552, also in die Zeit von Aschams Aufenthalt in Tyrol gesetzt. Das erweist sich aber schon bei nur flüchtigem Einblicke als irrig. Gleich zu Anfang heisst es: „Quum tu his proximis diebus Cantabrigiam venisses“. 1552 war Day überdies Gefangener (seit Dec. 1551 bis zum Regierungsantritt Marias. Stowe p. 1022). Nicht blos im Febr. 1551 sondern auch zu andern Zeiten machten damals die Türken Angriffe „with a great power against Hungary“, wie Giles erklärt. So auch im Jahre 1543, und auf diesen grossen Eroberungs- und Verwüstungszug Solimans scheint sich Aschams Gedicht zu beziehen, das er fere ante annum verfasst hatte. Als Day vor einiger Zeit nach Cambridge zurückgekommen sei, erzählt er, hätten sich alle vereinigt ihn würdig zu empfangen und zu beglückwünschen. 1543 aber war Day zum Bischof von Chichester ernannt worden (Godwinus p. 561). Er stand zu Cambridge in den engsten Beziehungen, war Master of Kings-College und hatte dasselbe Amt 1537—38 auch in St. Johns verwaltet. Von der persönlichen Verbindung Aschams mit ihm haben wir schon oben gehört. Welcher Art das Versehen gewesen, das Ascham in jugendlichem Eifer und in Unüberlegtheit begangen haben will, lasse ich dahingestellt. Wahrscheinlich bezieht er sich hier noch auf die weiter unten erwähnte Uebersetzung des Oecumenius, die schon bei Lee so viel Anstoss erregt hatte. Mr. Mayor in seiner Ausgabe des Schoolmaster p. 251 nimmt an, dass Ascham hier von den Verwicklungen redet, in die er 1534 bei den Disputationen von Haynes und Skip über die geistliche Suprematie gerieth. Aber damit lassen sich weder die auf Bischof Day noch die auf die Türken bezüglichen Angaben vereinigen, und Ton und Inhalt des Briefes passen nicht für einen so jungen Schüler, als Ascham es 1534 noch war.

stehen, als bis er in Constantinopel angekommen ist". Aus dem *Toxophilus* glaube ich noch näheres über Inhalt und Gedankengang dieses Liedes angeben zu können. Ascham bespricht dort die Türken-Gefahr[1] und die bedeutenden Erfolge der Ungläubigen gegenüber den christlichen Staaten. Die Stelle muss fast gleichzeitig mit dem Psalm geschrieben sein, Ende 1543, und die bilderreiche Sprache, in welcher Ascham sich bewegt, lässt mich hier Reste des verlorenen Gedichtes vermuthen. „Wollte man Laster und sündhaft Leben aus der Christenheit verbannen, so würde der Türke nicht allein nicht über uns triumphiren, sondern Mühe haben unseren Schwertern zu entrinnen. Aber das Christenthum gleicht heute einem Manne, der die Krätze *(itch)* hat und betrunken in seinem Bette liegt. Ein Räuber kommt an seine Thür und will sie erbrechen und ihn ermorden. Aber ihn kümmert das wenig. Ihm ist es ein grösseres Behagen, im Bett zu bleiben und sich zu kratzen, wo es juckt, als sich kraftvoll zu erheben und den Räuber zu vertreiben. Aber ich vertraue, Gott wird wenn es Zeit ist die Augen der Christen öffnen, dass sie sich nicht in den Tod schlafen, und dass der Türke, der offene Feind Christi, sich nicht dereinst rühme, er sei unser völlig Herr geworden". —

Seine Ansichten über Dichtkunst hat Ascham zu wiederholten Malen ausgesprochen. Zuerst in seinem *Toxophilus,* dann mehr als 20 Jahre später im *Schoolmaster.* Am ausführlichsten ist er in dem letztgenannten Werke (III. 240 ff.), aber er beruft sich ausdrücklich auf die Gespräche, die er in diesen Cambridger Jahren mit Cheke und Watson über die Regeln der Dichtkunst geführt habe und bekennt, dass seine Anschauungen sich zumeist auf die Unterweisung jener beiden Männer gründeten.

Den poetischen und dichterischen Erzeugnissen seiner Zeit steht er mit kritisch beobachtendem Blicke gegenüber. Hauptsächlich die Form ist es, die sein Urtheil herausfordert. Es sind die Lehren des Aristoteles und des Horaz Buch *de*

[1] II. p. 71b ff.

arte Poetica, die er als massgebende Richtschnur für alle Zeiten angesehen wissen will. und er erkennt, dass von den zeitgenössischen Dichtern nur wenige den dort gestellten Anforderungen gerecht würden. „Nur wenige Dichter unserer Zeit haben diesem Ziele nachgestrebt. Es sind wol einige Dramen in England geschrieben worden. mehr in Frankreich und Deutschland, auch in Italien; aber ich glaube, dass von ihnen allen kein einziges Stück im Stande ist. die Prüfung nach den Regeln des Aristoteles oder den Vergleich mit den Beispielen des Euripides auszuhalten, mit alleiniger Ausnahme von zweien, die ich seither kennen gelernt habe, Mr. Watsons Absalon und George Buchanans Jephta." [1]

Nur von der ernsten Durchforschung und weisen verständnissvollen Benutzung der von der Vorzeit aufgestellten classischen Vorbilder hofft er eine Besserung der getadelten Zustände. Dass man es daran fehlen lasse, hält er für die Wurzel des Uebels. Man beschränke sich darauf Petrarca. Ariost oder Chaucer nachzuahmen und übersähe. dass es doch noch einen anderen. besseren Weg gäbe der Wahrheit auf den Grund zu kommen. Zum Theil geschähe es aus Nachlässigkeit, zum Theil aus Unwissenheit, und die Unberufenen seien mit ihren Erzeugnissen immer am schnellsten bei der Hand: *But now the ripest of tongue be readiest to write. And many daily in setting out books and ballads make great show of blossoms and buds, in whom is neither root of learning nor fruit of wisdom at all.* Es geht diesen Nachahmern Chaucers und Petrarcas ebenso wie jenem Manne, der Thomas More nachzuahmen meinte. „der ihm wol an Witz und Gelehrsamkeit sehr unähnlich war, aber weil er seinen Mantel immer schief auf der einen Schulter trug. wie Sir Thomas More es zu thun pflegte, ihm gleich geachtet werden wollte."

Mit allem Nachdruck tritt er der Anwendung des Reims

[1] Das erste dieser beiden Dramen ist verloren gegangen; der Verfasser konnte sich nicht zur Veröffentlichung entschliessen, weil — wie Ascham uns versichert — an zwei bis drei Stellen ein Anapäst für einen Jambus gebraucht war. — Buchanans Jephta dagegen ist 1554 gedruckt worden.

entgegen und verwirft ihn als durchaus unklassisch und barbarisch. Eigenthümlich ist seine Auffassung, derselbe sei durch die „Gothen und Hunnen“ in die Welt gesetzt worden.

Our rude beggerly rhyming wurde zuerst von Hunnen und Gothen nach Italien gebracht, wo alle gute Verskunst und alle tüchtige Gelehrsamkeit vorher von ihnen vernichtet worden war. Von dort kam der Reim dann nach Frankreich und Deutschland und wurde zuletzt auch nach England verpflanzt von Männern, die wol vorzüglichen Verstand, aber doch nur geringe Gelehrsamkeit und noch weniger Urtheil in diesem Punkte besassen.“ Allerdings seien gereimte Verse auch den Alten nicht unbekannt gewesen; Simmias von Rhodus habe einst die Sage von Leda und dem Schwan in dieser Weise bearbeitet. Aber das Urtheil seiner Zeitgenossen über dieses Werk spräche laut aus der Vergessenheit, in die es verfallen, und daraus, dass sich im Laufe all der Jahrhunderte kein Nachahmer gefunden, „bis die Hunnen und Gothen und andere barbarische Völker in ihrer Unwissenheit und rohen Einfalt dieselbe Thorheit wieder aufnahmen.“

Er dürfte der einzige sein, der einen direkten Einfluss der Hunnen auf unsere europäische Literatur behauptet hat!

Abgesehen von diesem eigenthümlichen historischen Irrthum zeigt Ascham doch, dass er den prosodischen Bau der englischen Sprache aus dem Grunde verstand. Denn auf der einen Seite prophezeit er allen Versuchen die klassischen Hexameter einzubürgern ein gänzliches Fehlschlagen, Versuchen, welche in der nächsten Generation eifrig gemacht wurden und die genau den Erfolg hatten, den der scharfsinnige Kritiker voraussah. Den Dactylus, auf dem der Hexameter vornehmlich beruht, findet er der Natur und dem Geist der englischen Sprache durchaus zuwider. Dagegen empfiehlt er auf der anderen Seite den jambischen Vers als denjenigen, der dem Englischen am angemessensten sei. Lobend erwähnt er des Lord Surrey, der mit seiner Vergil-Uebersetzung denselben zuerst in die englische Sprache eingeführt.

Auch darin hatte Ascham richtig gesehen; der Blankvers, das reimlose jambische Metrum, wurde von den Dramen-

dichtern der Elisabetäischen Epoche ausschliesslich adoptirt und ist seitdem in England wie auch bei uns das herrschende geblieben.

Es ist auffällig, dass Ascham bei diesen Ansichten doch dieselben Fehler beging, die er so strenge rügte. Was wir von ihm an Versen in der Muttersprache besitzen, ist fast ausschliesslich gereimt, wenn er sich nicht gar im Hexameter versucht.

Auch das strenge Urtheil, das er über die alten Volksbücher fällt, über die Sagen von König Artus und seiner Tafelrunde, von Tristan und Isold und den anderen Heldengesängen einer vergangenen Zeit, ist äusserst merkwürdig. Bei seiner Stellung in der englischen Literatur sollte man vielmehr meinen, dass sie sein lebhaftes Interesse erregen, in ihm einen eifrigen Sammler hätten finden müssen. Aber er hatte wenig Gefallen an ihnen. Sie stammen ihm aus einer Zeit, „da der Papismus noch wie ein tiefer Sumpf ganz England bedeckte“. Sie sind ihm in Klöstern von schlechten Mönchen und lüsternen Kanonikern geschrieben. Sie lehren seiner Ansicht nach nur Todschlag und freche Unzucht. „Im Morte Arthur werden diejenigen als die kühnsten Helden gepriesen, die ohne jeden Grund die meisten Menschen todschlagen und durch die schlausten Ränke die sträflichsten Ehebrüche begehen.“ —

In diese Jahre fällt auch der heftige Streit über die Aussprache des Griechischen, der hauptsächlich zwischen Cheke und Gardiner geführt wurde. Der letztere, Bischof von Winchester, war damals zugleich Kanzler der Universität und verfocht den alten Reuchlinschen Itacismus gegenüber der neuen von Cheke und Thomas Smith festgestellten Methode, welche sich in den Hauptsachen auf die Ansichten des Erasmus stützte.

Ascham war selbstverständlich Anhänger Chekes[1] und mit ihm der weitaus grösste Theil der aufstrebenden Talente

---

[1] Grant erzählt uns (III. 315.), dass Ascham anfangs der Neuerung opponirt und die alte Aussprache sogar gegen seinen Genossen Ponet in einer Disputation verfochten habe, wenn er auch nicht öffent-

in Cambridge. Der Kampf wurde mit grosser Lebhaftigkeit geführt, da aber die Neuerer in den Disputationen und Hörsälen ihre Gegner völlig aus dem Felde schlugen, nahm Gardiner seine Zuflucht zu der ihm von der Hochschule übertragenen Autorität und decretirte in einem feierlichen Erlass (vom 15. Mai 1542): *in sonis omnino ne philosophator, sed utitor praesentibus.* Alles sollte beim Alten bleiben und die Zuwiderhandelnden mit scharfen Strafen belegt werden. Diese werden eben so genau für die einzelnen Stufen der akademischen Bürger specialisirt, als die bisherige und ferner gültige Aussprache jedes einzelnen Buchstaben angegeben. Senatoren sollen, wenn sie nicht widerrufen, Sitz und Stimme verlieren, den Candidaten soll jede Aussicht auf Beförderung entzogen, den Fellows ihr Stipendium gesperrt, den Schülern, wenn einer sich naseweis vordrängen sollte, häusliche Züchtigung ertheilt werden.[1]

In einem geistigen und wissenschaftlichen Streite mit solchen Mitteln dreinfahren, heisst die vertretene Sache von vorn herein verloren geben. Noch nach Jahren, als Ascham in Deutschland lebte, berichtet er an Cheke mit sichtlichem Behagen an der Erinnerung: In Augsburg blühe der Protestantismus unter den Augen des Kaisers und trotz seines Interims so frisch und fröhlich, als einst seine griechische

---

lich gegen dieselbe aufzutreten wagte aus Scheu vor seinen beiden verehrten Lehrern; erst allmählig habe er sich überzeugen lassen. Diese Meinungsverschiedenheit muss jedenfalls vor den grossen Streit mit Gardiner fallen. Während die ersten Streitschriften gewechselt wurden, und als Gardiners erster Erlass publicirt ward (15. Mai 1542), ist Ascham gar nicht in Cambridge gewesen. Schon seit dem Herbst 1540 befand er sich bei seinen Eltern in Yorkshire. Unmittelbar nach seiner Rückkehr spricht er sich aber, wie wir aus I. 1, n. 12. [um October 1542], (vergl. pag. 26. Note) sehen, mit Entschiedenheit für die Grundsätze Chekes und gegen Gardiner aus. Möglicher Weise haben wir hier aber auch Spuren seines bekannten Schaukelsystems, das ihn nicht gerne mit einer Partei ganz brechen liess. Mit Gardiner trat Ascham in der Folge in den allerintimsten Verkehr, und es fragt sich doch, wie weit er dem Bischof in seinem Lieblingsthema da zu widersprechen wagte.

[1] Cooper, Annals of C. I, 402—403.

Aussprache in Cambridge „trotz allen Wüthens des Bischofs von Winchester".

Wir besitzen einen Brief Aschams, der uns mitten in jene Tage hineinversetzt. Er schildert Chekes Wirksamkeit als Professor, den ungeheuren Nutzen, den sein Zurückgehen auf die „ursprüngliche und wahre Aussprache des Griechischen" für die Erlernung und Verständlichkeit der Sprache mit sich bringe; wie dann all dies frische freudige Streben durch das strenge Edict Gardiners gedämpft und behindert sei. „Gewiss niemand kann die alte barbarische und von Barbaren erfundene Aussprache mit mehr Gelehrsamkeit vertheidigen, als der Bischof es gethan; ich bleibe aber doch dabei: Er hat die Macht — wir aber haben das Recht auf unserer Seite".[1]

Fast möchte es nach Aschams Briefe scheinen, als hätten damals die Neuerer ihre Vorlesungen ganz eingestellt, um sich dem Edict nicht fügen zu müssen. Die Opposition gegen dasselbe blieb lebendig und gewann immer mehr an Umfang und nachhaltiger Kraft. Auch die Gegner Chekes wagten nicht mehr öffentlich aufzutreten, wollten sie sich nicht den peinlichsten Demonstrationen von Seiten ihrer Zuhörer aussetzen. Ein Unglücksmann ist aus dieser Ursache von der revoltirenden Studentenschaft im öffentlichen Colleg sogar misshandelt worden.[2]

Der Senat und die Universitätsrichter scheinen auf Seiten Chekes gestanden, oder doch die Art der Gardinerschen Beweismethode nicht ganz gebilligt zu haben. Mit den vom Bischof verordneten Strafen sind sie jedenfalls nicht besonders eifrig vorgegangen. Gardiner sah sich veranlasst in einem zweiten Erlass an den Vice-Kanzler diesen persönlich für die strengste Einhaltung seiner früher gegebenen Verordnungen verantwortlich zu machen. „Ich will nicht dulden, dass man mich

---

[1] Die zwischen Gardiner und Cheke in dieser Sache gewechselten Briefe und Schriften, die den Streit sehr eingehend wissenschaftlich erörtern, wurden 1555 in Basel von Caelius Cureo in Druck gegeben. (Strype, Life of Cheke p. 18).

[2] Cooper a. a. o. I. 403. Note.

verachtet oder meiner Gebote, die ich als Kanzler erlassen habe, spottet. . . . Der König hat, erleuchtet vom heiligen Geiste die religiösen Angelegenheiten neu geordnet, und ich bitte Gott, er möge das zu unserem Besten gereichen lassen und Vergessenheit des Vergangenen geben; aber in Betreff der Aussprache bin ich gesonnen mich allen Phantastereien zu widersetzen und den Friedensstörer zu bekämpfen eben jetzt, wo er auftritt".[1]

Als einen Ausfluss des revolutionären Zeitgeistes, dem er mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln entgegentrat, sah Gardiner also die wissenschaftliche Forschung Chekes an; als ein strafwürdiges Auflehnen gegen die Autorität, das nach seiner Ansicht erst bei der Leugnung jeder göttlichen und gesetzlichen Ordnung aufhöre. Der von oben kommenden Reform glaubte er ein gewisses Mitwirken des heiligen Geistes nicht absprechen zu dürfen; ging sie von unten aus, so galt sie ihm als Revolution gegen die von Gott gesetzte und durch Alter geheiligte Obrigkeit, die er in ihren Anfängen vernichten musste, einerlei ob es sich um religiöse oder wissenschaftliche Fragen handelte.

Sein Bemühen blieb vergeblich; er vermochte Chekes Stellung, der seit 1540 den von Heinrich VIII. neu gestifteten Lehrstuhl für griechische Sprache innehatte, nicht zu erschüttern. 1544 wurde Cheke zum Erzieher des englischen Thronerben berufen und benutzte dies einflussreiche Amt dazu, seinen Ideen auch in weiteren Kreisen Eingang und Geltung zu verschaffen. Sein Nachfolger in Cambridge war ein Anhänger derselben. Als nach Eduards VI. Thronbesteigung Gardiner ins Gefängniss wanderte und seiner Kanzlerwürde beraubt wurde, da verloren sich allmählig die Opponenten. Als ein Nachspiel dieses Streites können wir Aschams Briefwechsel aus dem Jahre 1552 ansehen, in welchem er die

---

[1] „But I will withstande fansies even in pronunciation and fight with the enemy of quiet at the first entree." Cooper a. a. o. 206. — Zu Coleridges Vermuthung, dass nicht Gardiner, sondern „bluff king Henry himself" der Verfasser dieser Schreiben sei, scheint mir jeder Grund zu fehlen.

Gedanken und Grundsätze Chekes gegen die Heidelberger Gelehrten Hubert Leodius und Cisner siegreich verfocht.[1] —

Was die eigne schriftstellerische Thätigkeit anbelangt, so setzte Ascham zunächst nur die schon früher in Verbindung mit Fox begonnenen Arbeiten auf theologischem Gebiet fort. Jener Epoche gehören die *Themata Theologica* an, Erklärungen und Erläuterungen einzelner Bibelstellen in zuweilen sehr eingehender Weise. Eduard Grant, der Sammler und Herausgeber derselben,[2] bemerkt dazu, Ascham habe sie theils aus eignem Antriebe, theils aus ihm obliegender Pflichterfüllung verfasst, sie in den Sitzungen des College vorgetragen und daselbst zur Disputation gebracht. Uns sind 10 solcher Abhandlungen erhalten. Seine Methode bietet vielfache Anklänge an den noch immer hartnäckig um seine Existenz kämpfenden Scholasticismus, der Geist, in dem er schrieb, gehört dagegen durchaus der reformatorischen Bewegung an, in der er lebte. Die Abhandlungen beziehen sich alle mehr oder weniger auf Christi Erlösungstod und seine Bedeutung für das Menschengeschlecht. Gleich die erste, welche die Frage aufwirft: „Was ist grösser: das Unheil, das durch Adam über die Welt kam, oder die von Jesu Christo ihr erwiesene Wohlthat?“ — fasst den Lehrsatz von der zureichenden Gnade in seiner ganzen lutherischen Schärfe. Einzig und allein Christus, kein Heiliger, kein Märtyrer ist unser Retter und Helfer. Das Werk der Erlösung von dem Uebel, welches Adams Fehltritt über uns gebracht, hat er ganz allein ausgeführt ohne unser Verdienst aus seiner Gnade, *gratia sua;* durch ihn, der uns geliebt, werden wir überwinden. Die oppositionelle Stellung des Verfassers zum Papstthum findet mehrmals schroffen und unzweideutigen Ausdruck. Im 4. Thema (p. 187) macht er einen heftigen Ausfall gegen *pestem illam Babylonicam, Romanum episcopum, veram effigiem et expressum Antichristi*

[1] I. 1, n. 144, 151 u. 154.

[2] Zusammen mit der Apologia pro caena Dominica contra Missam etc. . . Cui accesserunt themata quaedam Theologica, debita disputandi ratione in Collegio D. Joan. pronunciata. . . . Londini, pro Francisco Coldocko (H. Middletonus) 1577.

idolum, die grosse Cloake, aus der all der nichtswürdige Unrath und Schlamm neuer den Lehren Christi widersprechender Satzungen geflossen ist; die ganze Kirche ist so sehr davon überschwemmt, das klare Wasser der reinen Lehre so sehr dadurch getrübt, dass viele bereits den Durst nach der echten Quelle der Wahrheit verloren haben. Thema 8, die Auslegung von Galater 6, 14: „Es sei ferne von mir rühmen, denn allein von dem Kreuz unsers Herrn Jesu Christi", enthält Andeutungen, dass Ascham auch mit gewissen Richtungen unter den Neuerern unzufrieden war. „Nichtig ist auch der Ruhm Derer, die durch Hineintragen neuer Dogmen oder durch die Beibehaltung von Heuchelei und Aberglauben die Ruhe der Kirche stören". Damit meint er nicht etwa die Ruhe der alten päpstlichen Kirche, denn in derselben Abhandlung drückt er die Ueberzeugung aus, dass man alle *putidos et infrugiferos abusionis ramos* derselben je eher je lieber abschneiden müsse. Vielmehr steht er auf dem Standpunkt des Staatskirchenthums Heinrichs VIII. Im 5. Thema (p. 195) nennt er die Könige die Häupter der Landeskirchen *(ecclesiae omnes, quarum capita reges sunt post Christum);* das ist ihm göttliche Verordnung, und ihnen, den Fürsten spricht er daher auch das Recht zu, Irrlehren und Missbräuche, die *ex eluvie et faecibus Romanae sentinae* geflossen seien, zu verbessern oder ganz aufzuheben. —

Eine ganz entgegengesetzte Richtung, wenigstens nach dem eignen Vorgeben des Verfassers, sollten ein paar andere Arbeiten vertreten, die Ascham damals zu Ende führte. Schon im Winter 1541—42 hatte er dem Erzbischof Lee von seiner Absicht gesprochen, einzelne Schriften des Chrysostomus, Basilius und anderer Kirchenväter aus dem Griechischen in gutes Latein zu übertragen. Es gäbe allerdings bereits Uebersetzungen, die aber von Leuten herrührten, welche nicht ganz frei und unberührt von dem Verdachte der Ketzerei geblieben seien. Gerade hier komme es aber darauf an, Gedanken und Worte genau nach dem Urtexte wiederzugeben. Auch seien Erläuterungen zu den Briefen des Paulus und anderer canonischer Episteln vorhanden, *scholia graecanica* genannt, die von einem gewissen Oecumenius aus eben diesen ange-

sehensten und ältesten Kirchenvätern zusammengetragen aber noch nie ins Lateinische übersetzt worden seien. Einen besonderen Werth erhielt gerade diese letztere Arbeit dadurch, dass viele der Schriften, aus denen die Excerpte des Oecumenius stammten, im Laufe der Zeit verloren gegangen waren. Sie erschien ihm daher als die dringlichere.

Bereits am 1. Januar 1543 konnte er seinem Freunde Seton als Neujahrsgeschenk einen Theil seines Werkes übersenden, die *Expositiones quaedam antiquae in Epistolam Divi Pauli ad Philemonem.*[1] Er meldet ihm zugleich, dass auch die Uebersetzung der Erläuterungen zum Titus-Briefe ihrer Vollendung entgegen gehe, und dass er beschlossen habe, sie — wenn der Gedanke des Freundes Billigung fände — dem Erzbischof Lee zu dediciren.

Die Ueberreichung des Schriftchens an diesen verzögerte sich dann aber noch bis in den Spätherbst, als Ascham es persönlich seinem Gönner nach London überbrachte. Lee lag gerade krank zu Bett, so konnte er ihn selbst nicht sprechen, doch wurde das Buch dem Erzbischof von seinem Bruder und Haushofmeister übergeben. Es hatte einen Erfolg, den der Verfasser sich nicht entfernt hatte träumen lassen. Lee sandte ihm die Arbeit zurück, allerdings „nicht ohne eine Verehrung", liess ihn aber zugleich bedeuten, sich eine gewisse Stelle etwas näher anzusehen. Es war dies die

[1] Dieses Exemplar, Aschams Original-Handschrift, hat sich in der Bibliothek des St. Johns College Cambridge, erhalten. Ein kleines Büchelchen (es ist im MSS. Catalog 12^0 angegeben) auf Papier geschrieben, aber in Pergament geheftet, mit biegsamem Deckel. Als Einleitung enthält es Aschams Brief an Seton, der in allen Ausgaben von Aschams lateinischen Briefen, zuletzt bei Giles I. 1, 22—24 mit manchen Abweichungen und Aenderungen offenbar nur nach dem Concept gedruckt ist. In den Deckel geschoben befindet sich ausserdem noch ein loser Zettel sehr feinen Papieres, auf welchem Ascham in derselben Prachtschrift wie das ganze Werk folgenden Wunsch an den Adressaten geschrieben hat: „D. Jesus Dignitatem tuam Diutiss. servet incolumem. Dominationis tuae Studiosissimus Rogerus Aschamus." — Auf einem der leeren Blätter zu Anfang lesen wir von Th. Bakers Hand die Notiz: „Libellus hic scriptus est, tam manu, quam opera ipsius Aschami". Das Datum ist von Ascham nach der Märzrechnung gegeben lautet im Original: A. D. 1542 Calend. Januar.

Erläuterung, welche Chrysostomus zu jener Schilderung der für einen guten Bischof erforderlichen Eigenschaften (Titus 1, 6 u. 7.) gegeben hatte: „Wo Einer ist untadelig, eines Weibes Mann, der gläubige Kinder habe, nicht berüchtiget, dass sie Schwelger und ungehorsam sind. Denn ein Bischof soll untadelig sein, als ein Haushalter Gottes, nicht eigensinnig, nicht zornig, nicht ein Weinsäufer, nicht pochen, nicht unehrliche Hantierung treiben.“ Der Erzbischof nahm die Worte als eine Beleidigung und witterte überdies ketzerische Ansichten des Uebersetzers hinter ihnen.

Ascham war ausser sich; im Gegensatze zur Ketzerei, auf dem Boden der alten Kirche hatte seine Arbeit stehen sollen, und nun scheiterte er an dem gleichen Verdachte! Sein erster Gedanke war, sich durch den Nachweis einer verdorbenen Lesart und des dadurch verursachten Irrthums zu decken. Aber das ging nicht recht; genau so, wie er übersetzt hatte, stand es im Text des Oecumenius. Ein griechischer Chrysostomus lag ihm nicht zur Hand, und er setzte seine Freunde in Bewegung ihm einen solchen zu schaffen. De- und wehmüthig bittet er endlich Lee um Vergebung: er habe sich gar nicht beikommen lassen, „dass diese Commentare, welche Oecumen aus den ehrwürdigsten Kirchenvätern als wie aus einem wohlgepflegten Garten, der frei wäre von allem giftigen und schädlichen Unkraut, gesammelt hatte, mehr Gift zur Förderung ketzerischer Neuerungen als gesunde Elemente zur Bewahrung des Heils enthielten.“

Aber so leicht war es nicht, den gekränkten Kirchenfürsten zu versöhnen und den einmal rege gewordenen Verdacht zu beseitigen, er wende seine Unterstützung einem Unwürdigen zu, einem Anhänger der Neuerungen und versteckten Protestanten. Ascham erhielt Kunde, dass der Unwille seines Gönners andauere, dass manche Cambridger Gegner eifrig gegen ihn schürten. Es konnte ihnen nicht gerade schwer fallen, mancherlei beizubringen, was bei Lee gegen Ascham sprechen musste, und seine Pension wurde ihm für eine Weile gesperrt.

Es ist dies eine Gelegenheit, bei welcher der Charakter

des Mannes so deutlich zu Tage tritt, dass ich auf die Darlegung dieser Umstände näher eingehen zu müssen glaube. Unzweifelhaft war Lees Verdacht begründet. Ascham war seiner inneren Ueberzeugung nach ein Anhänger des neuen Glaubens, ein Gegner des Papstthums und der alten Kirchenverfassung. Auf der Universität hat er sich eng an die Opposition machenden Elemente angeschlossen. Sein erstes Auftreten zeigt ihn uns als Eiferer gegen den römischen Supremat, als Kämpfer für die Oberhoheit des Königs auch in kirchlichen Angelegenheiten. Seine ersten schriftstellerischen Versuche schliessen sich an die Arbeiten des protestantisch gesinnten Bischof Fox und sind auch im weiteren Verlaufe durchaus von reformatorischen Ideen durchdrungen. Trotzdem stellt er gleich darauf seine Feder in den Dienst der Führer der katholischen Partei, eines Lee, dann wie wir sehen werden, eines Holgate, Day, Thirlby und Gardiner, und hält es nicht für bedenklich bei ihnen Unterstützung zu suchen. Zunächst handelte es sich ja freilich mehr um wissenschaftliche Fragen. Wer aber einmal die schiefe Ebene betreten hat, kann nicht bestimmen, wo er stehen bleiben wird. Ascham fiel bis zur Verleugnung seiner selbst. Um den Verdacht des Erzbischofs zu entkräften und den über ihn verbreiteten Gerüchten entgegenzuwirken, erbietet er sich Zeugnisse über seine Rechtgläubigkeit von seinem College, von jedem einzelnen seiner Vorgesetzten beizubringen. „Dass ich kein Schwärmer bin oder ein Neuerungssüchtiger, das kann die Richtung meiner Studien beweisen; denn sie beschränken sich ausschliesslich auf die Beschäftigung mit Aristoteles, Plato und Cicero. Ich habe einen solchen Abscheu vor allen Büchern, welche irgend eine neue Lehre vertheidigen, mögen sie in englischer oder lateinischer Sprache abgefasst sein, dass ich mit Ausnahmen der Psalmen Davids und des neuen Testaments — und auch dieses nur griechisch — kein Buch über christliche Religionsangelegenheiten, weder gross noch klein, je gelesen habe.“ [1] Wenn ihm Lee wieder

[1] I. 1, p. 35 n. 18. „Quid, quod etiam tantum semper abhorruit animus meus ab omnibus quum Anglice tum Latine scriptis libris, quibus nova aliqua importaretur doctrina, ut excepto Psalterio Davidis et novo

seine Gunst zuwenden würde, so verpflichtet er sich hoch und heilig, „so wahr Gott helfe“, dass er niemals einen Mangel an Diensteifer spüren, niemals wieder zu einem Zweifel an seiner Rechtgläubigkeit Veranlassung haben soll.[1]

Wie schlau versteht er Wahres und Falsches hier miteinander zu mischen! Seine Studien waren ja allerdings hauptsächlich sprachlicher Natur, die classischen Autoren haben ihm stets im Vordergrunde gestanden. Ist es aber trotzdem nicht eine Lüge, die er vorbringt? eine Verleugnung seiner innersten und wahrsten Ueberzeugung?

Wir besitzen auch einen anderen Brief, den Ascham damals an seinen früheren Lehrer Redman richtete, und dessen Fürsprache bei Lee er in dieser Angelegenheit erbat. Hier lautet seine Vertheidigung schon wesentlich anders. „Ich glaube“, heisst es da, „dass in den ersten Jahrhunderten der Kirche Nothwendigkeit und Verhältnisse es mit sich brachten, dass damals manches erlaubt war, was die weisen Leiter der Kirche später widerriefen und aufhoben, als sie an Macht und Umfang wuchs und gewissermassen an Alter und Verstand zunahm. Das ist es, was ich hierüber sagen zu müssen glaube. Ich kann nicht einsehen, wie diese Sache den ehrwürdigen Vater so sehr hat erzürnen können. Das aber weiss ich gewiss, dass ich beim Uebersetzen jenes Werkes von jeder Ansicht, die nicht ganz rein und orthodox ist, so weit entfernt war, als ich an das nicht dachte, was damals im Lande Utopien getrieben wurde.“

Ascham gelangte auf dem eingeschlagenen Wege aber doch zu seinem Ziel: Lee verzieh ihm, nahm ihn wieder zu Gnaden an und liess ihm seine Pension nachzahlen. Für ihn lag in der ganzen Verwicklung die Lehre, dem Gebiete der Theologie fortan möglichst fern zu bleiben. „Du hast Recht, ehrwürdiger Vater,“ bekennt er, „es war unbesonnen von mir, das ich mich gleich an das Uebersetzen so schwieriger

---

Testamento, eoque Graeco, nullum de Christiana religione librum, *οὐδὲ σμικρὸν οὐδὲ μέγιστον . . .* nunquam usurpaverim.“

[1] ibid.: „. . perficiam, ut nec mea in dominationem tuam observantia, in literas diligentia, nec in religionem sinceritas unquam desideretur.“ —

Dinge begab.“ Er habe daher beschlossen, vorerst seinen Geist an minder gefährlichen und schwierigen Thematen zu schärfen und habe daher den Philoctet des Sophocles vorgenommen, um ihn im Versmaasse des Urtextes ins Lateinische zu übertragen.

Wie weit Ascham mit diesem Werke kam, weiss ich nicht zu sagen. Keiner der früheren Biographen erwähnt desselben. Ebensowenig ist mir bekannt, ob ihm wirklich die Herausgabe der von Lee ausgearbeiteten Commentare zu den fünf Büchern Mosis anvertraut wurde, um welche er sich nach dem noch im Laufe dieses Jahres — 1544 Sept. 23 — erfolgten Tode des Erzbischofs bewarb. [1] —

Lees Hingang war für Ascham ein schwerer Schlag, und wir können der Aufrichtigkeit seines Bedauerns vollen Glauben schenken. Erneuerte sich nun doch wieder für ihn die alte Geldnoth, der er so eben erst um so theuren Preis aus dem Wege zu gehen versucht hatte.

Die Frage wurde für ihn um so peinlicher, als vor wenig Wochen seine Bewerbung um den leergewordenen Lehrstuhl Chekes erfolglos geblieben war.

So sah er sich denn wieder nach einem Gönner um, der ihm Lee ersetzen könnte.

Merkwürdig wie sein Blick hierbei immer wieder nur auf soche fällt, die als strenggläubige Katholiken bekannt waren, die unter Eduard die Opposition, unter Maria die Reaction leiteten! Der Gegensatz trat doch auch schon unter Heinrich VIII. scharf genug hervor. Ascham schwankt zwischen Thirlby, damals Bischof von Westminster, und Gardiner. Ich finde nicht, dass er mit den protestantisch gesinnten Bischöfen irgendwelche Berührung sucht. Anfang

[1] Diese Commentare scheinen überhaupt gar nicht herausgegeben worden zu sein. Der Verfasser der Athen. Oxon. I, 63 — kannte sie nur aus dieser Stelle in Aschams Briefen: I, 1, p. 59. u. 24. — — Jortin in seinem Life of Erasmus II. 710 bemerkt dazu: „It was grateful in Ascham, to interest himself in the remains of his deceased friend. But this Commentary never came forth and certainly Posterity has lost nothing by the suppression of it“.

1545 richtete er an Cranmer ein höchst lamentables Gesuch, ihm seines Gesundheitszustandes wegen auch in der Fastenzeit den Fleischgenuss zu gestatten, da er vor Fischspeisen einen angeborenen Widerwillen habe, und die lange Entbehrung kräftiger Nahrung sowie jede Unregelmässigkeit hierin auf ihn schädlich wirke. Weil er für die gewährte Licenz die üblichen Gebühren nicht entrichten konnte, sprach er wohl den Wunsch aus, seine Erkenntlichkeit in anderer Art erweisen zu dürfen; zu seinem Patron erbat er den Erzbischof aber jetzt so wenig wie nachher, als er durch Bucer in persönliche Berührung mit ihm kam.

Wie trägt er in dem Brief an Cranmer wieder so ganz reformatorische Grundsätze zur Schau, trotz jener Lee gegegebenen Versprechungen: nie auch nur in Gedanken von den Satzungen der Kirche abzuweichen! Er begründet sein Gesuch mit der Behauptung, alle Vorschriften und Verordnungen der Kirche seien ursprünglich wol zur Förderung der Menschheit erlassen worden. Wenn sich aber im Laufe der Zeiten herausstelle, dass sie schädlich wirkten, so dürften sie wieder für den einzelnen suspendirt oder für die Gesammtheit ganz aufgehoben werden. Die Fastengebräuche zumal, altheidnischen Ursprungs, seien nur „durch jene päpstliche Cloake *(per sentinam illam papisticam)* bis in unsere Zeiten geleitet worden". Ihre Verbindlichkeit halte er daher für wol lösbar.

So schrieb er zu derselben Zeit, während er sich um Gardiners Gunst bewarb, der nicht lange vorher dem Vize-Kanzler der Universität einen strengen Verweis ertheilt hatte, weil er es ungeahndet liess, dass Cambridger Professoren die Fasten brächen, und der ernste Strafen in Anwendung gebracht wissen will gegen alle, welche die alten Satzungen nicht beobachteten!

Zu der einen Partei hielt Ascham selbst, unter der anderen sicherte er sich einflussreiche Gönner und mächtige Freunde.

Die einflussreichsten Gönner aber mussten der König selbst und die Grossen seines Hofes sein. Sie wollte er sich daher gewinnen. Wir wissen es aus seinem eignen Munde,

diese Hoffnung belebte ihn bei der Fertigstellung seines nächsten schriftstellerischen Versuches, des ersten in englischer Sprache, bei der Vollendung seines *Toxophilus*. —

Wir erinnern uns, wie schon in früher Knabenzeit im Hause Humphrey Wingfields Ascham sich eifrig im Bogenschiessen übte. Auch auf der Universität, auch noch als er aus den Reihen der Schüler in die der Lehrer und Gelehrten getreten war, blieb er seiner Lieblingserholung treu: an hellen Frühlings- und Herbsttagen mit Bogen und Pfeil hinauszuziehen aufs freie Feld oder am Schützenstande im Wettkampf mit anderen sein Glück und die Sicherheit seiner Hand zu prüfen. Manchen Spott musste er desshalb von seinen Gefährten ertragen, denen nur über verstaubten Pergamenten der Himmel mit seinen Sternen lachte, oder die es vergnüglicher fanden, über Karten- und Würfelspiel die Nacht zum Tage zu machen. Schwerer wog der Tadel manches Lehrers und geachteten Freundes, der über die unnütze Zeitvergeudung klagte.

Wie Ascham aber den Spott ertrug, wusste er auch den Tadel zu pariren. Den einen vergalt er mit gleicher Münze, den anderen entkräftete er, indem er wie auf dem Schützenstande, so auch in den Hörsälen und Studirstuben seinen Platz stets unter den Tüchtigsten und Besten sich suchte. In seinem Treiben irremachen liess er sich weder durch das eine noch durch das andere.

Es kam ihm aber wol der Gedanke, mit seiner Vertheidigung einmal vor die Oeffentlichkeit zu treten und seine Sache der Beurtheilung aller Einsichtigen und Gebildeten vorzulegen. Und weiter: auch für seine Ideen Propaganda machen wollte er. Das Bogenschiessen sollte an den Universitäten, unter der ganzen Jugend Englands in Palast und Hütte so heimisch werden, wie es jetzt doch nur noch von wenigen mit Ernst getrieben wurde. Für die Gelehrten und Schüler sollte es eine Erholung von den Arbeiten im Bücherstaube sein; für die Armen eine Freude, die sie ihr anderweitiges Elend vergessen liesse; für die Reichen ein Vergnügen, das sie von anderen schlimmen Zerstreuungen abhielte; für alle eine Uebung des Muthes und der Kraft, die sie im Frieden geschickt machte,

zur Vertheidigung des Vaterlandes in Noth und Gefahr und zur Behauptung des alten Kriegsruhmes der englischen Waffen, der von je hauptsächlich auf den Bogenschützen beruhte.[1]

Ascham mag wol oft solche Gespräche gepflogen haben, wie er uns eines in seinem *Toxophilus* wiedergibt. Denn als Dialog hat er sein Büchlein über die Schützenkunst geschrieben. Von diesem oder jenem ist er dann auch aufgefordert worden, seine Ideen über diesen Gegenstand einmal dem grösseren Publikum mitzutheilen.[2]

Er spricht sich selbst über die leitenden Gedanken bei seiner Arbeit folgendermassen aus:[3]

„Wenn Jemand tadeln wollte, dass ich mir einen solchen Gegenstand zur Behandlung gewählt, oder dass ich in englischer Sprache geschrieben habe, so möchte ich ihm folgendes erwiedern: Eine Beschäftigung, in der die besten Männer im Staate für sich nichts Unziemliches sehen, kann auch mich in keiner Weise compromittiren, wenn ich über dieselbe schreibe. Hätte ich dieses in einer anderen Sprache gethan, so würde das vielleicht für meine Studien förderlicher und für meinen Ruf ehrenvoller gewesen sein. Ich halte meine Arbeit aber für hinreichend belohnt, wenn ich auch unter Beeinträchtigung des eignen Vortheils und Ruhmes, dem Vergnügen und Nutzen der Gentlemen und Yeomen Englands mit derselben einige Förderung bringen kann. In ihrem Interesse habe ich mich dieser Mühe unterzogen.

„Was die lateinische und griechische Sprache betrifft, so ist in ihnen bereits alles so vortrefflich behandelt, dass schwerlich jemand diese Meisterwerke übertreffen wird. Was dagegen in englischer Sprache seither geschrieben wurde.

---

[1] Unter denen, die diesen Gedanken Aschams am eifrigsten auffassten und energisch befürworteten, ist vor allen Hugh Latimer zu nennen, der sogar in einer seiner Predigten vor König Eduard VI. und seinem Hofe eindringlich über den segensreichen Einfluss des Bogenschiessens auf Erziehung der Jugend und des Volkes geredet hat. Vergl. Sermons of Hugh Latimer ed. Parker Society, Cambridge 1844 p. 196—197.

[2] II. 5b. —

[3] II. 6b ff.

steht sowohl nach Inhalt als Form auf so niedriger Stufe, dass schwerlich jemand noch schlechter schreiben wird. Denn je geringer das Wissen, desto geneigter war man stets zur englischen Sprache zu greifen, und die am wenigsten Aussicht hatten sich durch ihr Latein auszuzeichnen, glaubten um so unverschämter mit ihrem Englisch hervortreten zu dürfen. Und doch ist nicht jeder, der zu sprechen vermag, auch schon zum Schriftsteller geeignet.

„Wenn jemand in welcher Sprache auch immer schreiben will, so muss er vor allem jenen Rath des Aristoteles befolgen: zu schreiben, wie das Volk spricht, und zu denken, wie weise Männer denken. So wird ihn jeder verstehen, und das Urtheil der Einsichtigen wird ihm günstig sein.

„Viele englische Schriftsteller sind diesem Rathe aber nicht gefolgt. Sie haben sich fremder Ausdrücke bedient, lateinische, französische, italienische Worte in unsere Sprache gemischt. Aber damit haben sie ihre Bücher nur schwerfällig und unverständlich gemacht."

„Ich unterhielt mich einst mit Jemandem über diesen Gegenstand. Der Mann meinte, unsere englische Sprache würde durch dieses Verfahren bereichert und erweitert: „Wer würde das Mahl nicht loben, bei welchem uns Wein nach Auswahl, Ale und Bier vorgesetzt wird."

„Gewiss, antwortete ich ihm, diese Getränke sind jedes für sich sehr vortrefflich; aber wenn jemand Malvasier und Sect, rothen und weissen Wein, Ale und Bier durcheinander giessen wollte, so würde er sich einen Trank zusammenbrauen, wie er seither noch nicht gekannt ist — und für den Trinker schwerlich von wohlthätiger Wirkung sein dürfte."

„Indem Cicero den Styl des Socrates, Plato und Demosthenes zu seinem Vorbilde nahm, erweiterte auch er die lateinische Sprache, aber doch in einer durchaus anderen Weise. Dieser Weg bleibt von den meisten Schriftstellern unbenutzt. Entweder können sie ihn nicht einschlagen, weil ihre Unwissenheit ihnen im Wege steht, oder sie wollen es nicht thun, weil ihre Eitelkeit sie daran hindert, zwei Fehler, die übrigens selten getrennt vorkommen.

„Englische Schriftsteller haben zu verschiedenen Zeiten verschiedene Themata behandelt. Zu unserer Väter Zeit wurde nichts gelesen ausser jenen Büchern voll erdichteter Rittergeschichten *(feigned chivalry)*, die durch ihre Moral die Leser nur zu Todschlag und Ehebruch führen konnten. Sie nur für einen unschuldigen Zeitvertreib anzusehen, ist ein schwerer Irrthum. Unnütze Reden wirken oft verhängnissvoll auf leere, unwissende oder jugendliche Gemüther, zumal wenn diese schon von Natur zu üblen Leidenschaften hinneigen. Diese Bücher wurden — wie viele meinen — zum grössten Theil in Abteien und Klöstern geschrieben; sie sind die natürliche Frucht solch' unnatürlicher und verwerflicher Lebensweise.

„In unseren Tagen, wo man weit mehr dem Wissen als dem Wohlleben zuneigt, schreiben sehr viele, aber in ähnlicher Weise, wie viele schiessen. Manche Schützen nämlich nehmen stärkere Bogen zur Hand, als sie zu handhaben im Stande sind. So kommt es, dass sie bald zu kurz bald zu weit schiessen oder gar einen der Zuschauer verletzen. Andere, die noch nie einen Bogen in ihrer Hand gehabt, zeigen sich beim Wettschiessen so eifrig als die besten Schützen, sie bringen aber nur ihre Partei zu Fall. Nur ihre Gegner freuen sich über sie und werden stets bereit sein gegen sie zu wetten. Für solche wäre es schicklicher zuzusehen, als sich am Schiessen zu betheiligen. Andere wieder, die gute Waffen besitzen und gute theoretische Kenntnisse in der Schützenkunst, haben doch eine so schlechte Schule durchgemacht, dass sie eben so wenig elegant als präcis schiessen.

„Ich habe beim Schreiben meines kleinen Schriftchens vornehmlich das Beispiel manches jungen Schützen befolgt, der erst um geringen Preis zu schiessen beginnt, oder es nicht verschmäht ein bis zweimal um nichts zu schiessen, bevor er ernstlich anfängt.

„So mache auch ich meinen ersten schriftstellerischen Versuch[1] an einem weniger bedeutenden Gegenstande um mich selbst zu prüfen. Ist das Urtheil der Weisen und Einsich-

[1] Es ist nur der erste in englischer Sprache. —

tigen mir günstig, so will ich mit Gottes Hülfe nachher meine Geschosse auch im Wettkampf um höheren Preis werfen.

„Ich denke auch daran, dass mir von diesem und jenem der Vorwurf gemacht werden könnte, dass ich, doch nur ein unvollkommener Schütze, mich an die Abfassung eines Lehrbuchs wagen durfte, welches vollendete Schützen bilden soll. Wer so fragt, müsste sich dann auch wundern, wie ein stumpfer Schleifstein die Schneide eines Messers schärfen kann. Ich antworte ihm, dass in der Behandlung eines jeden derartigen Gegenstandes vier Dinge durchaus zu unterscheiden sind: die That, das Wort, der Gedanke und die vollendete Künstlerschaft. Zunächst kann niemand etwas so gut thun, als dass er nicht noch besser darüber reden könnte; durch die Sprache lässt sich aber bei weitem nicht alles ausdrücken, was unsere Phantasie sich vorzustellen vermag. Die vollendete Künstlerschaft endlich ist weit über allem Denken erhaben. Steht aber das Wort um einen ganzen Schritt der Vollkommenheit näher als die That, dann darf man sich auch darüber nicht mehr wundern, wie meine Schrift besser lehrt, was wahre Schützenkunst sei, als meine eignen Schüsse es zu zeigen vermögen.“ —

Ascham hat zur Abfassung seines Toxophilus die ganze Fülle seines Wissens aufgeboten und, der Sitte seiner Zeit darin folgend, seine Citate aus einer ganzen Reihe von Schriftstellern zusammengetragen. Die alten griechischen und lateinischen Classiker mussten ihm so gut die Beweisstellen für seine Ansichten geben, als die Byzantiner, als die Autoren späterer Latinität und des Mittelalters; die alten Chroniken so gut wie die Nationalgesänge seines Volkes und die mündliche Ueberlieferung „alter Leute“; — Dichter, Philosophen und Historiker wusste er sich in gleicher Weise dienstbar zu machen. Ich gestehe, dass er das mit grossem Geschick gethan. In der Kunst zu disputiren muss er ausserordentliche Gewandtheit besessen haben, und gleich hier bei seinem ersten grösseren literarischen Versuch zeigt er sich uns als einen Meister der Feder. Zwei Freunde führt er uns vor, die in einer Mussestunde die Vortheile und Nachtheile des Bogenschiessens erörtern: Philologus, der, wenn auch kein

entschiedener Gegner dieses Sports, ihn doch mit misstrauischen Blicken ansieht und namentlich für einen Jünger der Wissenschaft von fraglichem Werthe hält, und den Toxophilus, den warmen Freund des Bogens und eifrigen Schützen, der sich aber im Verlauf als ebenso gewandter Dialectiker wie als tüchtiger Gelehrter bewährt. Der Ausgang des Streites ist vorauszusehen: Philologus giebt sich geschlagen und wird der gelehrige Schüler seines Gegners. Aus der Disputation entwickelt sich eine Unterweisung und Anleitung zur geschickten Führung des Bogens und zur eingehenden Kenntniss aller der Gegenstände, die für die Schützen von Werth und Bedeutung sind, sowie aller der Regeln, die er bei seiner Ausrüstung und bei der Ausübung seiner Kunst beobachten muss. Daneben werden dann noch manche andere Fragen aufgeworfen und erörtert: Vortheil und Nachtheil des Würfel- und Kartenspiels, der Nutzen der Instrumentalmusik und des Gesanges; Ascham spricht über Staat und Kirche, über Bedeutung und Ausübung des Kriegsdienstes, und giebt Urtheile über altclassische so gut wie über Schriftsteller seiner Zeit. Auch eine Reihe persönlicher Notizen finden wir hineingestreut, die nicht unerwünschte Züge zum Bilde unseres Autors hinzufügen.

Ascham ist sich des eigenartigen Charakters seiner Arbeit sehr wohl bewusst und findet denselben ebensowohl im Inhalt als in der Form. Er stellt sich in beiden Beziehungen in ausdrücklichen Gegensatz zu seinen Vorgängern auf dem Gebiete englischer Prosa: „Beim Schreiben dieses Buches habe ich mich bemüht so weit als möglich abzuweichen von der Art und Weise fast aller englischen Schriftsteller". Gewissermassen als Reformator seiner Muttersprache sah er sich an und gedachte in seinem Werke ein Muster reinen englischen Styls aufzustellen, nachdem derselbe durch unwissende, geistlose Scribenten bis zur Unverständlichkeit entstellt und verunstaltet worden war. In einem Briefe an Gardiner hebt er mit Nachdruck gerade diese Seite seiner Arbeit hervor.[1]

Aschams idealer Zweck bei Abfassung seines Buches

[1] I. 1, n. 34.

war daher ein doppelter, und nach beiden Richtungen hat er sein Ziel erreicht. Gewann das Bogenschiessen auch nie die alte Bedeutung in Kampf und Krieg, wie er gehofft hatte, wieder zurück, drängte der Hackenschütze und Arkebusier den Armbrustschützen auch immer nachdrücklicher aus dem Felde, so dass man heute die alte Waffe, für die Acham so mannlich eintrat, „die Königreiche gründete und stürzte", nur noch als Kinderspielzeug antrifft; in England haben sich doch bis auf den heutigen Tag Liebhaber des Bogens erhalten, die unbekümmert um Vorder- und Hinterlader ihre Kunst üben, und bei ihnen ist Aschams Name so wenig vergessen wie sein Buch. Er hatte den Satz aufgestellt, dass elegantes Schiessen in der Beobachtung der Regeln von fünf getrennten Actionen beruhe, nämlich: Stellung des Schützen, Aufsetzen des Pfeils, Anziehen, Halten und Loslassen der Sehne; *Standing, Nocking, Drawing, Holding, Loosing),* und noch heute lernt jeder angehende Schütze in England diese Grundregeln unter dem Namen *Aschams five points of Archery* kennen. Die englische Sprache weist eine ziemlich umfangreiche Literatur über diesen Gegenstand auf. Gehen wir sie aufmerksam durch, so erkennen wir, dass alles folgende fast ganz auf dem *Toxophilus* beruht.[1] Noch im Jahre 1801

[1] Am weitesten in der Benutzung ging jedenfalls Gervase Markham, der in seinem Buch: The art of Archery, London 1634, den Aschamschen Dialog, ohne nur ein einzigmal den eigentlichen Verfasser zu nennen, einfach in einen Vortrag umgewandelt hat, den er, Markham, dem Leser hält, indem er meist in der ersten Person spricht und sogar die Beispiele, die Ascham aus seinen Beobachtungen mit hineinflocht, als eigne Erlebnisse bringt. Zum Schluss hat der Mann noch die Unverschämtheit, die Nachsicht des Publikums für etwaige Mängel seiner Arbeit anzurufen! So etwas war natürlich nur 100 Jahre nach dem ersten Erscheinen des Werkes möglich, denn unter Aschams Zeitgenossen war der Toxophilus zu gut bekannt, als dass damals ein Compilator sich einen derartigen Diebstahl hätte erlauben dürfen. — Wie günstig die Aufnahme war, die der Toxophilus unter den Zeitgenossen fand, können wir an manchem erhaltenen Zeugniss wohl ermessen. Im Jahre 1560 veröffentlichte ein Anonymus: The Institution of a Gentleman, (London, Thomas Marshe. 12°. — 2. Aufl. 1568) und dort lesen wir (p. J. IV): „One maister Askame, a learned man, „hath take paynes to set forth a booke of the ryght ordre of shooting

erklärte Thomas Roberts *(The English Bowman* p. IV—VI) „Ueber Ausübung der Schützenkunst *(upon the subject of practical archery)* besitzen wir im Grunde nur einen einzigen Schriftsteller, Roger Ascham . . . Seine Abhandlung ist von ausserordentlichem Nutzen für alle, die sich näher über die Kunst des Bogenschiessens unterrichten wollen". [1]

Und ferner ist der *Toxophilus* ein Grundstein und Ausgangspunkt für die ganze nachherige Blüthe der englischen Prosa geworden. „Noch jetzt nach drei Jahrhunderten ist sein englischer Styl kritisch ohne Pedanterie und schön ohne Ziererei; endlich, was von den Schriften des Elyot und Morus

---

„and how to come to the perfection thereof: which man as wel for „hys learnynge, travayle in certayne countries and other his singuler „gyftes is able to wryte a Booke of muche higher matter, save that (as „it semeth) he, muche tendering the olde glorye of Englande and „seeynge it fall to decay, laboured to revyve and quicken the same „agayne, wherin so doynge the love whiche he oweth to his countrye „dothe manifestlye appeare. The iust commendacion of which man, yf „I shoulde passe over, me semeth it myght be called an offence, be„cause lytle good can that manne worke, whiche wil not prayse the la„bour of well workes." — James Pilkington (works, ed. J. Scholefield. „Parker Society, Cambridge 1842) schreibt in seiner Exposition upon „Nehemia IV 13 (p. 429) über die Bogenkunst: „But I will not enter „into a full discourse of this matter . . . . Whose listeth to see more „of the commendation of it in time of peace, may read that learned „book, which Master Ascham wrote of it." — Und als Richard Mulcaster 1581 seine „Positions wherein those primitive circumstances be examined, which are necessarie for the training up of children either for skill in their booke or health in their bodie" schrieb, da erklärte er scherzend (p. 101): er müsse die Bogenkunst so nachdrücklich empfehlen und selbst üben, weil sonst „that worthy man, our late and learned countrieman „maister Askam would be halfe angrie with me, though he were of a milde „disposition, who both for trayning the archer to his bow and the scholler „to his booke hath shewed himself a cunning Archer and a skilfull „maister". —

[1] Die eingehenden und trefflichen Commentare Th. Roberts' zum Toxophilus hat Giles, wie es scheint, ganz übersehen. Sie sind für einen künftigen Herausgeber ganz unentbehrlich, da sie die Erklärungen eines tüchtig durchgebildeten Fachmannes zu Aschams Schützenbüchlein enthalten. Viele der dem Laien unverständlichen Ausdrücke, die im Laufe der 300 Jahre ihre Bedeutung verloren oder geändert haben, werden uns hier erklärt, woran es seither namentlich gemangelt.

nicht gilt, Aschams Werke sind in jeder englischen Bibliothek, deren Besitzer auf irgend eine Weise dahin strebt, die Fortschritte des guten Geschmacks und der öffentlichen Meinung in Englands Geschichte aufzuzeigen, ganz unentbehrlich". Wie für uns Deutsche, nur noch in weit höherem Masse, ist das 16. Jahrhundert für die Engländer von Bedeutung als die Zeit, in welcher die Freude an der eignen Muttersprache erwachte, in welcher der Pflege und dem Ausbau ein erhöhtes Interesse zugewandt wurde, in welcher der Grund gelegt ward zu der Sprache, die in beiden Ländern heute noch geredet wird. In Deutschland schliesst sich diese Erscheinung an die Bestrebungen der Reformatoren, und die Lutherische Bibelübersetzung wurde der Grund, auf dem unser Neuhochdeutsch erwuchs. Anders in England; dort gewann die Bibelübersetzung auf den Ausbau der Sprache nur beschränkten Einfluss, dort war es vielmehr die Profanliteratur, die bahnbrechend vorging. Vor allen andern eifrig erörterte Aschams Cambridger Freundeskreis die Fragen über Mittel und Wege der darniederliegenden Muttersprache aufzuhelfen. Diesem Kreise gehörten Watson und Buchanan an, denen Ascham als Dramendichtern so hohes Lob spendete [1]; Thomas Smith, der um 1542 eine Abhandlung „über englische Orthographie" schrieb [2]; John Cheke, dessen Gewandtheit im cursorischen Uebersetzen der Classiker ins Englische seine Zuhörer oft in Erstaunen setzte [3]. und der an dem Plane arbeitete, alle Worte, die nicht altsächsischen Wurzeln entsprossen waren, aus der englischen Sprache auszumerzen [4]; Walther Haddon, den Ascham mit den beiden Vorhergehenden „die drei grössten Meister des Englischen" nennt [5]; Thomas Wilson, der 1551 und 1553 seine beiden Lehrbücher über Logik und Rhetorik

---

[1] Vergl. p. 34.

[2] Strype, Life of Th. Smith, p. 21. Er ist der Verfasser des berühmten Werkes: The common wealth of England.

[3] Th. Wilson, The three orations of Demostenes. London, H. Denham. 1570. Epistle to Cecil.

[4] Harrison, The rise, progress and present Structure of the English language. Edinb. Review, Vol. 92. 1850. p. 322—323.

[5] Ascham an Sturm, II. 176[b].

in englischer Sprache veröffentlichte[1]; Thomas Lever[2], der 1550 mit ebenso grosser Beredsamkeit und Kraft, als Hugh Latimer[3] in den beiden vorhergehenden Jahren vor König Eduard und dessen Hofe englisch predigte. Auch Mulcaster[4] und Lyly[5] müssen Ascham nahe gestanden haben, und von seiner persönlichen Bekanntschaft mit Sir Thomas Elyot,[6] dem bedeutendsten seiner Vorgänger, erzählt er uns selbst. Aber weit hinaus über alle diese Freunde und Zeitgenossen, mit denen ihn gleiches Streben und vielfach gleiche Ziele verbanden, ragt Roger Ascham selbst als ein Grund- und Eckstein in der Geschichte der Entwicklung der englischen Sprache. Seine Thätigkeit als Schriftsteller ist wol die Seite seines Wirkens, der seither in England mit Recht die meiste Aufmerksamkeit zu Theil geworden ist, und wie auch das Sprache und Styl jener Zeit abwägende Urtheil der Literarhistoriker ausfallen mag, darin sind alle einig, in ihm den „Schöpfer des englischen Prosa-Styls, den ehrwürdigen Vater der englischen Literatur" zu feiern.[7] Der Zweck, den Ascham mit seinem Werk verfolgte, wurde erreicht. „Mit dem Augenblick seiner Veröffentlichung waren die Fesseln, in denen das Latein unsere Heimathsprache gefangen hielt, gebrochen, und der Ausbau der englischen Prosa wurde ein Gegenstand eifrigen und aufmerksamen Strebens. In der Zeit vorher, mit Ausnahme etwa der Uebersetzung des Froissart durch Bourchier Lord Berners (1523) und der Geschichte Richards III. von Sir

---

[1] Er übersetzte auch die Reden des Demosthenes gegen K. Philipp ins Englische. Siehe Seite 56, Note 3.

[2] Sermons, ed. Arber, English Reprints. Nr. 25.

[3] Seven Sermons before Edward VI., ed. Arber, Engl. Reprints. Nr. 13; auch Parker Society, Cambridge 1844.

[4] Veröffentlichte 1581 ein Buch über Kindererziehung und 1582: The first part of the elementarie which entreateth chefflie of the right writing of our English tung. (London, Th. Vautroullier.) Verg. p.

[5] Euphues. The anatomy of wit etc. London 1579. — Euphues and his England. London 1580. — ed. Arber, Engl. Reprints Nr. 9. —

[6] II. p. 77^{b}. — Schrieb: The castle of Health, 1541; — The Governor, 1544. — † 1546. —

[7] J. Disraeli, Miscellanies of Literature, London, 2. Aufl. 1840, p. 56.

Thomas Morus (1509) — unzweifelhaft Schriften von grossem Verdienst — dürfte es schwer sein, einen Autor von viel Bedeutung für die vaterländische Prosa zu nennen. Sehr bald nach dem Erscheinen des *Toxophilus* dagegen erkennen wir Harmonie und Schönheit im englischen Styl", so schreibt N. Drake[1] und selbst Hallam, der am wenigsten günstig über die Literatur des 16. Jahrhunders urtheilt, räumt doch ein, „dass das erste Buch, das überhaupt werth ist genannt zu werden", wenn auch nicht sein *Toxophilus* so doch Aschams spätere Schrift, *The Schoolmaster,* ist.[2]

Aus dem Werke selbst lässt sich nachweisen, dass der Verfasser drei Jahre lang, 1541—1544, daran gearbeitet hat.

Schon im Frühjahr 1544 hoffte er zu einem Abschluss zu gelangen und meldet in einem Briefe an Paget, Mitte März:[3] er habe ein Buch geschrieben *de re Sagittaria,* welches augenblicklich unter der Presse sei *(sub praelo),* und das er dem Könige noch vor seiner Abreise nach Calais zu überreichen hoffe. Ascham wurde jedoch zu diesem Termin bei weitem nicht fertig, ebensowenig zu Heinrichs Rückkehr, die er dann als geeigneten Moment ins Auge fasste. Zum Theil mag das Werk allerdings schon März 1544 gedruckt worden sein; auf Seite 67 erwähnt er jedoch noch der Uebersiedelung Chekes an den Hof als Lehrer des Erbprinzen und beklagt den grossen Verlust, den die Universität durch den Abgang dieses Mannes erlitten. Cheke verliess Cambridge am 10. Juli 1544, und Ascham vermochte damals noch einen ganzen Abschnitt von 1½ Seiten in den Text zu schieben. Noch am 13. Februar 1545 meldet er: „Ich bin ganz beschäftigt mit meinem *Toxophilus*".[4]

Um diese Zeit hat er also erst die letzten Correkturen besorgt und erst in den nun folgenden Monaten konnte er an die Ausführung seines Planes denken, die Schrift dem Könige zu überreichen.

---

[1] N. Drake, Shakespeare and his Times I, 439. (ed. 1817)
[2] H. Hallam, Literature of Europe. London, 1854. I, 342.
[3] I, 1, n. 22. p. 52.
[4] I, 1, n. 30. p. 75.

Die im Verlaufe des Sommers herrschende Kriegsnoth und die stete Bedrohung der Küsten durch die französische Flotte brachte dann aber immer neue Verzögerung.[1] Doch sandte er die Arbeit zur Beurtheilung an den königlichen geheimen Rath ein. Uns sind noch die Begleitschreiben an den Lord-Kanzler Wriothesly (I 1, n. 33) und den Bischof Heath (n. 35) erhalten, sowie das Dankschreiben an Gardiner (n. 34) für die wohlwollende Fürsprache, die er bei dieser Gelegenheit dem Werke hatte zu Theil werden lassen. Als dann nach dem Rückzuge der Feinde (August 16.) Ende August oder Anfang September 1545[2] König Heinrich die Grossen und Würdenträger seines Reiches zur frohen Siegesfeier in Greenwich um sich vereinigte, war endlich auch für Ascham der bedeutsame Wendepunkt in seinem Leben gekommen, welcher ihn zuerst mit den Hofeskreisen, denen er in der Folge den grössten Theil seines Lebens angehören sollte, in Berührung brachte. Die Vorstellung fand in der *Picture-Gallery* statt. Ueber den Act selbst besitzen wir ausser

---

[1] Seit dem Jahre 1542 befand sich Heinrich VIII im Kriege mit Franz I. Anfangs ein Verbündeter Karls V. war er von diesem, der 1544 den Frieden zu Crespy schloss, im Stich gelassen worden und sah sich nun allein der ganzen französischen Macht gegenüber. Im Sommer 1545 erfolgte eine Landung der feindlichen Flotte auf der Insel Wight, die aber resultatlos verlief. —

[2] Durch Grant, der die Ueberreichung des Buches an den König schon v o r seiner Abreise nach Calais stattfinden lässt, ist in diese Vorgänge grosse Verwirrungen gebracht worden, so dass sich häufig eine Ausgabe 1544 erwähnt findet. Erst Giles hat für die erwähnte Begebenheit das Jahr 1545 festgestellt, ohne doch, wie die irrige Aufeinanderfolge der Briefe n. 32—36 beweist, sich über den Verlauf derselben völlig klar geworden zu sein. Meine Annahme für den Termin der Vorstellung bei Hofe stützt sich auf die Anwesenheit des Herzogs von Norfolk (I, 2, 398). Dieser leitete den ganzen Sommer 1544 bis spät in den November die kriegerischen Unternehmungen von Calais aus und erscheint seit dem Frühjahr 1545 als einer der Ober-Generale bei Vertheidigung der Insel gegen die drohende Invasion. Im Februar 1545 war Ascham noch mit seinem Buch beschäftigt, dann hatte er es dem Conseil zur Begutachtung einzureichen, dann folgten die Kriegsvorbereitungen, dann die Kriegsunruhen; ich bezweifle, dass es zu einer Präsentation, bei welcher alle die höchsten Würdenträger des Staates vereinigt waren, vor dem Abzuge der feindlichen Flotte kommen konnte.

den Briefen, die um jene Zeit geschrieben wurden[1], noch einzelne Notizen in späteren Schreiben an Gardiner.[2] Wir erfahren, dass vor allem Graf Essex, der Herzog von Norfolk, Gardiner, Sir Anthony Denny und Paget sich als Gönner und Förderer seiner Interessen erwiesen. Der erstere stellte ihn auch der Königin Katharina Parr vor und erklärte ihr Inhalt und Bedeutung des neuen Buches. Der Herzog von Norfolk war darin mit einer besonders schmeichelhaften Auszeichnung erwähnt worden. Ascham wurde von dem hoch in Ansehen stehendem Manne, nach dem Könige damals unstreitig dem ersten im Reiche, aufgefordert, ihm einen Lehrer für seinen Grosssohn zu besorgen, den er ihm bald darauf in der Person seines jungen Vetters Coniers zuschickte.

Die Folge der Bemühungen dieser Männer war, dass der König das Schriftchen nicht allein wohlwollend entgegennahm, sondern dem Verfasser auch eine jährliche Pension von 10 £ aussetzte.

Johnson lässt in seinem *life of Ascham* sich des weiteren über den Werth aus, den diese Summe zu jener Zeit repräsentirte und kommt zu dem Schluss, dass wir sie nach dem heutigen Geldwerth mindestens 100 £ gleichzusetzen hätten. Circa 700 Thaler jährlich sind immerhin ein annehmbares Geschenk. Dennoch scheint es Aschams Hoffnungen nicht ganz entsprochen zu haben. Er wünschte die Mittel zu einer Reise nach Deutschland und Italien.[3] Als er bei Marias Regierungsantritt durch einen Witz sich die Summe gerade um das Doppelte zu vergrössern verstand, erinnerte er Gardiner,[4] wie dieser damals, als König Heinrich ihm die Pension zuerst verlieh, ihn gefragt habe, was er erhalten hätte, und wie er dann gemeint: das sei zu wenig, er werde den König um eine Zulage bitten. Ascham hätte aber dem gewehrt und gebeten, sich diese Gunst auf eine andere Zeit vorbehalten zu dürfen. Es ist wol nur ein Gedächtnissfehler, wenn er in

[1] I. 1, n. 32, 36, 43 u. 44.
[2] I. 2, n. 16, 17, 40, 176.
[3] I. 1. n. 34. p. 81.
[4] I. 2, n. 170 p. 412.

n. 170 dieses Gespräch noch in der Gemälde-Gallerie unmittelbar nach der Vorstellung stattfinden lässt. Aus n. 37 wissen wir, dass noch mehrere Tage nachher Ascham nur erst durch eine Privatmittheilung Pagets von der Pensionsbewilligung in Kenntnis gesetzt war, jedoch noch nicht einmal die Höhe der Summe kannte. —

Für Jahre hinaus war er durch die königliche Freigebigkeit vor allen Geldsorgen sicher gestellt, und wir hören ihn über derlei Camalitäten erst wieder klagen, als durch den jedesmaligen Tod des Herrschers, erst Heinrichs, dann Eduards, seine Pension wieder in Frage gestellt erschien und neuer Bestätigung bedurfte. Denn blos auf unbestimmte Zeit, *during pleasure,* war sie ihm bewilligt worden.

Im Frühjahr 1546 wurde er überdies zum Orator, d. i. Secretair der Universität erwählt, ein Amt, das bis dahin Cheke innegehabt hatte. Ergänzend und stellvertretend hatte Ascham ja seit Jahren schon in dieser Richtung gewirkt und seit Chekes Abgange (Juli 10. 1544) wol ausschliesslich die Arbeiten auf dem Secretariat besorgt.

Seine Amtszeit fällt in eine Periode, die für die Geschichte der Universität überaus bedeutsam ist. Es war keine ruhige und behagliche, es war die Zeit, in der die ganze Existenz der Universität in Frage gestellt schien, in der gierige Hände sich nach ihrem Eigenthum ausstreckten, und mehr als ein kostbares Stück aus dem immer mehr zusammenschmelzenden Besitz verloren ging. Die Bürger der Stadt opponirten gegen den alten Supremat der Hochschule; der König liess sich alle Rechte und Privilegien rückhaltslos übertragen, um nach seinem Gutdünken eine Neuordnung vorzunehmen; die Visitationen erschienen, erst diejenige Heinrichs, dann Somersets, dann Marias, um immer von anderen Gesichtspunkten aus das Bestehende umzustossen, Neues, wie es gerade den Tendenzen der Partei entsprach, an die Stelle zu setzen.

In wie weit der Orator bei den Entschlüssen, die er zum Ausdruck bringen musste, betheiligt war, weiss ich nicht, aber der Wortlaut der officiellen Schreiben, die damals im Namen der Universität ausgingen, ist doch Aschams eigenstes

Werk und mag nur hier und da die Censur des Senats erfahren haben. Eben für die Gewandtheit, mit der er diese Schreiben abfasste, erntete er grosses Lob, und indem Grant sie in seine Briefsammlung aufnahm, erklärte er sie ausschliesslich für Aschams Eigenthum.

Dennoch wird sich schwer feststellen lassen, dass er bei all den besprochenen Thematen persönlich eine irgend besondere Rolle gespielt habe, und eben darum halte ich mich für gerechtfertigt, wenn ich bei dem grossen Umfange, den meine Arbeit ohnehin bekommen hat, davon absehe, an dieser Stelle auf die Motive der Schreiben und ihren Inhalt näher einzugehen.[1] Für eine Geschichte der Universität bieten sie eine Reihe wichtiger Notizen, sind jedoch von Cooper in seinen *Annals of Cambridge,* wie mir scheint, nicht gehörig ausgenutzt worden. —

Schon Anfang 1544 war Ascham durch Redman aufgefordert worden, die Stelle als Erzieher des jungen Lord Montjoye anzunehmen, dessen Vater einen hohen Posten am königlichen Hofe bekleidete. Ascham hatte den Antrag damals ausgeschlagen unter Vorwänden, die den eigentlichen Grund seiner Weigerung mehr zu verhüllen als zu erklären scheinen. Er schützte sein Verhältniss zu Erzbischof Lee vor, dem er mit seiner ganzen Arbeitskraft verpflichtet sei, und dann die Furcht vor dem schlüpfrigen Boden des Hofes, auf welchem sicher seinen Weg zu wandeln, unangefochten von allen Versuchungen, er sich noch nicht die nöthige Festigkeit des Charakters zutraue.

Erwähnenswerth ist es immerhin, dass diese Verhandlungen gerade in die Zeit fallen, als er durch Lees Ungnade sich in mannigfache Sorgen versetzt sah.

Um so weniger kann es uns daher Wunder nehmen,

---

[1] Lloyd, State Worthies .. p. 613, stellt Aschams Einfluss als sehr bedeutend dar: „He did good service in the hindering those sacrilegious persons, who had dined upon the Church, from supping on the Universities". — Die hierhergehörenden Schreiben sind von Giles besonders mangelhaft datirt worden, weil er es versäumt hat, sich mit der Geschichte der Universität gehörig vertraut zu machen. Ihre Zahl liesse sich aus den Cambridger Archiven nicht unbedeutend vermehren.

wenn er auch jetzt bei seiner behaglicheren Lage eine ähnliche Aufforderung ausschlug, die ihm von der Lady Margareth Roper, einer Tochter des Thomas Morus, gemacht wurde.

Erst der am 28. Januar 1547 erfolgte Tod König Heinrich VIII. versetzte ihn, wie schon oben angedeutet ist, in einige Unruhe, da auf Somersets Weisung seine Pension gesperrt wurde. Doch gelang es dem Einfluss seiner Freunde, das Geld bald wieder für ihn flüssig zu machen.[1]

Sein Dank hierfür war ein lateinisches Gedicht, das er zum Theil schon früher geschrieben hatte, aber jetzt erst dem jungen Könige zu dessen Geburtstage (Oct. 12.) übersandte, und das uns erhalten ist:[2] ein hochtrabender Panegyrikus ganz im gewöhnlichen Styl solcher Schmeichellieder gehalten, in keiner Weise über dieselben sich erhebend. —

Im Herbst 1547 finden wir Ascham noch einmal in theologische Streitigkeiten verwickelt, die zu seiner letzten Schrift kirchengeschichtlichen, zu der einzigen dogmatischen Inhalts Veranlassung gaben.

Es war im November, zur Zeit als das Parlament in London die neuen Kirchengesetze berieth, die ganz in die Bahnen lutherischer Reformen hinüberleiten sollten, dass im St. Johns College im Kreise der Mitglieder desselben die Frage zur Disputation gestellt wurde: Ob die Messe der katholischen Kirche gleichbedeutend sei mit dem von Christo eingesetzten Abendmahl.[3]

Das Resultat war ein entschieden verneinendes. Obgleich man sich bemüht hatte, die Sache geheim zu halten, war doch allerlei darüber in die Oeffentlichkeit gedrungen und erregte in den altgläubigen Kreisen höchsten Unwillen. Da der Vice-Kanzler Madew und der Master des College, Bill, gerade in London abwesend waren, um die Angelegenheiten der Universität beim Parlament und dem Protector

---

[1] In welcher Weise dann die Pension aber von Eduard VI. vergrössert worden sei, wie er (II. n. 87 p. 153,) Oct. 10. 1567 an Elisabeth schreibt, lasse ich dahingestellt, da sie bis zu Marias Regierungsantritt nur 10 £ betrug, wie König Heinrich sie ihm bewilligt hatte.

[2] III. 279—281.

[3] An missa sit coena dominica?

zu vertreten, so eilte jene übelwollende Partei, um durch falsche Berichte bei ihnen eine ungeheuerliche Vorstellung des Geschehenen zu erwecken. Ein Schreiben Bills, in welchem er die Vorgänge im College tadelte und von weiteren Schritten abmahnte, blieb jedoch ohne Erfolg. Im Namen der Genossen meldet Ascham ihm den wahren Sachverhalt. Mit Betrübniss und Sorge hätten sie gehört, Bill wolle aus dieser Verstimmung sogar Veranlassung nehmen, seine Würde als Master niederzulegen. Sie könnten jedoch nicht anders, als auf dem einmal betretenen Wege fortschreiten. Um die entstellenden und böswilligen Gerüchte zu widerlegen, sei er, Ascham, von den Collegen erwählt worden, ihre Gesichtspunkte bei Beurtheilung der aufgestellten Streitfrage in öffentlicher Aula zur Disputation zu bringen. Wenn Bill es verlangte, würden sie jedoch erklären, dass er in dieser Sache eine abweichende Ansicht vertrete.

Dieser Beschluss des College und Aschams aufgestellte Disputationsthesen brachten die Gegner aber vollends in Harnisch, und sie erwirkten vom Vice-Kanzler ein Verbot der angesagten Disputation auf Grund eines so eben (Anfang November) gefassten Parlamentsbeschlusses, der alle, die „unehrerbietig“ sich über die Abendmahlslehre ausliessen, mit Geldbussen und Gefängniss bedrohte.[1] Da aber das College diesen Vorwurf von sich ablehnen zu dürfen glaubte, war es nicht gewillt, die Rüge Madews stillschweigend hinzunehmen und ohne Protest sich das Disputationsrecht seiner Mitglieder verkümmern zu lassen. Im Auftrage der Uebrigen fasste Ascham eine Schrift ab, *fere justum librum,* welche ihre Rechtfertigung enthalten sollte und Mitte December dem Lord-Protector Somerset vorgelegt wurde. Dieses Schreiben selbst ist nicht bekannt geworden, doch können wir auf seinen Inhalt mit völliger Gewissheit aus Aschams umfassenderem Werke schliessen, welches bestimmt war dieselbe Frage vor die Oeffentlichkeit zu bringen. Dass die *Apologia pro Coena Dominica contra Missam* nicht etwa jene Somerset überreichte Rechtfertigung ist, erkennen wir aus der Anrede:

[1] Vergl. Froude, History of England V. 64 u. 65.

gravissimi patres et viri doctissimi; aus der p. 81 gebrauchten Wendung: *Intellige lector, quisquis es . .*; aus dem Umstande, dass von Eduard VI. und Somerset stets in der 3. Person geredet wird, und endlich daraus, dass die Arbeit trotz ihres Umfanges doch nur Fragment geblieben ist. Auch Grant, der Herausgeber, ist dieser Ansicht und meint, dass Ascham das Werk nicht vollendete, weil er durch seine plötzliche Abreise von Cambridge im Februar des folgenden Jahres in der Arbeit unterbrochen wurde, ohne dass sich ihm nachher Veranlassung bot, sie zu Ende zu führen. Ueber den engen Zusammenhang beider Schriften kann ebenso wenig Zweifel obwalten, wie über die Richtung, der die *Apologia* angehört. Ascham tritt als entschiedener Gegner der Messe auf. „Das Abendmahl ist ein Siegel und Zeugniss unserer Erlösung, unseres ganzen Heils; die päpstliche Messe dagegen — um offen zu reden — aller Uebel Ilias und aller Irrthümer Odysee.“ Unter den Früchten, die das Papstthum gewirkt hat, führt er an, dass es „an Stelle der wahrhaften Austheilung der Sacramente und des unverfälschten Gotteswortes einen fremden und jüdischen Ceremoniendienst gesetzt hat, der in der Schrift keinerlei Bestätigung findet, und dass es an Stelle des heiligen von Christo eingesetzten Abendmahles, in welchem zur Erinnerung an das Leiden und Sterben des Gottessohnes sein Leib und Blut den Theilnehmern als Gnadengabe ausgetheilt wird, die päpstliche Messe eingeführt hat, in welcher durch mimische und possenhafte Gaukeleien der Aberglaube und Götzendienst der Menge gewinnsüchtig ausgebeutet wird“ (p. 5—6). Eingehend sucht er diese Behauptungen zu beweisen. Das Opfer müsse ein innerliches sein; ein rein äusserliches, wie der Priester es darbringt, hat für ihn weder Sinn noch Zweck. Dabei will er nur aus der heiligen Schrift *(per scripturam et evangelium)* widerlegt sein, und lässt die Kirchenväter nur in so weit gelten, als sie sich mit ihr in Uebereinstimmung befinden. Bemerkenswerth ist es, dass er besonders eifrig den Gebrauch einer fremden Sprache beim Gottesdienst tadelt, was wie er meint von den Predigern nur geschieht, um dem Volke möglichst unver-

ständlich zu bleiben. Solches geht ihm aber gegen alle göttliche und menschliche Ordnung.

Eine gewisse Entwicklung in der kirchlichen Stellung des Verfassers erkennen wir aus den Lobsprüchen, die er König Eduard VI. zu Theil werden lässt. „der als erster unter allen Königen, so weit die Erinnerung reicht, sich nicht nur von allem Einfluss, sondern sogar von dem blossen Verdacht einer Berührung mit der babylonischen Metze frei, rein und jungfräulich erhalten hat". Also ist ihm Heinrich VIII. in der Opposition gegen Rom nicht weit genug gegangen! Diese Annahme scheint durch ein Wort bestätigt zu werden, das wir in dem Briefe an Cecil December 1547 (I. 1, p. 157) finden. Ascham lässt dort die Gegner seiner Partei den Vorwurf machen: sie gehe zu überstürzend vor; er aber meint, keiner sei so überstürzend, dass er nicht zugeben müsse, Cambridge bedürfe eher der Sporen als der Zügel. Das ist ganz und gar aus dem Sinne der Somerset-Cranmerschen Reformperiode herausgesprochen. An eben diese Führer der neuen Aera, wenden die angegriffenen Gelehrten sich daher mit ihrer Sache: an den Protector, dem sie die Rechtfertigungsschrift widmen; an Cecil, den Ascham durch ein eingehendes Schreiben über die Sachlage orientirt; an Cranmer, der ebenso wie Madew und Bill durch entstellende Gerüchte gegen sie eingenommen war.[1]

Der Ausgang konnte nicht zweifelhaft sein. Ein Unternehmen, wie es das St. Johns College durchaus im Geiste der herrschenden Richtung begonnen hatte, konnte — sobald der Hergang erst aufgeklärt war — in London nur Zustimmung finden. Am 1. Januar 1548 erläuterte Somerset den vorhin erwähnten Parlamentsbeschluss dahin, dass durch ihn keineswegs die gelehrten Erörterungen über Messe und Abendmahl, sondern nur gotteslästerliche Spöttereien Unberufener untersagt sein sollten. Die Universität möge im Gegentheil in den gewohnten Uebungen ruhig fortfahren und nur darauf achten, dass in denselben, bei voller Freiheit

[1] Strype. Memorials of Cranmer II. 56. — Life of Cheke p. 11.

der Forschung und Parteistellung, die nöthige Würde und Achtung vor dem Göttlichen gewahrt bleibe.[1]

Ob die Disputation in Folge dessen doch noch stattfand, ist mir unbekannt. Aschams Theilnahme an dem weiteren Verlauf dieser Streitigkeiten ist jedenfalls zweifelhaft, denn eben damals trat eine Wendung in seinem Schicksal ein, die ihn für immer der Universität entführte.

Schon im Jahre 1545 war sein Schüler W. Grindal durch Chekes Vermittlung Lehrer der jungen Prinzessin Elisabeth geworden. Wenige Monate vorher hatte Ascham für sich selbst einen Erzieherposten im Hause eines hochgestellten Würdenträgers ausgeschlagen, weil er seinen Charakter noch nicht für gefestet genug ansah, um den Versuchungen des Hoflebens standhalten zu können. Das wird wol auch mit der Grund gewesen sein, weswegen er nur ungern seinen Schüler in jene Stellung treten sah. Von dem brieflichen Verkehr der beiden durch enge Freundschaft verbundenen Männer haben sich leider nur spärliche Bruchstücke erhalten. Wie wir aus dem *Schoolmaster*[2] erkennen und

---

[1] Aus Aschams Correspondenz kommen für die Darstellung dieser Vorgänge die beiden Schreiben I. 1, n. 82 u. 83 in Betracht, an den Master of St. Johns, November 1547, und an W. Cecil, December 1547. Sie sind bei Giles irrig datirt: [Jan. 1548] und Jan. 5. 1548. Es mag zu seiner Entschuldigung dienen, dass der Fehler schon von Ascham selbst begangen worden ist, (Camb. Univers. Lib, Baumgartner Papers 40), doch hätte ihn ausser anderen Gründen die Thatsache aufmerksam machen sollen, dass bereits am 1. Jan. 1547/8 der Bescheid Somersets in dieser Sache erfolgte (Cooper, Annals of Cambridge II. 7—8). — Strype, Memorials of Cranmer II., 55 ff. und Life of J. Cheke p. 11 legt die vereitelte Disputation und damit auch unsere beiden Briefe irrthümlich in das Jahr 1548, sagt aber richtig: about November and December, obgleich er Appendix Nr. XXXVII das Schreiben n. 83 datirt: Quinto Januarii 1548. — Aus Strype ist der Fehler auch auf Cooper, a. a. O. II. 25—26 übergegangen. —Tytler, History of England etc. I. 76, glaubt dagegen das Datum Jan. 5. 1548 nach der Märzrechnung gegeben und datirt gar 5. Jan. 1548—49 (also 1549). — Nur Th. Baker erkannte den Irrthum: History of St. Johns I, 125. Eingehend bespricht er diesen Punkt in seiner Correspondenz mit Strype im Brit. Museum, Add. MSS. 5853 p. 211—213.

[2] III 180.

wie Ascham in einem Briefe an Sturm[1] ausdrücklich ausspricht, leitete der junge Gelehrte vornehmlich nach seinen Ideen und in seinem Geiste den Unterricht der Prinzessin. Er brachte bei ihr die Grundsätze in Anwendung, die Ascham nach Jahren in seinem Buch über Unterricht und Erziehung der Jugend niederlegte. Als den glänzendsten Beleg für die Richtigkeit derselben weist er auf Elisabeth hin.

Auch persönlich suchte er seinen Freund in dessen verantwortlichem Wirkungskreise auf, und knüpfte hierbei die erste Bekanntschaft mit der jungen Fürstin, der dann ein Briefwechsel folgte, von welchem uns drei Schreiben aus den Jahren 1546, 1547[2] und 1548 erhalten sind. Er besorgt in Cambridge die Reparatur ihrer silbernen Federn, sendet ihr Bücher und Gemälde, wol die Holbeinschen Todtentänze, deren Bedeutung Grindal erklären soll. Elisabeth war damals noch ein Kind, aber ein überaus entwickeltes, desshalb erscheint mir der Ton, in welchem Ascham zu ihr redet, nicht künstlich heraufgeschroben. Ich glaube vielmehr, dass man damals wirklich schon in der Weise mit ihr verkehren konnte, wie er es that. Es ist dasselbe Verhältniss, das uns staunen macht, wenn wir die schriftlichen Aufzeichnungen König Eduards VI. oder die von Johanna Grey erhaltenen Briefe lesen.

Ascham hatte durch diesen persönlichen und brieflichen Austausch verstanden, sich der jugendlichen Königstochter angenehm zu machen. Auch Grindal wird viel und oft von seinem Lehrer und Freunde zu ihr gesprochen haben. So kam es, dass nach dem unerwarteten Tode des ersteren (Januar 1548) sie ihn und nur ihn zu ihrem Lehrer wünschte.

Der öftere Verkehr bei Hofe, die sichere Stellung, welche sein jüngerer Freund sich an demselben zu geben verstanden hatte, mag Aschams frühere Bedenken, wenn sie überhaupt je in der strengen Weise bestanden hatten, zer-

[1] I 2, p. 273.

[2] Das erste Schreiben I. 1, n. 31 ist von Giles ungenau datirt [between 1545 –1547] und das zweite irrig [1545].

streut haben. Ob seine Bemühungen Elisabeth auf andere Gedanken zu bringen, wie er Cheke erzählt[1], wirklich ernst gemeint gewesen sind, scheint mir zweifelhaft. Ich finde vielmehr, dass er gern und leicht auf ihren Wunsch einging. Anfang Februar war er zu ihr hinübergefahren, um die Sache näher zu besprechen. Man war schnell einig geworden, aber Elisabeth war in ihren Handlungen noch nicht selbständig, sondern hing von dem Willen anderer ab. Nach dem Tode Heinrichs VIII. (Jan. 28. 1547) hatte sie mit Katharina Parr, der verwittweten Königin, nach Chelsea übersiedeln müssen und blieb hier bei ihr auch nach deren Vermählung mit Lord Seymour of Sudley, Lord-Admiral von England.[2] Eben diese beiden hatten aber bei der Entscheidung solcher Personenfragen die ausschlaggebende Stimme, und sie protegirten einen Dr. Goldsmith, von dessen Fähigkeiten und passender Begabung zu einer solchen Stelle auch Ascham mit voller Anerkennung redet.

Wie zeigte sich aber schon hier der ganze feste Wille, der Elisabeth später in so hohem Grade zu eigen sein sollte! Sie ist selbst nach London geeilt, wo die Stiefeltern sich gerade aufhielten, und hat es völlig verstanden, ihren Schützling bei der Familienberathung durchzubringen. Noch in demselben Monate soll, wie Grant meldet, Ascham ihr Lehrer geworden sein.

Uns sind aus den beinahe 2 Jahren, die er in der neuen Stellung verbrachte, nur 3 Briefe erhalten, und von diesen behandelt nur einer, Nr. 90, seine persönlichen Verhältnisse. Eine Reihe von Notizen über diese Zeit finden sich nun wol in den späteren Briefen und in Aschams Schriften zer-

[1] I. 1, p. 160 ff.

[2] Wenn ich der bestimmten Angabe Froudes, dass Elis. damals im Palast der Königin und des Lord-Admirals wohnte, auch nicht widersprechen mag, so darf ich doch eine Stelle im Schoolmaster p. 172 nicht unerwähnt lassen, die dieses in Zweifel zu stellen scheint: „. . . when I came first from Cambridge to serve the Queens Majesty, then Lady Elisabeth lying at worthy Sir Anthony Dennys in Cheston . . .“ — Ascham hat jedenfalls bei Denny Quartier gehabt bis Elisabeth 1549 nach Hatfield übersiedelte.

streut, doch bleibt der Verlust seines Tagebuches, das er damals fortlaufend geführt hat, ein schwer zu bedauernder.[1] Wie äusserst interessant wäre es, durch seine Aufzeichnungen eingehender über die Vorgänge unterrichtet zu werden, die sich damals in der Umgebung Elisabeths abspielten: über ihr Verhältniss zum Admiral, über den Tod Katharinas, über den Process und Ausgang Lord Sudleys u. s. w. Ganz zwanglos werden die Aufzeichnungen nicht gewesen sein, da er auch andern den Einblick in dieselben gestattete. Ein so scharfsichtiger Beobachter Ascham auch war, verstand er die Kunst recht wohl, etwas nicht zu sehen, was er nicht sehen wollte. Mancherlei Gerüchte gingen damals über die junge lebensfrohe Prinzessin um, die ihr gerade nicht zur Ehre gereichten; sie hat es einmal sogar für nöthig gefunden sich bei ihrer Stiefmutter über dieselben zu rechtfertigen. Die von verschiedenen durchaus glaubwürdigen Seiten berichteten Thatsachen sind doch wol nicht ganz aus der Luft gegriffen und können dem in täglichem engem Verkehr mit der jungen Dame stehenden Lehrer schwerlich verborgen geblieben sein. Wenn er nun in den Gedichten, die er ihr in späterer Zeit widmete, und in den Briefen, die er an die Königin und über sie schrieb, sie auch als einen Spiegel der Reinheit und jungfräulichen Zucht preist, wer weiss, ob damals sein Urtheil in diesem Punkte ganz ebenso lautete! —

Ascham ging mit grossem Eifer an seine Aufgabe, wie er denn bei allem, was er unternimmt, stets mit ganzer Seele dabei zu sein scheint. Die treffliche Grundlage, welche Elisabeth zu ihrem Wissen schon unter Grindals Leitung gelegt hatte, ermöglichte es ihm, sie zu einer in der That hohen Vollkommenheit in Handhabung der alten Sprachen zu bringen. In ihrer späteren Zeit als Königin hat sie mehrfach glänzende Beweise hiervon gegeben, wenn sie z. B. in Cambridge und Oxford vor versammelter Universität Reden hielt, oder unmittelbar hintereinander den Gesandten des Kaisers und der Könige von Frankreich und Schweden Audienz gab und in gleicher Geläufigkeit mit dem einen

[1] Report etc. III. 4.

italienisch, dem zweiten französisch und dem dritten lateinisch verhandelte.[1] Ascham selbst schildert sie bald nach seinem Fortgange in einem Briefe an Sturm folgendermassen:

„Bei einer Vergleichung ihrer natürlichen Anlagen mit den mehr zufälligen Gaben des Glückes, ist es schwer zu entscheiden, nach welcher Seite hin sie mehr begünstigt sei. Das Lob des Aristoteles findet auf sie in vollem Maasse Anwendung. Schönheit, Klugheit, Tugend und edle Gesinnung finden sich in gleich hohem Grade in ihr vereinigt. Sie ist etwas über 16 Jahre alt und besitzt doch schon eine Würde und liebenswürdige Höflichkeit, wie sie bei ihrem Alter und Range sonst sehr selten sein dürfte. Aufs eifrigste ist sie dem Studium der Wissenschaften und der heiligen Schrift zugethan. Sie hat einen Geist, der frei ist von aller weiblichen Schwäche, eine wahrhaft männliche Energie und ein Gedächtniss, das ebenso leicht erfasst als fest behält. Die französische und italienische Sprache beherrscht sie so vollkommen wie die englische. Latein spricht sie eben so rein und geläufig als gern. Griechisch noch erst mittelmässig, doch übt sie es mit grösstem Eifer. Wenn sie lateinisch oder griechisch schreibt, so können sich nur wenig Handschriften an Schönheit mit der ihrigen messen. Sie besitzt eine tüchtige musikalische Bildung, liebt die Musik aber nicht besonders. In ihrer Kleidung zieht sie das Geschmackvolle dem Auffälligen vor; goldnen Schmuck im Haar verschmäht sie, so dass sie in ihrer ganzen Art und Weise weniger an Phaedra als an Hippolyt erinnert. Sie hat mit mir fast den ganzen Cicero und den grössten Theil des Livius durchgelesen; fast ausschliesslich aus diesen beiden Schriftstellern hat sie ihre Kenntniss der lateinischen Sprache geschöpft. Unsere tägliche Beschäftigung begannen wir regelmässig mit einigen Capiteln des neuen Testaments in griechischer Sprache. Dann folgten ausgewählte Reden des Isocrates und die Dramen des Sophocles ... Auf religiösem Gebiet reihten sich an die heiligen Quellenschriften die Werke Cyprians, die *loci communes* Phil. Melanchthons und andere Schriften dieser Art, aus denen

[1] II. p. 63ᵃ.

sich zu gleicher Zeit Belehrung über den wahren Glauben schöpfen und sprachliche Ausbildung erwarten liess. Jedes ungebräuchliche Wort, jede unklassische Wendung findet sie beim Gespräch mit Leichtigkeit heraus. Jene unvernünftigen Nachtreter der Classiker, welche die lateinische Sprache in klägliche Fesseln schlagen, und die schon Erasmus geisselt, sind ihr in hohem Grade zuwider. Dagegen lobt sie jeden Styl, der dem Gegenstande angemessen, dem Inhalte nach rein, und in seiner Form klar verständlich ist. Massvolle Metaphern und treffende Antithesen hat sie sehr gern. Durch scharfe und aufmerksame Beobachtung ist ihr Ohr für alle solche feine Unterschiede in so hohem Grade geschärft, dass ihr bei einer Unterhaltung in griechischer oder lateinischer oder englischer Sprache nur selten eine geschickte oder plumpe Wendung entgeht, die sie nicht mit Vergnügen auffasst oder mit Tadel verurtheilt, je nachdem sie es verdient".[1]

Aschams Lehrthätigkeit erstreckte sich damals aber nicht auf Elisabeth allein. Zunächst war es ein junger Page ihres Gefolges, John Whitney, den er im Latein unterrichtete, und nach dessen frühem Tode er jenes Klagelied schrieb, das er uns im *Schoolmaster* III. 172 mittheilt.

Ein junger Graf Suffolk, der bald darauf in Cambridge starb, war mehrere Monate lang sein Schüler im Griechischen und in der Schönschreibekunst. Der grossen Fertigkeit, die Ascham hierin besass und die zu allererst seinen Namen unter den Zeitgenossen bekannt machte, hat er es auch zu verdanken, dass er sich den Lehrer der unglücklichen Johanna Grey nennen durfte, die damals gemeinsam mit Elisabeth im Hause Katharina Parrs und des Admiral Seymour erzogen wurde, in John Aylmer, nachherigem Bischof von London, aber ihren eigenen Praeceptor hatte.

Auf Chekes Empfehlung wurde er sogar zum Schreiblehrer des jungen Königs bestimmt. Er musste öfter zu ihm nach Hampton-Court hinüber kommen und brachte ihn in wenigen Monaten so weit, dass er, erst 11 Jahre alt, besser schrieb, „als wol irgend ein Kind seines Alters". Ascham

[1] I. 1, p. 191 ff.

klagt aber nachher, dass er für diese Mühe und seine eignen bedeutenden Auslagen niemals irgend welche Entschädigung bekommen habe. Sogar die Equipage für seine Fahrten hätte er aus eigner Tasche bezahlen müssen. Er berichtet uns, wie eines Tages sein königlicher Schüler ihm grosse Versprechungen gemacht habe, und als er erwiederte: „O, Ew. Majestät werden das vergessen, sobald Sie mich nicht mehr sehen!“ hätte Eduard ihm fest bekräftigt, das werde nie geschehen.[1] Ascham legt seine Vernachlässigung der Unachtsamkeit und Selbstsucht der Hofleute zur Last und erinnerte daran, als bei der Wahrscheinlichkeit seiner Rückkehr aus Deutschland die Sorge um seine Zukunft an ihn herantrat, und dann als durch Eduards VI. Tod all seine berechtigten Ansprüche illusorisch zu werden schienen.

Uebrigens berichtet er darin nicht ganz genau. Ihm war für jene Dienste und Auslagen doch eine Belohnung zu Theil geworden, indem er zum Vorsteher der königlichen Bibliothek ernannt wurde. Als nach seiner Abreise nach Deutschland der Posten anderweitig besetzt werden musste,[2] erbat er sich als Ersatz für den ihm daraus erwachsenden Ausfall an Einnahmen, die Mittel zu einer längeren Reise

---

[1] I. 2, p. 332.

[2] Edward Edwards, Memoirs of Libraries, I. p. 417 und 425 (London 1859) irrt augenscheinlich, wenn er Ascham von „1552 [?]—1568“ Königlichen Bibliothekar sein lässt. Die erste Zahl erscheint ihm selbst zweifelhaft, indem er das Fragezeichen hinzufügt. Ascham führte den Titel nur vom Winter 1549/50 bis zum Jan. 1551. Sein Nachfolger im Amt wurde um diese Zeit Bartholomäus Traheruus, (I. 2, 238), den Edwards gar nicht nennt. Ob Ascham je wirklich die Funktionen eines königl. Bibliothekars ausgeübt, bleibt bei alledem noch sehr zweifelhaft. Den Winter 1549—50 lebte er theils in Hatfield theils in Cambridge, den Sommer über war er in Yorkshire, und im Herbst trat er seine Reise nach Deutschland an. Bei Hofe ist er also nur zeitweilig anwesend gewesen. Mir scheint daher auch der bedeutende Einfluss den Edwards ihm auf die Entwicklung der Bibliothek zuweist, entschieden zu hoch gegriffen. Wenigstens hat er ihn nicht so direkt geübt. Vergl. darüber auch Strypes Life of Cranmer, der Aschams Beziehungen zur Bibliothek wol erwähnt, aber von einer praktischen Wirksamkeit desselben absieht, indem er Cheke alle Mühe und Anerkennung zu Theil werden lässt.

nach Italien. Dieselben sind ihm jedoch nicht gewährt worden, und so durfte er denn allerdings klagen, dass man ihn verkürzt habe.

Im September, kurze Zeit nach dem Tode Katharina Parrs, die bei der Geburt eines Töchterchens starb, siedelte Ascham mit Elisabeth und ihrem ganzen Gefolge nach Hatfield über. Hier war ihr von Somerset ein eigner Hofstaat eingerichtet worden, um sie dem Einfluss seines Bruders, Lord Seymour, zu entziehen, der unmittelbar nach dem Tode seiner ersten Gemahlin frühere Pläne einer Verbindung mit Elisabeth wieder aufnahm. Ascham scheint sich von den ehrgeizigen Umtrieben dieses rastlos intriguirenden Mannes durchaus fern gehalten zu haben. Als wenige Monate darauf Lord Seymour der Process auf Hochverrath gemacht wurde, wird sein Name weder unter den Zeugen genannt, noch unter denjenigen aus Elisabeths Umgebung, die ihre Verbindung mit dem Lord-Admiral mit längerem oder kürzerem Gefängniss büssen mussten.

Trotz seiner Kunst sich den Personen und Umständen anzupassen, trotz des leisen und vorsichtigen Trittes, mit dem er überall auftrat, war es Ascham übrigens doch lange nicht so gut wie Grindal gelungen, sich in den höfischen Verhältnissen zurechtzufinden. Mit mehreren der einflussreichsten Personen in Elisabeths Umgebung stand er auf sehr freundschaftlichem Fusse: so mit Sir Anthony Denny,[1] bei dem er in Cheshunt wohnte; mit Mrs. Katherine Ashley, der Erzieherin Elisabeths, mit welcher er schon früher correspondirt hatte; mit deren Gemahl Sir John Ashley, mit dem er eifrig classische Studien trieb und dem er später seinen *Report etc. of Germany* widmete. Er berichtet uns überdies von der hohen Gunst, in der er bei Elisabeth selbst stand, und von dem Wohlwollen, mit welchem sie ihn stets behandelte.

Dennoch fühlte er sich nicht behaglich in der neuen

[1] I. 2, p. 350. Als Denny 1550 starb, dichtete er ihm zum Gedächtniss eine Todtenklage, in welcher das betrübte England einem fremden Wandersmann die Vorzüge des Dahingangenen rühmt. Wir finden sie in griechischer und lateinischer Sprache III. 281 ff.

Stellung. Schon im Juli 1548[1] sprach er den Wunsch aus, wieder nach Cambridge zurückkehren zu dürfen. Wie wenig er sich von dem Treiben bei Hofe angesprochen fühlte, zeigen uns seine Auslassungen über die höhere Gesellschaft im *Schoolmaster* und noch deutlicher ein Wort, das er eben in dieser Zeit seinem Vertrauten Ireland schrieb: „.... Ich habe hier kürzlich viele vornehme Männer gesehen . . . ich habe den allernichtigsten Gesprächen zuhören müssen. O, diese Unglücklichen!" Zu diesem allgemeineren Grunde seines Unbefriedigtseins kammen dann allerlei Intriguen und Chikane, die von Seiten mancher Höflinge gegen ihn gesponnen und geübt wurden. Ja, Ende 1549 wurde ihm dies Treiben so arg, dass er ganz plötzlich und wie es scheint ohne sich vorher bei Elisabeth beurlaubt zu haben, seinen Posten und Hatfield verliess und nach Cambridge zurückkehrte.

Was die letzte Veranlassung zu diesem verzweifelten Schritte gewesen ist, geht aus den Briefen nicht recht hervor. Ascham klagt an einigen Stellen über die schlechte Behandlung, die er „von einigen der Hofbeamten" erfahren habe, speciell über eine „Beleidigung" *(acerba offensio sine ulla caussa*[2]*)*, die ihm von dem Haushofmeister *(oeconomus)* Elisabeths zugefügt worden sei. In einem Briefe an Cheke[3] hält er es aber doch für nöthig, sich gegen „Verläumdungen der Uebelgesinnten" zu vertheidigen und erbietet sich Zeugnisse unbescholtener und achtbarer Männer „über die ganze Art seines Lebens bei Hofe" beizubringen, die seine „Unschuld in allen seinen Worten und Handlungen" darthun würden.

Auch Elisabeth scheint zuletzt durch die Verläumdungen

---

[1] Giles hat den Brief, der im Text das Datum trägt: „Chestoniae 8 Julii", irrig in das Jahr 1549 gesetzt. Bald nach dem Tode der Königin (5. Sept. 1548) hatte Elisabeth — und also auch Ascham — Chelsea (Cheston, Cheshunt) verlassen und lebte bis zum Herbst 1550 in Hatfield (Froude V. 139. — State Papers Domestic. 1547—1580. p. 5, 11, 23, 28).

[2] I. 2, p. 231, 240.

[3] I. 1. p. 175.

seiner Gegner gegen ihn eingenommen worden zu sein. Schon im Herbst 1549 war Ascham nach Lambeth, dem Sitze Cranmers, hinübergefahren [1], um hier Bucer und andere berühmte Gelehrte des Festlandes kennen zu lernen, die in dem Hause des protestantisch gesinnten Erzbischofs eine Zuflucht gefunden hatten und ihm nun bei seinem Reformwerke behülflich sein sollten. Bei dieser Gelegenheit bat er Bucer, durch einen Brief an Elisabeth ihn wieder in deren Gunst zurückzuführen, da sie ohne seine Schuld, nur durch die feindlichen Bestrebungen anderer ihm etwas entfremdet sei *(nonnihil a me abalienata)*. Bucer lag damals aber an einem heftigen Wechselfieber schwer darnieder, und hatte die Bitte nicht sogleich erfüllen können. Seine Uebersiedlung nach Cambridge und der gleich darauf erfolgende Tod seines Freundes Fagius mögen dann wol die Ursache gewesen sein, dass er nachher ihrer nicht mehr gedachte.

So wird es wahrscheinlich, dass diese kühle Zurückhaltung seiner königlichen Schülerin wol bis zuletzt angedauert habe, und sie eigentlich erst seine Situation Ascham in dem trüben Lichte erscheinen liess, das ihm allen Muth zum weiteren Ausharren benahm. Wenn er nachher bei jeder Gelegenheit betont, wie er über die Behandlung von ihrer Seite nie habe klagen können, so besagt das nur soviel, dass Elisabeth es nie an dem nöthigen Takt ihm gegenüber hat fehlen lassen. Seine ganz unschickliche plötzliche Entfernung verletzte sie in der That. Es muss sich aber dann doch herausgestellt haben, dass man ihrem harmlosen Lehrer Unrecht gethan, denn als Ascham ihr vor seiner Abreise nach Deutschland wieder einen Besuch zu machen wagte, wurde er sehr gnädig aufgenommen, ja sie schmollte sogar in liebenswürdigster Weise mit ihm, dass er so lange Zeit habe vergehen lassen, ohne sich von ihrem Wohlwollen zu

[1] I. 2, p. 231. „Quum primum in Angliam veneris et Lambethi vixeris.“ Bucer war damals krank: nisi valetudo tum te impedivisset. Bucer traf am 25. April in London, Ende April in Lambeth ein und blieb dort bis Anfang November. In den letzten Wochen war er krank. Strype II. 147 ff.

überzeugen.[1] Dass sie ihm in der Folge dasselbe dauernd erhielt, zeigt nicht allein die Versicherung Ashleys in dem Briefe, der die Veranlassung zu Aschams *Report* wurde, sondern auch die Stellung, die er während ihrer Regierung bis zu seinem Tode eingenommen hat. —

Ascham kehrte nach diesem „Schiffbruch", den er bei Hofe erlitten, nach Cambridge zurück und trat wieder in seine früheren Würden und Aemter ein. Wir finden ihn als Secretär und Lector des Griechischen thätig. Mit Zustimmung des Senats konnten diese Stellen ihren Inhabern bei etwaiger auch länger dauernder Abwesenheit reservirt bleiben: der Gehalt wurde auch ferner gezahlt, während die Geschäfte von Stellvertretern besorgt wurden. So blieb Cheke noch bis 1546 Orator, während er doch schon im Juli 1544 die Universität verlassen hatte, und Ascham gab diese Stelle sowie seinen Platz im College erst 1554 auf, obgleich er im Verlauf der letzten 6 Jahre nur die wenigen Monate zu Anfang 1550 in Cambridge anwesend war.[2]

Diese paar Monate gewannen für ihn dadurch eine ganz besondere Bedeutung, dass er in die engste Berührung mit Martin Bucer kam, der seit November 1549 als Professor der Theologie in Cambridge lebte. Schon von Hatfield aus hatte er — wie wir eben sahen — die Bekanntschaft des

---

[1] I. 2, p. 231.

[2] Giles lässt die Rückkehr Aschams nach Cambridge schon im September erfolgen (I. 1, LXV.) und wenn man seinen Besuch in Lambeth mit der Hatfielder Schlusscatastrophe in Verbindung bringen will, so könnte es fast scheinen, als habe er hierin Recht. Ascham selbst aber sagt in seinem Briefe an Sturm (I. 1, p. 191): me enim praeceptore .. duos annos usa est. Es ist doch fraglich, ob er damit die 18 Monate gemeint haben kann, die seit frühestens Ende Februar 1548 bis Sept. 1549 verflossen waren. Muss auch zugegeben werden, dass dem Briefe an Cheke, Jan. 28. 1550, bereits ein Besuch vorausgegangen ist, der erst nach der schweren Beleidigung, die ihm zu Theil wurde, zu setzen ist, so scheint es mir doch zweifelhaft, ob Ascham eine Vertheidigung in der Weise, wie er es thut, erst 4—5 Monate nachher geführt haben würde. Der Brief an Cecil I. 1, n. 95 vom 15. Febr. erklärt sich nur durch die Haft, in welcher dieser sich seit Somersets Sturz befand, und aus der er erst Jan. 25. gegen Caution entlassen wurde.

berühmten Strassburger Reformators gesucht, als dieser noch bei Cranmer auf dessen Landsitz in Lambeth weilte. Jetzt wurde er sein Schüler und lernte ihn im täglichen Verkehr als einen Vater verehren und lieben. Er gehörte bald zu dem vertrautesten Umgange Bucers. Von Deutschland aus hat er mehrmals an ihn geschrieben, doch ist uns nur einer dieser Briefe erhalten.

Durch Bucer wurde er auch veranlasst mit Johann Sturm in brieflichen Verkehr zu treten, und an seine Schilderungen der Strassburger Gelehrten knüpfte sich eine Correspondenz, die in Inhalt und Umfang mit den wichtigsten Theil unter Aschams Privatbriefen bildet. Auch sie ist nur fragmentarisch erhalten, denn trotz der mehrfachen Unterbrechungen von zwei, drei und mehr Jahren lassen sich aus den vorhandenen Schreiben eine ganze Zahl verloren gegangener nachweisen.

Dieser Briefwechsel erstreckt sich von April 1550 bis wenige Tage vor Aschams Tode.[1] Ohne dass die beiden Freunde sich je gesehen, ohnedass in den auf uns gekommenen Briefen je auch nur die geringste Verstimmung zu bemerken wäre, hielten sie durch 18 Jahre treu zu einander, tauschten sie ihre Ansichten aus über Welt und Menschen, über den Stand der Wissenschaften und ihre Bestrebungen auf diesem Gebiet, über allerlei politische Begebenheiten und über persönliche Erfahrungen. In allem und jedem harmonirten sie mit einander und fanden, dass in gleicher Weise ihr Urtheil wie ihre Bestrebungen zusammenfielen.[2] Erscheinen die politischen Verwicklungen der Art, dass gar zu offene Mittheilungen für den einen oder den anderen gefährlich werden konnten, so beschränken die Freunde sich mehr auf das wissenschaftliche und persönliche Gebiet, oder schweigen auch ganz, ohne darum an einander irre zu werden. Aus den 5 Jahren religiöser Reaction ist

[1] Sturms letzter Brief ist datirt vom 16 Dec. 1568.

[2] Sturm fasst diese innere Uebereinstimmung einmal in folgende Worte zusammen: „idem tuum et meum est judicium, idem volumus, idem sequimur, idem consectamur“. I. 2, p. 197.

uns nur ein Brief Aschams erhalten, und den hat er gewissermassen im Auftrage Poles geschrieben. Es ist höchst wahrscheinlich der einzige. Ascham bekennt in jenem Schreiben (vom 14. Sept. 1555) ausdrücklich, dass neben den eignen häuslichen gedrückten und schwierigen Verhältnissen doch auch „die Unbeständigkeit der politischen Lage und die ganze Ungunst der Zeit“ ihn vom Schreiben abgehalten hätte, und Sturm wird das ganz in der Ordnung gefunden haben. Auch er ist in seinen Briefen vorsichtig „wegen der schlimmen und gespannten Lage des christlichen Staatswesens. Wer könnte wol schreiben, ohne darüber zu seufzen, ohne zu klagen? namentlich wenn man zu einem Freunde redet! Aber du siehst wol ein, mit wie grosser Gefahr das geschieht. Nur unsere Gedanken, Gebete und Wünsche sind sicher. Der Seufzer, das Wort machen sich dagegen leicht verdächtig und sind allen Verläumdungen ausgesetzt“.

Hatte er selbst so zur Zeit des Interims empfunden, so wird er Ascham aus einer gleichen Handlungsweise keinen Vorwurf gemacht haben in den Tagen, da die Scheiterhaufen der Cranmer, Ridley und Latimer brannten.[1]

Und doch muss ich bemerken, dass was auch immer in den Briefen behandelt wird, die religiös-dogmatischen Fragen durchaus in den Hintergrund treten. Es waren eben zwei Philologen, die mit einander austauschten, und so wenig sie sich auch beide dem Einfluss der grossen Zeitfrage entziehen wollten und konnten, die eigentlich dogmatischen Streitigkeiten der Theologen lagen ihnen beiden gleich fern. In den Jahren seines Aufenthalts in Deutschland bemerke ich wol gelegentliche Ausfälle gegen das Papstthum, Lob der glaubenstreuen Protestanten, entschiedene Parteinahme für die Gegner des Interims; in den Jahren nach Elisabeths Regierungsantritt seine Billigung ihrer Opposition gegen den

[1] Dass Ascham in den Dienst der katholischen Königin trat, hat Sturm ihm nachweisslich nicht verdacht. Wir besitzen einen Brief von ihm, den er in Aschams Interesse geschrieben — Sept. 1553 — und in welchem er Paget darum bittet, dass seinem Freunde die Secretärstelle, welche ihm bei Eduard zugesagt war, nun auch bei Maria gelassen werde.

Katholicismus; aber auf dogmatische Controversen lässt er sich nirgends mehr ein. Seine *Apologia pro coena Dominica* bildet einen schroffen Abschluss seiner das religiöse Gebiet berührenden Schriften und ist als critisch-dogmatischer Versuch ganz vereinzelt geblieben. Er billigt den gemässigten Standpunkt, den die neue englische Kirchenpolitik unter Elisabeth einnahm; er lobt Sturm, dass er ein Werk *de controversia Coenae* geschrieben, von dem er hoffe, es werde nicht streitsüchtig aber desto beweiskräftiger sein, denn er kenne ja seinen Charakter, der mehr zum Frieden und zur Ruhe als zu Hass und Streit neige. Den Osorius tadelt er hauptsächlich wegen seiner fanatischen Wuth, mit der er auf seine dogmatischen Gegner losfahre; würde er die religiösen Angelegenheiten andern überlassen, welchen Nutzen könnte er da der Wissenschaft bringen! wie viele Freunde hätte er dann.[1] Fast noch seltener und vorsichtiger berührt der Strassburger Diplomat dieses Thema.

Die Correspondenz mit Sturm ist es recht eigentlich, von der Grants Worte gelten, dass, wenn Ascham alle die gelehrten und wissenschaftlichen Bemerkungen und Erörterungen zu einem Werke zusammengestellt hätte, dieses den Schriften keines einzigen der damaligen Gelehrten gewichen wäre. Das gilt aber nicht nur von der Form und der Schönheit des Styls — sondern auch von der Tiefe des Wissens, von dem Inhalt und der logischen Schärfe.[2]

Trotzdem erscheint uns Sturm doch mehr als der Gebende, Ascham als der Empfangende. Gern räumt er dem

[1] III. 203. So weit ich sehe, thut Ascham dem portugiesischen Bischof Unrecht, wenn er ihn eines besonders blinden Glaubensfanatismus beschuldigt. Wenigstens bewahrte er sich Freiheit genug, auf wissenschaftlichem Gebiet auch ketzerischen Gelehrten aufrichtige Sympathie entgegenzutragen, wie der Briefwechsel mit Ascham selbst beweist. Giles hat nur zwei Briefe des Osorio gebracht, während er ein Schreiben Aschams vom 4. Mai 1561 übersehen hat, welches sich in der Ausgabe der Opera omnia Hieron. Osorii, Romae 1592, I. 1143—1144 findet. Ebendaselbst p. 1149 wird auch in einem Briefe an Johann Metellus Aschams in der allerfreundlichsten Weise gedacht.

[2] Ich mache auf die reiche bibliographische Ausbeute aufmerksam, welche die Briefe liefern.

berühmteren Manne die erste Stelle ein und ordnet sich ihm unter. Er ist stolz darauf, an seiner Hand zuerst vor die philologische Welt zu treten. Inhalt und Form seiner früheren Schriften hatten es mit sich gebracht, dass sein Name durch eigne Leistungen im Auslande noch weniger bekannt war. Nun aber schlug Sturm vor ihre beiden ersten Briefe zusammen drucken zu lassen, und Ascham hatte keinen Grund dagegen zu sein. 1551 erschienen sie zu Strassburg als Anhang zu der *Oratio de laudibus literarum Graecarum* des Konrad Heresbach.[1] Da Ascham in seinem Briefe der Besprechung über die Verbreitung tüchtiger gelehrter Bildung auch unter den höheren und höchsten Gesellschaftskreisen in England einen breiteren Raum gewidmet und mit einer Charakteristik Elisabeths geschlossen hatte, so erhielt der Brief den Titel: *litera . . de nobilitate Anglicana.* Diese Publication zog den beiden Freunden einen Angriff des Peter Ramus zu, vorwiegend wegen ihrer dort ausgesprochenen Ansichten über Aristoteles. Ascham nahm denselben mit einer gewissen resignirten Ergebung auf. Er bedauert es, dass Ramus, den er stets so hoch geschätzt habe, durch dies unerwartete Vorgehen gegen ihn „seine Freundschaft zu verschmähen scheine". An Sturms Seite will er das aber schon verschmerzen und giebt die gemeinsame Vertheidigung ganz in dessen Hand.

Ist die Fehde weiter fortgeführt worden, so wird sie doch kaum besonders heftige Gestalt angenommen haben. Ascham erwähnt des Zwischenfalls nachher nicht mehr, und trat 1564 mit dem Pariser Professor sogar in freundschaftlichen Verkehr und Briefwechsel.[2] —

Ausser seinen gewöhnlichen Studien, die sich auf Plato, Aristoteles, Demosthenes und Cicero erstreckten, beschäftigte ihn in den paar Monaten, die er zu Anfang 1550 in Cambridge zubrachte, vor allem eine Ausgabe der *Libri Antibarbarorum* des Desiderius Erasmus. Das Manuscript dieser Schrift war einst vor Jahren in Rom dem Richard Pacens,

[1] Beilage II. Seite

[2] II. u. 55 p. 96.

welchem Erasmus es bei seiner Abreise aus Italien anvertraut hatte, entwendet worden. Lange hatte man vergeblich darnach gesucht, bis ein glücklicher Zufall es damals Ascham in die Hände spielte. Er war mit dem Besitzer der Handschrift bereits über die näheren Bedingungen einer Drucklegung einig geworden, als diese Arbeiten durch seine Reise nach Deutschland unterbrochen wurden. Von Augsburg aus wandte er sich jedoch an den bekannten Buchdrucker Hieronymus Froben zu Basel, den Verleger der Erasmischen Schriften, der 1540 eine Gesammtausgabe in 9 Bänden veranstaltet hatte; in ihr befanden sich auch Bruchstücke der *Libri Antibarbarorum* mit einem Vorworte vom Verfasser selbst, in dem ausführlich das unglückliche Schicksal seines Buches erzählt wird.[1] Ascham suchte Froben für die Sache zu interessiren und wo möglich von ihm einen Auftrag zur Herausgabe des aufgefundenen Schatzes zu erlangen. Was der Basler geantwortet, wissen wir nicht. Der Plan gelangte jedoch nicht zur Ausführung, da sich bald nachher herausstellte, dass Aschams Vermuthung auf einem Irrthum beruhte. Das Cambridger Manuscript enthielt eben die Theile des Werkes, die bereits gedruckt waren, wie Thomas Lever sehr enttäuscht über diese Entdeckung unterm 2. Februar 1552 seinem nicht weniger enttäuschten Freunde nach Deutschland meldete.[2] So ist jenes interessante Werk, dessen Verlust Erasmus selbst schmerzlich empfand, an dem er lange Jahre seines Lebens gearbeitet hatte, bis heute Fragment geblieben.

Im Laufe des Sommers, wol im August, war Ascham wieder einmal zum Besuch seiner Freunde und Verwandten in der alten Heimath nach York gegangen. Er war jetzt 34 Jahre alt, besass einen nicht mehr unbekannten Namen, ein genügendes Einkommen und als königl. Bibliothekar, griechischer Lector, Pensionär der königl. Kasse und Orator auch eine angesehene Stellung an der Universität. Es kann

---

[1] Einzelausgaben des erhaltenen Restes: Antibarbarorum D. Erasmi Rot. liber unus, waren schon zu Basel 1520, Cöln 1520, Strassburg 1520, 1521 und 1522 erschienen.

[2] Camb. Univers. Lib., Moores MSS. D. d. IX. 14. fol. 78.

uns nicht in Erstaunen setzen, wenn er da den Wunsch empfand, sich sein eigen Haus zu gründen, um so mehr als eine alte Liebe ihn alle die Jahre hindurch begleitet zu haben scheint. Allerdings hatte er noch immer nicht seinen alten Lieblingsplan aufgegeben, in irgend einer officiellen oder halbofficiellen Stellung für einige Jahre fremde Länder besuchen zu dürfen. Gerade damals verfolgte er diese Pläne mit verdoppeltem Eifer, wie er in dem Briefe selbst ausspricht, der uns von seiner Werbung Kunde giebt.[1] Er wollte sich jetzt vorerst nur Gewissheit holen und sich sein Glück sichern, die Verbindung dagegen noch eine Weile hinausschieben. Der oben erwähnte Brief ist an den Oheim und Vormund der jungen Dame gerichtet, die Ascham „A. B." nennt, und scheint seinen Zweck durchaus erreicht zu haben. Ein anderes Schreiben lässt uns erkennen, dass Ascham damals eine Zusage sowohl von dem Vormund als von dem Gegenstande seiner Verehrung selbst und ihrer Mutter erhalten hat. In H. n. 83 bringt uns Giles einen Brief mit der Ueberschrift: *Anonymus* und dem Regest: *a letter written by R. A. for a gent to a gentlewoman in way of marriage.* Dieser *gent* ist niemand anders als Ascham selbst, und der Brief fällt in die erste Zeit seiner deutschen Reise. Wenn er die junge Dame: *Gentle Mrs. N. (mistress)* anredet, so ist das nur eine allge-

[1] I. 1, n. 91. — Giles bringt diesen Brief ohne weiteres Datum unter 1549. Die Worte: „Si quis nobilis vir ad generale concilium, de quo percrebescit sermo, legatus fuerit, libentissime illi in eo itinere servirem cui fortasse opera mea idonea esse poterint", machen es für mich wahrscheinlicher, dass der Brief im Frühjahr 1550 geschrieben wurde. Mit der Wahl Pabst Julius' III, 7. Febr. 1550, kamen die conciliaren Angelegenheiten wieder in Fluss, da er sich bereit erklärte, die Versammlung nach Trient zurückzuverlegen. Mitte März erschien Pedro de Toledo, der päbstliche Legat mit diesen Erklärungen am kaiserlichen Hofe (Maurenbrecher, Karl V. p. 228). In den folgenden Monaten, April-Mai, mag es daher gewesen sein, dass in England „sermo percrebescit", auch dieses Land werde auf der neu zusammentretenden Kirchenversammlung, für welche die deutschen Protestanten ihre Betheiligung zugesagt hatten, vertreten sein. Ich finde dessen sonst nirgendwo erwähnt. Officiell scheint nicht darüber verhandelt worden zu sein.

meine Bezeichnung in seinem Entwurf, die er an Stelle des eigentlichen Namens setzte; denn das Concept und nicht das Original haben wir vor uns, wie die fehlende Ueberschrift und Unterschrift zeigt. In eifriger Correspondenz hat Ascham mit seiner Braut nicht gestanden; er bezieht sich noch auf seinen Besuch und den liebenswürdigen Empfang, der ihm von der jungen Dame und ihrer Mutter zu Theil geworden sei. Und doch geht aus dem ganzen Ton des Schreibens hervor, dass seit jenem Besuch bereits längere Zeit vergangen war.[1]

Ich möchte noch eine Stelle aus dem Briefe an Johanna Grey, Augsburg 1551 Jan. 18,[2] herbeiziehen und aus derselben schliessen, Aschams Braut habe sich damals in der Umgebung Johannas befunden: *Saluta quaeso propinquam meam Mariam Latin, et uxorem meam Alisiam, cujus dictum saepius memoro, quam felicius sequor.* Der Name Alisia würde zu dem „A. B.“ passen, mit welchem Ascham seine Auserwählte in dem Briefe an ihren Vormund bezeichnet. *Uxor* bedeutet freilich zunächst die angetraute Gattin, wird in erweitertem Sinne aber auch von der verlobten Braut gesagt.[3]

---

[1] Giles hat den Brief ohne jede nähere Angabe unter das Jahr 1567 gestellt. Ich glaube, dass das anonyme Schreiben im obigen Zusammenhange seine richtige Stellung und Deutung gefunden hat. Der Ausdruck: „now in mine absence“ weist auf Aschams deutsche Reise hin; er schreibt, weil sich ihm „so fit a messenger“ darbietet. Seit seinem Besuche und dem freundlichen Empfange, dessen er noch gedenkt, ist bereits einige Zeit vergangen, denn ihm sind unterdess allerlei Gerüchte zu Ohren gekommen, dass böse Menschen ihm das Herz seiner Braut zu entfremden suchten. Das alles weist etwa auf Ende 1550 oder Anfang 1551. Zur Unterstützung meiner Annahme, dass Ascham hier im eignen Namen redet, erwähne ich noch des Umstandes, dass Miss A. B., um die er in I. 1, n. 91 freit, keinen Vater mehr hat, da er bei ihrem Oheim als dem Vormunde anhält. Das passt genau zu unserem Briefe: „. . . . that friendly entertainment, wherewith presently at your house you and your good worshipful mother used me“. Von einem Vater ist im ganzen Schreiben auch hier nicht die Rede.

[2] I. 2, n. 114 p. 241.

[3] Georges l.-d. HWB. II. 2123.

Giles wusste sich diese Stelle nicht zu erklären[1] und das ist natürlich, da ihm sowohl als allen seinen Vorgängern diese erste Herzensangelegenheit unseres Roger unbekannt geblieben ist.

Entsprechend den mönchischen Institutionen, aus denen die englischen Colleges herausgewachsen, waren und sind alle Mitglieder *(Fellows)* derselben zum Cölibat verurtheilt, eine Einrichtung, die Ascham bei seinen Heirathsgedanken gar nicht mehr gefallen wollte. Eifrig sehen wir ihn daher bemüht, an sich wenn irgend möglich die Regel einmal durch die Ausnahme bewiesen zu sehen. Im Sommer 1551 hat er desswegen mehrmals an seinen Freund Thomas Lever geschrieben,[2] der im November desselben Jahres selbst *Master of St. Johns* wurde. Lever, der den grossen Vortheil des College, einen so hervorragenden Gelehrten festzuhalten, sehr wohl erkannte, versprach alles zu thun, was in seinen Kräften stand: „Ich habe gute Hoffnung, Ihnen alle gewünschte Freiheit zu schaffen und Ihr Einkommen so weit zu erhöhen, dass Sie gemächlich in Cambridge leben können.“[3] Auch Cheke wurde zu Rath gezogen und versichert gleichfalls, er werde es an kräftiger Unterstützung des Gesuches nicht fehlen lassen; wenn Lever nur das Seinige thue, so hofft er, dass die Sache sich nach Wunsch werde regeln lassen.[4]

Da trat eine Wendung ein, die Ascham alle diese Bemühungen plötzlich abbrechen liess. Sein Verlöbniss löste sich wieder auf, wahrscheinlich gegen Ende 1552. Den Grund des Zerwürfnisses können wir aus dem einzigen uns erhaltenen Briefe Aschams an seine Braut unschwer errathen. Er klagt

---

[1] I. 1, LXXV.

[2] Diese Briefe sind verloren, doch erfahren wir von ihnen durch Levers Antwort, London 13. Nov. 1551: „I have received your letters unto me“. Camb. Univers. Lib., Moores MSS. D. d. IX. 14. fol. 78^{b}—79^{b}. — und ibid. Bakers MSS. XXXII, 495—496. — Gedruckt findet sich dieser Brief in Brookes Lives of the Puritans I. p. 215 (1813) und im Brit. Magazine XXXVI, p. 402—403. (1844 ed. J. E. B. Mayor).

[3] Camb. Univers. Lib., Moores MSS. D. d. IX. 14 fol. 77^{b}—78; — und ibid. Bakers MSS. XXXII fol. 497.

[4] C. U. L., Moores MSS. ibid. fol. 81^{b}—82; — und ibid. Bakers MSS. p. 501—502.

hier bereits über die Verläumder, die ihr ins Ohr flüsterten, er begehre mehr ihr Vermögen als sie selbst. Verächtlich erscheinen ihm diese Leute. Er warnt seine Braut davor, ihren Einflüsterungen Gehör zu schenken, aber er giebt ihr volle Freiheit zurückzutreten, so bald sie glaube, dass er nicht aus Liebe und in ehrlicher Absicht, sondern aus Geiz und Habsucht sich in ihre Nähe gedrängt habe. Darnach muss die Dame wohlhabend und aus angesehener Familie gewesen sein. Sie hielt die lange Prüfungszeit nicht aus und zog zuletzt doch wol einen jener Menschen, die Ascham „mehr bemitleidete als beneidete", dem armen Gelehrten vor.

Wie schwer oder leicht ihn diese Untreue getroffen, lässt sich aus den uns erhaltenen Briefen nicht nachweisen. Bis Mitte Juli 1552 erwähnt er derselben mit keiner Sylbe in seinen Briefen an die beiden Vertrauten Raven und Ireland, in denen sich dergleichen Mittheilungen am ehesten finden müssten. Von da ab bis zu seiner Rückkehr ist uns die weitere Correspondenz mit den Genannten verloren.

Ascham sollte sich nur kurze Zeit seines jungen Bräutigamsglückes erfreuen dürfen. Unerwartet aber heissersehnt traf ihn, wol Anfang September, die Nachricht von Cheke, er möge unverzüglich nach London kommen, da er erwählt worden sei, als erster Secretär die Gesandtschaft des Sir Richard Morison an den Hof des Kaisers zu begleiten. Ascham war natürlich sofort bereit, sich den Armen der Liebe zu entreissen und diesem Rufe Folge zu leisten. War es doch gleich Anfangs festgestellt worden, dass seine Braut die Zeit über, die er noch auswärts auf Reisen zu sein wünschte, auf ihn warten werde. So brach er unverzüglich nach London auf. —

Unterwegs machte er jedoch noch einen denkwürdigen Besuch bei der damals 15jährigen Johanna Grey, die ja einst gewissermassen auch seine Schülerin gewesen war. Als Elisabeth nach dem Tode der Katharina Parr veranlasst wurde nach Hatfield überzusiedeln, blieb Johanna Grey noch mit Zustimmung ihrer Eltern im Hause Lord Seymours zurück, bis zu dem tragischen Ausgange dieses Mannes, der sie mit Eduard VI. hatte vermählen und dadurch Einfluss auf den

jungen König gewinnen wollen. Aschams Weg führte ihn nahe an dem Landsitze ihres Vaters, des Marquis Dorset, an Broadgate in Leicestershire vorbei, und er unterliess es nicht ihr seine Aufwartung zu machen.

In dem unvergesslichen Eindruck, den er damals von dem selten begabten und bedeutenden Mädchen empfing, erkennen wir ganz das Ungewöhnliche wieder, das jeder empfand, der ihr auf ihrem kurzen Lebenslaufe nahe trat. In seinen Briefen kommt Ascham des öfteren auf diesen Besuch zurück, und in seinem *Schoolmaster*, mehr als 23 Jahre später, giebt er uns eine ausführliche und lebendige Schilderung desselben.[1]

„Bevor ich nach Deutschland ging, besuchte ich Broadgate in Leicestershire, um mich dort bei der edelen Johanna Grey zu beurlauben, der ich von früher her sehr verpflichtet war. Ihre Eltern, der Herzog und die Herzogin, jagten gerade mit ihrem ganzen Hofstaate, Herrn und Damen, im Parke. Sie aber fand ich in ihrem Zimmer in griechischer Sprache Platos Phaedon lesend, und zwar mit einem solchen Genuss, wie mancher junge Herr eine kurzweilige Erzählung Boccaccios lesen würde. Nach der Begrüssung und einigen pflichtschuldigen Worten fragte ich sie, warum sie versäume das Vergnügen im Park mitzumachen. Lächelnd entgegnete sie mir: „Ich denke, alles was sie dort draussen treiben, ist nur ein Schatten des Vergnügens, das ich im Plato finde. Ach, die guten Leute werden nie empfinden, was wahres Vergnügen ist!“ „Und wie kommen Sie, mein Fräulein, fragte ich, zu dieser tiefen Kenntniss des Vergnügens? Und was hat Sie dabei erhalten, wo Sie doch nicht viele Damen und nur wenig Männer sehen, die so weit gelangt sind?“ „Das will ich Ihnen sagen,“ erwiederte sie; „ich will es Ihnen so aufrichtig sagen, dass Sie sich darüber vielleicht wundern werden. Eine von den grössten Wohlthaten, die mir Gott erwiesen hat, ist — dass er mir so harte und strenge Eltern und einen so milden Lehrer gegeben hat. Denn wenn ich bei Vater und Mutter bin, so mag ich sprechen oder schweigen,

[1] III. 117—118.

sitzen, stehen oder gehen, essen, trinken, fröhlich oder traurig sein, arbeiten, spielen, tanzen oder sonst etwas treiben, ich muss es stets, was es auch sei, mit solcher Wichtigkeit, solchem Maass thun, mit einem Wort: so vollkommen, wie Gott die Welt geschaffen hat, oder ich werde sonst so streng gescholten, so grausam bedroht, ja zuweilen auch gleich so hart gezwickt, gekniffen, geschlagen, so unaufhörlich beunruhigt, dass ich mich wie in einer Hölle fühle, bis die Zeit herankommt, in der ich zu Herrn Aylmer gehen muss. Dieser lehrt mich mit so viel Milde und Geduld, giebt mir so viel Anreizung zum Lernen, dass ich die ganze Zeit über, die ich bei ihm bin, an nichts anderes denke. Und wenn ich von ihm weggerufen werde, so fange ich an zu weinen, weil ich mich bei allem, was ich beginne, ausser beim Lernen voll Furcht, Kummer und Unruhe und tief unbehaglich fühle. Und daher ist mein Buch meine grösste Freude gewesen und bringt mir immer mehr und mehr Vergnügen, so dass im Vergleiche mit ihm, alle anderen Vergnügungen mir wirklich nur kindisch und unbedeutend erscheinen".[1]

„Ich gedenke dieses Gespräches so gern, nicht allein, weil es wol werth ist in der Erinnerung festgehalten zu werden, sondern auch weil es die letzten Worte waren, die

---

[1] Uebrigens waren es nicht Elisabeth und Johanna Grey allein, die unter der vornehmen englischen Damenwelt jener Zeit eine so tiefgehende philologische Bildung besassen, dass wir billig durch dieselbe in Staunen gesetzt werden. Ich nenne hier nur noch die gelehrten Frauen, die ich in den Briefen und Schriften Aschams erwähnt finde, und zu denen er selbst in mehr oder weniger naher Beziehung stand. Die Zahl ist verhältnissmässig nicht unbedeutend: die Königin Katharina Parr (I. 1, p. 107) und deren Schwester Lady Anna Herbert, Gräfin Pembroke (I. 1, p. 88—89); Lady Margarethe Roper, eine Tochter des Thomas Morus (I. 1, p. 191) und deren Tochter die Lady Clarke (I. 2, p. 403); die Töchter des Herzogs von Somerset (I. 2, p. 227); Lady Mildreda Cook, Gemahlin Cecils und Tochter des Sir Anthony Cook, der mit Cheke gemeinsam die Erziehung König Eduards VI. leitete (I. 2, p. 228); Mis Mabel Vahane, eine junge Dame aus Aschams Bekanntschaft (I. 2, p. 425). — Näheres über alle diese Frauen und deren literarisch-wissenschaftliche Bedeutung findet man in Georg Ballards Memoirs of British Ladies, who have been celebrated for their writings or skill in the learned languages arts and sciencess. London 1775. 8°.

ich aus dem Munde der edlen und seltenen jungen Dame hörte. Ich sah sie damals zum letzten Mal".

Von Deutschland aus hat Ascham noch mit ihr correspondirt. Er dringt in seinen Freund Sturm, ihr einiges von seinen Schriften zu widmen, und freut sich durch diese Anregung auch einen kleinen Theil an dem Ruhm zu haben, den ihr solch eine Widmung in der ganzen gelehrten Welt bringen müsse.

Seine Sympathie, seine Verehrung und sein tiefstes Mitleiden wird das unglückliche Mädchen unzweifelhaft immer besessen haben; aber als er nach Eduards Tode nach England zurückkehrte, schloss er sich doch an ihre Gegner und Feinde, an Maria, an Gardiner, an Pole an, und als ihr Haupt auf dem Schaffote fiel, hat Ascham schwerlich sich ein Wort offener Missbilligung erlaubt.[1]

[1] Woher W. Hepworth Dixon, The Tower of London I. 226 die Notiz hat, dass Maria „ihren Geheimschreiber" den Befehl zur Hinrichtung ausfertigen liess, weiss ich nicht. Ist sie richtig, so werden wir darunter wol nicht Ascham, sondern einen seiner Collegen verstehen dürfen. — In seinem verdrehten Buche: Imaginary conversations of Literary men and Statesmen by Walter Savage Landor (I—II, London 1824) giebt der Verfasser (II. p. 49—54) auch ein Gespräch zwischen Johanna und ihrem „poor old master" Roger Ascham, das unmittelbar nach ihrer Thronbesteigung stattgefunden haben soll. Wie das ganze Buch lediglich einer irregehenden Phantasie entsprungen ist, so kann natürlich auch dieser Dialog keinerlei historische Berechtigung nachweisen. Er ist noch einer der ansprechendsten und wenigst manierirten. Aber die Gelegenheit ist ebenso erfunden, wie das Verhältniss der Beiden zu einander willkürlich geändert. Weder ist Ascham Johannas Erzieher gewesen, noch befand er sich bei den Umwälzungen, die sie auf den Thron brachten, in ihrer Nähe. Ein schwererer Vorwurf ist es, dass die Charaktere der Redenden in wesentlichen Punkten verzeichnet erscheinen. Die junge Königin hat nie Gefühle der Liebe oder besonderer Zuneigung für ihren kindlichen Gatten empfunden, wie Landor sie zum Ausdruck bringt, und Ascham lag der sentimentale Ton noch ferner, in welchem er hier sprechen muss.

II.

WANDERJAHRE.

Als Ascham seine Reise nach Deutschland antrat, stand er in der Blüthe der Jahre, auf dem Höhepunkt geistiger Entwickelung. Wurde er vorher und nachher auch viel von Krankheit heimgesucht, so erfreute er sich während seiner Reise dauernd der besten Gesundheit. Ich finde, dass er in verschiedenen Briefen dieses Umstandes besonders erwähnt, voll Freude, dass seine Studien und Beobachtungen durch körperliches Unbehagen nicht beeinträchtigt und verkümmert würden.

Ein lange gehegter, oft ausgesprochener Wunsch gieng ihm jetzt endlich in Erfüllung. Fremde Länder zu sehen, fremde Menschen und Sitten zu beobachten; den Gelehrten des Continents, die er aus ihren Werken alle kannte, die er bekämpfte und mit denen er sympathisirte, auch persönlich nahe zu treten; die grossen Werkstätten des Geistes, in welchen die Donnerkeile geschmiedet wurden, die Jahrhunderte alte Gewalten über den Haufen warfen, aus eigner Anschauung kennen zu lernen: das war ja seit Jahren schon das Dichten und Trachten seines Herzens gewesen.

Nun endlich erfüllte sich ihm das alles unter den günstigsten Auspicien. Er sollte der Begleiter eines Mannes werden, der vom ersten Augenblicke an Aschams ganze Zuneigung gewonnen hatte, der ihm in der gütigsten Weise

entgegentrat.[1] Und gerade nach Deutschland ging die Reise, wo ihm die meisten literarischen Freunde lebten, an den

[1] Utor bono et valde bono domino et optima domina. (Sept. 15. 1550 I. 2, 218). Sir Richard Morison was an able diplomatist and accomplished scholar of these times. (Tytler II. 342). In jungen Jahren soll er zu Studienzwecken längere Zeit in Italien gelebt haben. Nach seiner Rückkehr trat er in den Staatsdienst und hatte Gelegenheit, Heinrich VIII. bei seinem Ehescheidungsprocess wichtige Dienste zu leisten, die ihn für immer in der Gunst des Königs befestigten. 1536 scheint er mit einer Mission in Deutschland betraut gewesen zu sein, da Berichte von ihm aus jener Zeit in Brit. Mus. Cotton MSS. Cleop. E. VI. 304, 310, 311 u. s. w. liegen. In zwei Urkunden bei Rymer (XIV. 672, 673) v. J. 1540 wird er „Magister sive Custos Hospitalis S. Jacobi juxta North-Allerton in Com. Eboracensi et ejusdem Domus confrater" genannt, stand demnach in sehr direkten Beziehungen zur Heimath Aschams. In den letzten Jahren Heinrichs VIII. war er Gesandter am dänischen Hofe. Den Regierungswechsel hat er am Hofe zu Kolding noch angezeigt, dann kehrte er nach Hause zurück und wurde Mitglied der Commission, die 1547—1549 die Visitation der Universitäten zu besorgen hatte. (Strype, M. of Cranmer II. 161. Rymer XV. 183). — Im Mai 1549 war er einer der Vorsitzenden bei der grossen Disputation, in welcher Peter Martyr und seine katholischen Gegner ihre Kräfte massen (Ch. Schmidt, P. Martyr Vermigli. Elberfeld 1358. p. 92). — Sept. 1550 (sein Beglaubigungsschreiben ist ausgestellt Aug. 18. 1550. St. P. Foreign 1547—1553 p. 52) wurde er als Gesandter an den Hof des Kaisers geschickt und ist dort trotz mancher Irrungen bis nach Eduards Tode geblieben. Morison war ein hochgebildeter Mann, der noch während seiner auswärtigen Mission mit eisernem Fleisse und unermüdlichem Eifer an sich fortarbeitete und in seinem Secretär den geeignetsten Gehülfen für solche Studien gefunden hatte. Er ist wol einer der liebenswürdigsten Diplomaten, die es je gegeben hat. Seine Briefe, private wie officielle, sind oft in einem so humoristischen Ton gehalten, schildern so sehr ins Einzelne seine Beobachtungen, sind mit so viel Anekdoten und Randbemerkungen durchsetzt, dass Cecil sich einmal ernstlich diese „toys" verbitten und ihn mahnen musste, einen ernsteren, dem Diplomaten zuständigeren Ton anzuschlagen. Ich finde jedoch nicht, dass er sich das sehr zu Herzen genommen hätte; auf seinen Styl hat die Rüge jedenfalls keinen Einfluss gehabt. Ob Morison aber auch der befähigtste Staatsmann gewesen, wage ich nicht zu entscheiden. Er selbst sagt von sich: I am but a green Ambassador and scarse well weighed. Gestalteten sich die Wechselbeziehungen der beiden Reiche verwickelter, und das geschah mehrmals in diesen Jahren, so traten ihm ausserordentliche Gesandte zur Seite. Sein Wirken wurde auch dadurch erschwert, dass er bei Karl verläumdet ward, „[that]

Hof des Kaisers, der unbestritten für den Mittelpunkt des ganzen politischen Treibens jener Tage galt.

I was a preacher and did use to preach every day to my household I did read them Bernardines [Ochinos] Prediches for the tongue and sometimes Machiavel. He [der Verläumder] hath made such a work of it, and so did set me out for it to a number in Augusta, that I now do not marvel, why the Emperon wrote: I was an Apostle, a doctor, a preacher and I know not what". (St. P. a. a. O. p. 216). Es handelte sich damals um das Recht der freien Religionsübung der Gesandten, die der Kaiser unter Androhung sofortigen Abbruchs aller diplomatischen Beziehungen für seinen Botschafter in London verlangte, dem englischen an seinem Hofe dagegen verweigerte. In den dieserhalb geführten Debatten, namentlich in einer Audienz, die Morison beim Kaiser hatte, scheint der Gesandte mit solcher Entschiedenheit aufgetreten zu sein, dass Karl V. sich dadurch beleidigt fühlte und sich in London über ihn beschwerte. Schon war sein Ersatzmann in Augsburg eingetroffen, als die Differenzen doch ausgeglichen und von kaiserlicher Seite selbst Schritte gethan wurden, Morison noch länger am Hofe zu erhalten. — Ueber die zu eben jener Zeit lebhaft geführten Verhandlungen in Betreff der Stellung und Bekenntnissfreiheit der Prinzessin Marie hat er später, als dieselbe schon Königin war, einen 16 Folioseiten langen Discurs geschrieben, der sich im British Museum, Harlyan MSS. 353 findet. — Nach Eduards Tode wurde Morison nach England zurückberufen und erhielt seinen Abschied aus dem Staatsdienste. Seine ausgesprochen protestantische Richtung, namentlich aber seine Mitwirkung im Ehescheidungsprocess Heinrichs VIII. durfte ihn keine besondere Gnade von der Tochter Katharinas hoffen lassen. Tytler und Strype berichten, er sei gleich bei Marias Regierungsantritt ausser Landes geflohen, doch geht aus Aschams Briefen (I. 2, 397) hervor, dass er die ersten Monate nach seiner Rückkehr noch in England verlebte. In einem Briefe Peter Martyrs an Calvin vom 8. Mai 1554 (Loci communes. Heidelberg 1613 p. 1092) wird seiner kürzlichen Ankunft in Strassburg in Begleitung von John Cheke gedacht. Lloyd (State Worthies 102—107) lobt ihn wegen seiner Fürsorge für die vielen Verbannten und Flüchtlinge, denen er direkt und auch durch seine Verbindungen an manchen Fürstenhöfen viel Unterstützung gewährte. Lloyd schreibt ihm auch eine bedeutende politische Wirksamkeit in dieser Zeit zu: „With Ferdinand the Emperor he prevailed for the Popes assisstance and with Maximilian for his Masters against the French"; doch scheint diese Nachricht auf einem Missverständniss zu beruhen, schon desshalb, weil Morison starb, ehe Ferdinand überhaupt Kaiser wurde. — Febr. 1555 war er in Brüssel und speiste hier mit dem engl. Gesandten Masone, der ihm eine Audienz bei dem Kaiser zu erwirken sucht. Dann scheint er noch einmal nach Italien gegangen

Wir besitzen die Briefe nicht mehr, die Ascham gleich nach Empfang der Berufung an Cheke sowie nach Cambridge geschrieben hat. Aber auch die uns erhaltenen, die den Aufbruch von London schildern, zeugen von der frohen Hoffnung, der erwartungsvollen Spannung, mit der er seine Reise antrat. *Suavitas itineris mei! — iter jucundissimum!* Wie wenig steckte in ihm von der kühlen Reservirtheit, welche man dem reisenden englischen Publikum unserer Tage als eigenthümlich nachrühmt!

Er ist ganz Leben und Bewegung. Er bedauert wol, dass ihm nicht auch die Beine, Augen, Ohren und Zungen seiner Cambridger Freunde zur Verfügung stehen; um wie viel mehr könnte er da umherlaufen, sehen, fragen und hören!

Nach langem und beschwerlichem Ritt in Canterbury angekommen, denkt er doch nicht an Ruhe. Kaum vom Pferde gestiegen eilt er in die Kathedrale, um hier die Denkmäler der Vergangenheit einer genauen Durchsicht zu unterziehen; alle Inschriften werden gelesen, alle Reliquien eingehend betrachtet; dann die Läden der Buchhändler nach seltenen Schriften, die Werkstätten der Goldschmiede nach Münzen durchsucht; endlich die Stadt durchwandert, um Lage und Befestigung derselben, Sitten und Habitus des Volkes kennen zu lernen. Spät kommt er erst zur Ruhe. Und so beschliesst er es überall zu halten.

In Löven, wo man nur kurze Rast macht, versäumt er lieber das Mittagessen, um in aller Eile ein paar Vorlesungen mitanhören zu können. Bei der Stromfahrt rheinaufwärts vermag er das ruhige Sitzen im Schiffe nicht zu ertragen. Er eilt ans Ufer, die Berge hinan, zieht auf den Saumpfaden

zu sein. Eine Note in Landsdown MSS. 980 p. 195 (182) (Brit. Mus.) bemerkt, Richard Morison sei aus Italien zurückkehrend in Strassburg angelangt und dort 1556 am 17. März zum grössten Leidwesen Vieler gestorben. Er war ein Mann von stattlicher Gestalt, eine schon durch ihr Aeusseres Achtung gebietende Persönlichkeit. — John Leland (Encomia etc, Londini 1589, p. 94) feiert ihn auch als Schriftsteller und Dichter, doch ist mir ausser den Briefen und Depeschen nichts von ihm bekannt geworden.

den Strom entlang, oder lagert sich in die Weingärten, wo er in Trauben schwelgt.

Humor und Witz zeigt Ascham auch in seinen früheren und späteren Schriften. Ein Ton wirklicher Poesie klingt doch nur aus manchem Worte, das er in jener Zeit empfunden und ausgesprochen hat. „Blicke aufwärts, die Felsen scheinen über dich hinstürzen zu wollen; blicke hinab, du glaubst in schwindelnde Tiefe zu taumeln. Tritt dein Ross fehl — hüte dich, es reisst dich hinab in den Rhein!“ — „Nichts habe ich je mit grösserem Entzücken gesehen, als diesen stolzen Strom, die Donau. Ich eilte sofort hinaus um mich an seinem Anblick zu erlaben, und mich an seinen Ufern zu ergehen. Ich wusch meine Hände in seinem Wasser, ich schlürfte von seinen Wellen und dachte meiner Freunde. Ich wünschte, Ihr wäret bei mir, ungern vermisse ich Euch!“

Wie ein Hauch moderner Gefühlsäusserung weht uns das an. Vergebens suchen wir darnach in den übrigen uns erhaltenen Resten und Zeugnissen des Denkens und Empfindens jener Tage. Ich wüsste kein zweites Beispiel dieser Art Ascham an die Seite zu stellen.

Landschaftliche Stimmungsbilder gehören einer späteren Zeit an; bei Ascham finden wir die ersten Anklänge dazu. Alle anderen lieferten nur mehr oder weniger nüchterne Darstellung des Thatsächlichen und Concreten.

Das ist es eben, was seinen Schilderungen und Reiseberichten einen so eigenartigen Charakter giebt.

Und dazu tritt noch ein zweites, nicht weniger wesentliches Moment. Auf der Höhe der Wissenschaft und Bildung seiner Zeit stehend, verschmäht er es nicht, auch das Geringe und Unbedeutende in den Kreis seiner Betrachtungen zu ziehen, nicht allein seine Beobachtungen darüber zu machen, sondern auch sie auszusprechen. Sein Blick fällt in die Vergangenheit zurück und gehört doch auch wieder voll und ganz der Gegenwart.

Ich meine, dass auch in dieser Beziehung die meisten seiner Vorgänger und Zeitgenossen, die sich auf dem gleichen Gebiete versuchten, hinter ihm zurückstehen. Von den Deutschen

zu schweigen, unter denen sich Niemand damals an eine ähnliche Aufgabe gewagt hat, auch Italiener und Franzosen wissen nicht wie Ascham das Verschiedenartigste mit offenem Auge zu erfassen und der Fülle der Eindrücke in einfacher und dabei lebhafter Erzählung gerecht zu werden. Selbst des grossen Montaigne Reisejournal erscheint oft dürftig im Vergleich mit den Schilderungen dieses Engländers.

Da ist es doch merkwürdig, dass diesen lebendigen und werthvollen Schilderungen von seinen Landsleuten bis heute fast vollständige Gleichgültigkeit entgegengebracht worden ist. Wir dürfen diese Erscheinung wol auf das geringe Interesse zurückführen, welches die deutsche Geschichte und das deutsche Volksleben seit jeher in England nur zu erwecken vermochten. Kein Verfasser der zahlreichen biographischen Skizzen hat es der Mühe werth gehalten, Aschams Erlebnisse während seines Aufenthalts in Deutschland zusammenzustellen; die Meisten gehen nur mit ein paar trocknen Zeilen, in denen oft ebensoviel Irrthümer und Ungenauigkeiten stecken, über diese reichste Zeit im Leben ihres Helden hinweg. Den einzigen eingehenderen, aber immer noch höchst oberflächlichen Bericht giebt Strype in seinem *Life of Cheke* p. 48—53 aus den Briefen Aschams an denselben. Bezeichnend für die Auffassung, mit der man an dieses reiche Material heranzutreten pflegte, ist, was Campbell über den *Report* urtheilt: „Als kurzer geschichtlicher Abriss, zumeist auf sorgfältiger Selbstbeobachtung beruhend, ist das Schriftchen gewiss von beträchtlichem Werth; doch werden des Verfassers Betrachtungen über die nothwendigen Eigenschaften eines Geschichtschreibers für die meisten Leser von grösserem Interesse bleiben.“ [1] Und doch hat Ascham in eben dieser Schrift die Summe seiner in Deutschland gemachten Beobachtungen zusammengefasst und über manche der folgenschwersten Begebenheiten des 16. Jahrhunderts berichtet!

Was die Mittheilungen Aschams über Deutschland betrifft, die Quellen, aus denen die nachfolgende Darstellung erwachsen ist, so lassen sich dieselben in vier Gruppen zerlegen:

[1] S. Egerton Brydges, Censura literaria IV, 63.

1) Die officiellen Depeschen, an deren Abfassung er als Secretär der Gesandschaft bedeutenden Antheil hat. Nachdem einzelne Stücke aus dieser Correspondenz schon früher bekannt geworden waren, wurde eine umfassendere Publikation erst in den *Calendar of State Papers, Foreign 1547—1553* durch William B. Turnbull unternommen; es weist jedoch die dort veröffentlichte Reihe von Depeschen noch bedeutende Lücken auf. An einigen Stellen ist es mir gelungen, diese Lücken auszufüllen durch 18 Depeschen an den Geheimen Rath, die im *British Museum, Cotton MSS. Galba B. XI. fol. 39—149* liegen, und die ich zu benutzen vermochte.[1] Sie sind alle, ebenso wie die von Turnbull aus dem *Record-Office* publicirten, von Aschams Hand geschrieben und von Morison nur mit seiner Unterschrift versehen. Es dürfte kaum gelingen, das geistige Eigenthumsrecht der beiden Männer an diesen Briefen überall streng zu sondern. Oft genug mag der Secretär die vom Gesandten abgefasste Depesche nur umgeschrieben oder in Chiffren gesetzt haben. So sagt er selbst (I. 2, 236): *transscribo literas, quas dominus ipse scripsit in Angliam.* Bei manchem Schriftstück glaubt man jedoch zu erkennen, dass Ascham nicht bloss Copist gewesen, sondern dass er das ihm gegebene Material zugleich erst in die uns vorliegende Form gebracht hat. Viele eigenthümliche Ausdrücke und Wendungen kehren hier wieder, die sich auch in seinem privaten Briefwechsel finden, und der Styl ist — so weit ich zu urtheilen vermag — demjenigen Aschams sehr ähnlich. Durchschnittlich zwei Tage in der Woche hatte er mit dieser officiellen Correspondenz zu thun (I. 2, 265: *Two dags I write my Lords Letters into England . .*; da kann er unmöglich allein mit Copiren die Zeit gefüllt haben. Ja in einzelnen Fällen dürfen wir mit Bestimmtheit annehmen, dass Form sowohl als Inhalt des

[1] Drei weitere Depeschen Morisons an das Ministerium aus dem Jahr 1553 (Febr. 20; März 24; April 4) befinden sich im Besitz des Marquis of Salisbury, in dessen Urkunden-Sammlung zu Hatfield-House. Vergl. Report of the Royal Commission on Historical Manuscripts etc. p. 203. Doch wurde ich auf meine Bitte, sie einsehen zu dürfen, von Sr. Lordschaft abschlägig beschieden.

Schreibens ausschliesslich ihm angehören. Das gilt vor allem von dem Bericht über seinen Besuch im Metzer Lager, welcher bei Wiedergabe der Gespräche so sehr ins Detail geht, dass er unmöglich aus zweiter Hand gegeben sein kann. Bei anderen Briefen müssen wir aus demselben Grunde Morisons alleinige Autorschaft annehmen.

Diese Depeschen wurden allwöchentlich mit grosser Regelmässigkeit abgeschickt, meist mit der gewöhnlichen Post, oft durch einen besonderen Courier, zuweilen auch durch eine andere möglichst sichere Gelegenheit. Alle wichtigeren Nachrichten sind chiffrirt, da die Gefahr stets gross blieb, die Schreiben könnten in falsche Hände gerathen, unterwegs gelesen werden, oder auch gar nicht ankommen. Ein einfaches Exempel lehrt uns, wie viel solcher Depeschen da sein müssten und wie viele von ihnen im Laufe der Zeit verloren gegangen oder bis jetzt noch nicht bekannt geworden sind. Da Morison Ende October 1550 auf seinem Posten am Hofe des Kaisers eintraf und denselben Mitte August 1551 wieder verliess, so muss er in dieser Zeit etwa 140 Depeschen abgesandt haben. 39 von ihnen sind in den *State Papers* benutzt worden; 18 habe ich im *British Museum* copirt; 3 liegen in Hatfield: zusammen 60 Schreiben. Es fehlen also noch etwa 80. Von diesen haben sich bei 23 die zu gleicher Zeit an Cecil gerichteten Privatbriefe des Gesandten erhalten, und sind gleichfalls in den *State Papers* gedruckt worden.

Der historische Werth dieser Gesandtschaftsberichte ist ein sehr verschiedener. Einzelne der Schreiben sind jedoch von der allerhöchsten Bedeutung, weil sie uns über manche Momente der Zeitgeschichte nicht unwesentliche Informationen bringen, ja oft die einzige Quelle sind, aus der wir solche Beleuchtung empfangen. Ich verweise hier nur auf die Nachrichten vom Kaiserhof bei Moritzens Aufstand; die Bemühungen Ferdinands beim Passauer Vertrage; die Verhandlungen in Landau wegen eines Bündnisses gegen Frankreich; Aschams Besuch in Metz; die späteren Vermittlungsversuche in Luxemburg und Brüssel etc. Die grösste Lücke ist leider für die wichtigste Zeit, vom Aufbruch aus Augsburg (October 1551) bis zum Eintreffen in Speier (September 1552), zu beklagen.

Aus ihr sind bis jetzt nur 5 Depeschen bekannt, von denen die vier inhaltreichsten hier zuerst mitgetheilt werden.

2) Seine Briefe, die er theils nach England an die dortigen Freunde, theils an seine Bekannten in Deutschland gerichtet hat. In politischer Hinsicht erscheinen sie recht dürftig, was um so bedauerlicher ist, als uns — wie eben bemerkt wurde — die Depeschen so häufig im Stich lassen. Ascham hütet sich sorgfältig politische Fragen von Bedeutung, etwa die Wechselbeziehungen der beiden Staaten zu einander, zu berühren. Er hielt das mit der Verantwortlichkeit und Discretion seiner Stellung nicht vereinbar und scheint sogar bindende Verpflichtungen in dieser Hinsicht eingegangen zu sein.[1] Nur von den Dingen, die sich „hinten weit in der Türkei" zutrugen, wagt er frei und ausführlich zu reden. Der Werth dieser Schreiben für uns liegt vielmehr in der Mittheilung des persönlich Erlebten und Gesehenen in unmittelbarer vertraulicher Rede; er ist ein culturgeschichtlicher. Unter ihnen nehmen sowohl nach Inhalt als Umfang und Zahl den ersten Rang ein die Briefe an seine Schüler und Freunde Edward Raven und William Ireland, die er meist gemeinsam anredet; ihnen schliesst sich ein einzelner an, an die Fellows of St. Johns gerichtet. Die übrigen Briefe an Bucer, Cheke. Cecil, Sturm und andere behandeln mehr wissenschaftliche oder rein persönliche Angelegenheiten und kommen daher hier weniger in Betracht.

Aschams Correspondenz aus seinen Wanderjahren ist in der Sammlung von Giles gleichfalls sehr unvollständig erst ans Licht gebracht. Wir wissen von mehreren Schreiben, die er an Mr. Lever richtete, von Augsburg und Innsbruck aus, und auf die er hinweist, weil er dort mancherlei über

---

[1] I. 2, 265—266. . . „And that thing, which I thought should have been the cause, why I should have sent you many news, doth in a manner forbid me to send any; and that is, because I know so much; and being in this room that I am, I must needs keep them close, because they be credit unto me; and although I knew them otherwise, yet I must and will let them alone" — und I. 2, 236. „. . Si ego easdem res [sc. res gravissimas quae hic geruntur] scriberem .... officium mihi commissum proderem . . . ."

Land und Leute erzählt habe. Von diesen Briefen vermag ich nur einen (Augsburg, August 9. 1551) mitzutheilen, von dem sich ein Bruchstück in Oxford, *Bodleian Library MS. 913 letztes Blatt* befindet.[1] Von ähnlich reichem Inhalt sind auch die Briefe gewesen, die er an Pember, an seinen Bruder, an seinen Vetter Coniers im Frühjahr 1551 gerichtet hat. Sie sind bis jetzt nicht bekannt geworden. Von der lebhaften Correspondenz, die er 1551—1552 mit John Hales geführt hat, vermag ich wenigstens drei Briefe des letzteren beizubringen aus Cambridge *Univers. Library, Moores MSS. Bd. IX. 14 fol. 76—81.* Die Briefe an Sleidan, an Toxites, an Hieronymus Wolf, deren Grant noch gedenkt, scheinen vollständig verloren gegangen zu sein.

Auch der Briefwechsel mit den Cambridger Freunden verstummt seit dem 18. November 1551, und doch wissen wir, dass er weiter geführt worden ist. Wir bedauern den Verlust an dieser Stelle um so mehr, als in eben jene Zeit auch die grosse Lücke in den erhaltenen Depeschen fällt.

3) Sein Reisetagebuch, welches seither noch nicht aufgefunden worden und wahrscheinlich als verloren zu betrachten ist. Wenn ich es trotzdem hier erwähne, so geschieht das, weil sich Bruckstücke desselben in einem Briefe erhalten haben und der *Report* aus ihm heraus erwachsen ist. Dass Ascham ein Tagebuch geführt hat, steht ausser Zweifel. In einem Brief (Cöln, Oct. 12.) sagt er darüber: *scribo libenter, frequenter et fuse, nullum diem praetermittam* (I. 2, 214). Im *Report* (III, 10) heisst es: . . *I began daily to not this thickness* (den Ausbruch der Unruhen in Deutschland) *and namely from the 19 th. of Mai 1552, when we ran from Innsbruck, till the first of next January, when the siege of Metz was abandoned.* Ebenso schreibt er am 7. Juli 1553

[1] Der Catalogus Librorum MSS. Angliae et Hiberniae etc., Oxoniae 1697. Fol. p. 151 giebt in dem Catalogus Lib. MSS. Biblioth. Bodleianae, Classic VI. 2928, 145 auch an: „A letter from Augsburge, the 11. of August 1651 (sic!) from Roger Askam to Mr. Leaver in London". Es scheint damit aber eben jener Auszug gemeint zu sein, da nach der freundlichen Auskunft des Herrn W. H. Allnutt, sich kein weiteres Schreiben von Ascham in der Bodleian Lib. befindet.

von Brüssel aus: . . *continentem singulorum dierum memoriam colligo, quid in Aula Caesaris contigit ab Oenopontica fuga usque ad Metensis obsidionem et derelictionem.* (I. 2. 365). Dass die täglichen Aufzeichnungen sich nicht bloss auf diese Zeit beschränkten, sondern ihrer Bedeutsamkeit entsprechend hier nur eingehender und umfangreicher waren, schliesse ich aus einer Stelle im *Report,* die sich eben auf den Ausbruch des Aufstandes bezieht (III, 62): . . *and then, because privy practices brast out into open stirs, I might better mark things daily, than I could before.* Ausdrücklich erwähnt Ascham seines *Diariums* noch im *Report* III. p. 55, und aus dem Schluss der ganzen Abhandlung (p. 62) erkennen wir gleichfalls, dass dasselbe seine ganze Reisezeit umfasste.

Der Verlust dieses Tagebuches ist ein ausserordentlich bedeutender. Für die ersten Monate wird es uns einigermassen ersetzt durch die ziemlich vollständige Reihe von Briefen, die die Reise nach Augsburg und die Ankunft daselbst schildern. Vor allen anderen ist hier der lange Brief an Raven zu erwähnen (I. 2. 243—271), doch bildet er nicht etwa selbst das Tagebuch für die Zeit vom 3. October bis zum 20. Januar, wie Tytler (II, 123) meint: . . *a kind of daily journal, written on the road, but addressed from Augsburg.* Eine ganze Zahl eingestreuter Bemerkungen widerspricht dieser Auffassung. p. 244 giebt Ascham unter Mecheln eine Beschreibung Johann Friedrichs, den er doch erst in Augsburg sah. p. 259 citirt er unter Speier am 20. Oct. einen Brief Sturms vom 18. November, den er erst in Augsburg erhalten hat. p. 261 heisst es bei der Beschreibung von Esslingen am 23. Oct.: *I saw here at Augusta three coins* . . u. dergl. Allerdings sagt er dann auch p. 265: *I wrote part of this letter three months ago, and now it is the 3. of January.* Drei Monate zurück, der 3. October bildet den Ausgangspunkt der Reiseschilderung im vorliegenden Schreiben. Die angeführten Stellen zeigen es aber wol zur Genüge, dass wir es hier nicht mit den unterwegs gemachten Aufzeichnungen zu thun haben, sondern nur mit einem in Augsburg gemachten Auszuge derselben. Durch den Verlust des Tage-

buches gewinnt der Brief dann aber erhöhte Bedeutung. Giles hat ihn zum ersten Mal vollständig abgedruckt, während vor ihm Bennet in seiner Ausgabe von *R. Aschams English works, London 1761. 4°* und Tytler in der *History of England under Edward VI and Mary* II. 124—132 nur einen Theil — die Reise von Brüssel bis Cöln — veröffentlicht hatten.

Die Hoffnung dieses interessante und inhaltreiche Werk wiederzufinden, das sich als eine Geschichtsquelle ersten Ranges für jene Jahre ausweisen würde, ist nur gering. Wir wissen, dass Ascham bei der Nachricht der unerwarteten und so verhängnissvollen Umwälzung, die der Tod König Eduard VI. mit sich brachte, in Brüssel alles verbrannte, was er von Briefen und Schriften bei sich hatte oder erreichen konnte, und wovon er fürchtete, dass es ihm bei der bevorstehenden Reaction gefährlich werden konnte. In dem Sinne hatte er an Nannius nach Löwen geschrieben, und dieser antwortet ihm: (Aug. 18, 1553. I. 2, 377): *litteras tuas remitto sed ea lege, ut subductis iis, quae oculis multorum non velis exponi, mihi reddes.* Ascham hatte ohne Frage Grund zu dieser Vorsicht. Seine Briefe aus jener Zeit sind von entschieden protestantischem Geiste durchweht, der sich im Tagebuch gewiss nicht verleugnet haben wird. So werden wir uns an den Gedanken gewöhnen müssen, dass es von dem Verfasser selbst der Vernichtung preisgegeben wurde.

4) Seine Schrift: *A Report and Discours written by Roger Ascham of the affairs and state of Germany and the Emperor Charles his Court, duryng certain yeares while the sayd Roger was there. At London. Printed by John Daye.* [ohne Jahr.] 4°.

Der Gedanke, die Summe seiner Beobachtungen in einem ähnlichen Werke niederzulegen, wie er es nachher zur Ausführung brachte, hat Ascham wol schon im Beginn seiner Reise nahe gelegen. Bei einem schriftstellerisch thätigen Manne, wie er es doch war, müsste uns das Gegentheil Wunder nehmen. Die Arbeit beschränkte sich zunächst auf tägliche Aufzeichnungen, auf sein Tagebuch, aus welchem bei nöthiger Sammlung und Musse die beabsichtigte Schrift

hervorwachsen sollte. Der äussere Anstoss kam ihm durch eine Aufforderung seines Freundes John Ashley, Gemahls der Erzieherin und späteren Gesellschafterin Elisabeths. Derselbe schrieb von Hatfield aus (1552 Oct. 19.) und bat Ascham in seinem und der Damen Namen: *let me be partaker by your letters of some fruits of your journey.* Ascham empfing den Brief in Speier, antwortete umgehend zustimmend, vermochte aber seinem Versprechen nicht sofort nachzukommen. Noch direkter klingt Sturms Mahnung (Juli 13. 1553. I. 2, 372): *Quin tu historiam scribis, Aschame, qui tam belle historiae leges nosti! non adulor, vere dico officii tui esse historiam scribere. Quamnam inquis? earum rerum quas in Germania legisti, audivisti, vidisti* . . . . Als dieser Brief eintraf, war der *Report* aber schon zur grösseren Hälfte geschrieben, oder das Manuscript lag gar schon fertig zum Absenden bereit.

Ueber den Ort, an welchem die Abhandlung entstanden, ist man seither merkwürdiger Weise durchweg falsch unterrichtet gewesen. Giles meint, sie sei in Speier geschrieben (I. 1, LXIX): *He wrote his Report of Germany probably from Spires, where he was in October 1552.* Die Angabe zeigt zugleich, dass keiner seiner Vorgänger hier das Richtige getroffen hat, wie sie denn auch zumeist das Schriftchen schon 1552 gedruckt sein lassen.

Nun steht es aber ausser aller Frage, dass es erst im Sommer 1553 und zwar in Brüssel zu Papier gebracht wurde. Zahlreiche Beweisstellen liefert uns das Werk selbst, in denen nicht allein auf den Ort Bezug genommen, sondern ausdrücklich Jahr und Tag angegeben wird. Es ist seltsam, dass diese Stellen der Aufmerksamkeit des Herausgebers so ganz entgehen konnten! Hier nur ein paar der auffälligsten. III. p. 22: *And even this day, 25th Yune 1553, when I was writing this place, cometh news to Brussels, that . . .*; p. 27: *For even this last lent 1553 Don Pedro de Toledo died at Florence .*; p. 53: *For even this day, when I was writing this place, came word to this court, that Marquis Albert and Duke Maurice had faught, where the Marquis had lost the field and Duke Maurice had lost his life* . . (die Schlacht bei Sieversshausen fand Statt am

9. Juli 1553); p. 62: . . *his Majesty left the siege of Metz and came downe hither to Brussels.*[1]

Diese Citate erweisen mit völliger Gewissheit, dass Ascham seinen *Report* in Brüssel geschrieben hat, und zwar während des Juni und Juli 1553. Darnach ist auch die Angabe bei Voigt, Moritz von Sachsen p. 4, zu verbessern, welcher ihn wol 1553, jedoch in Augsburg entstanden sein lässt. Da wird es denn aber auch hinfällig, wenn Giles und vor ihm fast alle, die überhaupt ein Druckjahr nennen, angeben, die Schrift sei schon 1552 veröffentlicht worden: *[The first edition] is in small quarto and has no date; but it is known to have been printed in 1552*[2] *and again in 1570.* Auch 1553, wie andere meinten, ist der *Report* noch nicht gedruckt worden. In einem Briefe an Gardiner (October 8. 1553) bittet Ascham darum, womöglich wieder bei einer auswärtigen Gesandtschaft verwandt zu werden: *Usum etiam nonnullum ad hanc functionem adferre possim; nam istius proximi superioris anni et Mauritani motus et belli Gallici temporibus interfui.* Er deutet auf die grosse Bedeutung dieser Ereignisse hin und auf die Erfahrung, die er dort gesammelt. Wäre sein *Report* damals schon veröffentlicht gewesen, so hätte er gewiss mit einem Worte darauf hingewiesen, wenn auch nur um die dort ausgesprochenen ketzerischen Ansichten über den Papst und die Katholiken zu entschuldigen.

Eben wegen dieser ketzerischen Ansichten über Papst und Papisten, wegen des unzweideutigen religiösen Standpunktes, den der Verfasser bei aller sonstigen historischen Unparteilichkeit in seiner Schrift einnimmt, glaube ich gar nicht, dass dieselbe während der Regierungszeit Marias in die Oeffentlichkeit gelangt ist. Wir haben gesehen, was für

---

[1] Die Beweisstellen liessen sich noch in grosser Zahl vermehren. Ich verweise hier nur noch auf den Brief an Cheke, Brüssel, 1553 Juli 7. (I. 2, 365), wo es heisst: „me nunc deseribere certas illas causas, quamobrem Parmensis, Salernitanus, Brandenburgensis et Saxo Caesarem deseruerunt".

[2] Es ist damit eben die erste undatirte Ausgabe gemeint. I. Bohn in seinem werthvollen Manual unterscheidet jedoch diese beiden.

ein Schicksal der Tod Eduards VI. über das Tagebuch heraufbeschwor. Vielleicht wäre es dem *Report* ähnlich ergangen, wenn er damals noch in Aschams Händen gewesen. Wie hätte er ihn aber in dieser Zeit zu veröffentlichen gewagt! oder nachher, als Scheiterhaufen brannten für Diejenigen seiner Gesinnungsgenossen, welche nicht in der Ferne irrten oder in stiller Zurückgezogenheit den Sturm austoben liessen und besserer Zeiten harrten!

Ja ich vermuthe, dass die Schrift überhaupt gar nicht zu Aschams Lebzeiten gedruckt worden ist. In einem Briefe an Elisabeth vom 10. October 1567, (II. p. 159) spricht er von seiner bedrängten Lage, und dass er um des pecuniären Vortheils willen eine Wiederauflage seines *Toxophilus* veranstalten wolle. Der *Report* bleibt dabei unerwähnt. Er denkt an den Gewinn, den er aus seinem *Schoolmaster,* an welchem er eben schrieb, ziehen werde, aber auch da nicht an seine Abhandlung über Deutschland. Ein vor 14 Jahren angefertigtes Manuscript konnte er hier wol übersehen; ein gedrucktes Werk so hoch politischen Inhalts dagegen, das ist schwer anzunehmen.

Als Grant die *oratio* schrieb, war die Publikation endlich erfolgt: *Duo tantum libri, Toxophilus et Praeceptor, cum parvo quodam tractatu de rebus in Germania gestis, Anglico sermone conscripti, in hominum versantur manibus.* (III. 345).[1]

Am 24. September kreuzte Ascham bei stürmischer See den Canal auf der uralten Wanderstrasse von Dover nach Calais. Zwei Tage darauf überschritt er bei Gravelingen die Gränze. Ein kleines Flüsschen, 9 Meilen von Calais, trennte hier englisches Gebiet vom burgundischen Kreise und vom deutschen Reichsboden. In 5 Tagemärschen, immer der grossen Poststrasse folgend, gelangte er dann über Dünkirchen, Nieuport, Brügge, Calf nach Antwerpen. Hier wurde 3 Tage gerastet, dann ging es weiter über Mecheln nach Brüssel und über Löwen, Tienen, Tongern, Mastricht und Jülich nach Cöln.

[1] Ueber die verschiedenen Auflagen vergl. p.

Ascham empfing einen tiefen und unauslöschlichen Eindruck von dem reichen, dichtbevölkerten Lande. Die grosse Zahl grosser und prächtiger Städte setzte ihn in Verwunderung. Schon von Dünkirchen hatte er gemeint, dass diese „Fischerstadt“ *(oppidum piscatorium)* sich jeder einzelnen Englands würdig an die Seite stellen könnte. Nieuport schien ihm in nichts hinter Dünkirchen zurückzustehen, durch seinen trefflichen und besuchten Hafen es gar noch zu übertreffen. Als er nach Brügge kam, da verzichtet er bereits auf jede würdige Beschreibung in einem kurzen Briefe. Den höchsten Grad erreichte seine Bewunderung aber in Antwerpen. „Ihr guten Götter, ruft er aus, das ist nicht Brabants, sondern der ganzen Welt reichster Handelsplatz! An Glanz und Pracht der Bauart überragt es alle übrigen Städte, die ich seither gesehen, so weit, als etwa die Aula im St. Johns College sich selbst, wenn sie um die Weihnachtszeit zu unseren Theater-Vorstellungen geschmückt ist.“

Und wie er weiter zog und noch Mecheln sah, und dann Brüssel, — und dann zurückdachte an Antwerpen und Brügge — und noch Gent hinzuzog, da fragt er staunend, wie fünf solche Städte, so nahe aneinander gelegen, sich nur erhalten könnten? Wollte man in England fünf London auf so engem Raum zusammendrängen, sie würden das ganze Reich in Kurzem aufzehren.[1] Was würde Ascham wol sagen, sähe er heute sein Vaterland an: die Zahl der Riesenstädte, die fast aneinanderstossen und freilich das Land aufzehren, aber in anderer Weise als er damals meinte; – sähe er heute London, wol mehr als 5mal so gross als jene fünf Städte zusammen waren, in Wahrheit ein Emporium nicht Englands, sondern der ganzen Welt!

Dabei bemerkt er, dass diese Länder doch weniger durch die Ergiebigkeit des Bodens, als durch die Arbeit und Ausdauer ihrer Bewohner zu solchem Reichthum gekommen seien, als wie er ihm überall entgegentrat. Anfangs hatte es ihm geschienen, als käme Brabant, Lüttich und Gelderland an

[1] Bartholomäus Sastrow waren ähnliche Gedanken gekommen. (Ausg. von G. C. Fr. Mohnike I.—III. Greifswald. 1823—24.)

Fruchtbarkeit und Güte der Ackerkrume nicht nur jeder Grafschaft Englands gleich, sondern überträfe manche auch in dieser Hinsicht. Bei genauerer Beobachtung glaubte er jedoch zu erkennen, dass es mehr Kunst als Natur war, was den Ertrag so hoch stellte. Ihm erschienen die Niederländer alle als Vegetarianer, die sich hauptsächlich von Hülsenfrüchten und Gartenprodukten ernährten. „Das Volk hier herum gleicht im Allgemeinen den alten Persern, wie Xenophon sie beschreibt, die sich damit begnügten von Brod, Gemüse und Wasser zu leben. Desswegen findet man auch vor den Wällen einer jeden Stadt rundum auf eine Entfernung von einer halben Meile und mehr Gärten voll Kraut und Gemüse, von dem die Städte grösstentheils leben." Die Gartencultur muss in England damals wenig gepflegt worden sein, denn wie er das Einträgliche derselben erkennt, kommt ihm auch der Wunsch, seine Heimath aus ihr Vortheil ziehen zu sehen. „Wenn man allein auf den wüsten Plätzen innerhalb Londons[1] ähnliche Gemüsegärten anlegen wollte, zuvörderst meinetwegen nur zum Nutzen der Fremden, die gewohnt sind von solcher Kost zu leben, und abgesehen von der grossen Menge, die aus Noth, Sparsamkeit oder Mässigkeit in kurzem auch davon Gebrauch machen würde, so dürften sich in England die Lebensmittel bald billiger stellen, als es jetzt der Fall ist."

Die Viehzucht erschien ihm dagegen in den Gegenden, durch die er kam, bei weitem weniger entwikelt als daheim. „Vieh und Fasel findet man wenig. Selten begegnet man einer Heerde von mehr als 100 Schaafen. Das Rindfleisch ist selten, mager, zähe und theuer; das Hammelfleisch gleichfalls. Die Capaunen sind klein und wenig zahlreich; die Tauben gar nichts werth —; Rebhühner so schlecht, als schwarz und zähe. Blos in Brügge in Flandern präsentirte man uns so schönen und fetten Hammelbraten, dazu bessere, feistere und grössere Capaunen, als ich je in Kent oder sonstwo gesehen habe."

[1] Aschams Vergleiche Londons mit den grossen Städten des Festlandes geben uns überhaupt ein in mancher Beziehung weniger glänzendes Bild, als es Prof. Pauli: Bilder aus Alt-England, Aufl. 2. p. 364, auch für diese Zeit entwirft, zumeist nach Gewährsmännern, die wol nicht wie Ascham vergleichen konnten.

Es fällt nur auf, dass Ascham neben dem breiten Raum, den er den culinarischen Genüssen der Niederländer widmet, die reiche Entwickelung von Handel, Industrie und Kunst nur in flüchtigen Worten andeutet. Unzweifelhaft würde sein Tagebuch uns auch hier charakteristische und treffende Bemerkungen gebracht haben, soweit der erste flüchtige Besuch ihm zu Beobachtungen auf diesen Gebieten Gelegenheit geboten hat.

Sagt er doch selbst, dass alle diese Fragen zu reichhaltig seien, um in kurzen Briefen behandelt zu werden. Und für die Zeit seines späteren und längeren Aufenthalts in Brüssel fehlen uns ja auch die Briefe.[1]

Es ist nicht ohne Interesse, den Eindruck, den das Land auf den englischen Gelehrten machte, mit dem Urtheil zu vergleichen, welches die venetianischen Botschafter über dasselbe abgaben. Es ist natürlich, dass der Blick ein anderer sein musste, mit dem Ascham, in stiller Studirstube aufgewachsen, auf die vor ihm sich aufthuende neue Welt hinsah, — als diese Männer, die in eben dieser grossen Welt von Kindheit auf gelebt hatten. Ihm boten sich als Maassstab nur die noch wenig entwickelten Culturverhältnisse seiner Inselheimath, diese kannten ganz Europa und konnten die halbe Welt zu ihren Vergleichen heranziehen.

So sehen sie denn auch hier nüchterner und ruhiger; doch trifft ihr Urtheil im Ganzen mit dem Aschams auffallend zusammen.

Auch sie nennen das Land ein dichtbevölkertes und sehr reiches, und gestehen ebenfalls zu, dass dieser Reichthum weniger der ursprünglichen Fruchtbarkeit des Landes, als dem grossen Gewerbfleiss und der industriellen Begabung seiner Bewohner zuzuschreiben sei.

Federigo Badoaro giebt uns 1557 die Bevölkerung der gesammten Niederlande auf 3 Millionen Seelen an und zählt 140 Städte in ihnen, deren grösste von 6000 bis zu 25,000

---

[1] Dass Ascham der Sinn für Malerei nicht abging, sehen wir aus dem Besitz der „Todtentänze“, die er 1547 nach Chelsea sendet. I. 1. p. 84 u. 108.

Feuerstellen hätten,[1] was einer Einwohnerzahl von 25,000 bis 100,000 Menschen gleichkommt. Das ist für das 16. Jahrhundert allerdings eine grosse Volksmenge, zu einer Zeit, in welcher derselbe Badoaro die Volkszahl ganz Deutschlands auf nur 9 Millionen Köpfe angab und dabei meinte, dass diese Ziffer diejenige von Frankreich und Spanien zusammengenommen übersteige.[2]

Von den niederländischen Städten schreibt der Venetianer: „Die Häuser sind nicht praktisch gebaut, und die Bauart ist keine schöne; meist sind sie aus Holz und Erde[3] aufgeführt; die öffentlichen Gebäude jedoch sind massiv und zeigen ein recht gefälliges Aeussere. Der Schmuck der Kirchen und die Ausstattung öffentlicher Plätze ist bemerkenswerth. Die Strassen sind gerade, breit und durch zahlreiche und prächtige Brunnen verschönt. Doch sind sie schlecht gepflastert und lassen an Reinlichkeit zu wünschen übrig.“[4]

Man hat Ascham die oben mitgetheilten Bemerkungen über das, was er in Flandern und Brabant Gutes oder Schlechtes gegessen, nachher so ausgelegt, als sei er ein übermässiger Feinschmecker gewesen, und hat ihn desshalb tadeln wollen. Vielleicht urtheilt man über unseren harmlos plaudernden Touristen weniger streng, wenn man liest, wie der oben erwähnte ernste venetianische Diplomat seiner Signorie über die niederländische Küche zu berichten nicht unterlässt: man pflege dort nur einmal für die ganze Woche zu kochen — und überhaupt die Mahlzeiten so einfach herzurichten, dass es schwer sei, noch schlechter zu leben.

Was Aschams Enthusiasmus für die Niederlande in kurzer Zeit nicht wenig abkühlte, das war neben dem berührten Uebelstande auch ihre Stellung zu der grossen Frage

---

[1] Gachard, Relations des Ambassadeurs Venitiens p. 11.

[2] Kann diese Angabe auch schwerlich auf Genauigkeit Anspruch machen, so mag bei dem damaligen Grössenverhältniss der betreffenden Staaten auch das Einwohnerverhältniss ziemlich richtig getroffen sein. Für die Zeit beim Ausbruch des 30jährigen Krieges schätzt man die Volkszahl Deutschlands auf 18 Millionen.

[3] Er meint damit wol Backsteine.

[4] Gachard a. a. o. p. 81.

seiner Zeit. Unzweifelhaft war er seiner Ueberzeugung nach Anhänger der Kirchenreform, wenn er es zu Zeiten auch für besser hielt, mit seinen protestantischen Ansichten zurückzuhalten. Während der Jahre seines Aufenthalts in Deutschland hatte er das nicht nöthig. Er reiste in der Gesandtschaft eines Fürsten, der sich entschieden auf die Seite der Reformation gestellt hatte — und sprach seine Gedanken offener aus, als ihm nachher lieb war: „In ganz Flandern herrscht ein so finsterer und crasser, um nicht zu sagen kindischer Papismus, dass ein Engländer, der ihm zu Hause innig zugethan sein kann, doch mit Verachtung sich von ihm abwenden würde, wenn er hierher käme.“ In einem Briefe an Cheke (Augsburg, Nov. 11.) äussert er: *Germania, ut omnes vocant inferior, ut multi sentiunt inferorum, ut ego plane perspicio, nobili concursu mercatorum excepto, omnibus modis infima et depositissima est: in quam turpissima Romanae faecis et sordium illuvies inundans jam stagnare videatur,*[1] Worte, die durch eine Uebersetzung entschieden an ihrer Schärfe verlieren würden.

Nicht ohne Anerkennung erwähnt er ein Nonnenkloster in Mecheln, dessen Insassen, 1600 an der Zahl, nicht ein faules Leben führten, wie das sonst in Klöstern üblich sei, sondern durch fleissige Handarbeit ihr Brod verdienten. Auch ihre Regel sei nicht so streng, denn sie verliessen die Klausur und heiratheten, wenn sich ihnen Gelegenheit dazu bot.[2]

Das Mechler Kloster war jedoch nur eine Ausnahme. In Tienen sah er mitten in der Stadt Mönche und Nonnen lustig auf einer Hochzeit tanzen; „das würde euch neu sein, aber hier ist es alter Brauch in einem Lande, in dem es der *Babilonical papistry* gesetzlich erlaubt ist, Bachus zu dienen und jede Unehrbarkeit zu begehen, sofern sie sich nur nicht

[1] I. 2, 217.

[2] I. 2, 214. Auch Seb. Münster (Cosmographie ed. 1588. p. 725) erwähnt desselben: „Vor Sanct Catharinen porten uff der Strass gegen Antorff hat die ein reich nammhafft Closter, einem kleinen Stettlein zu vergleichen Darin mehrentheils bey viertzehen hundert Frawen wohnen.“ Ohne Zweifel ein Beguinenhaus; wahrscheinlich der von Johann Pupper von Goch um 1460–70 gestiftete Nonnenconvent. Vergl. Ranke. D. G. I. 192. — S. auch Oetker, Bilder aus Belgien, 1877.

mit Christus und Gottes Wort befassen: denn was für Gemeinschaft besteht zwischen der Finsterniss und dem Licht!“ „Wahrlich auch der fanatischste englische Papist würde sich mit Abscheu von seinem Papismus wenden, wenn er diese Wirkungen des römischen Gebräus sähe, mit welchem das unwissende Volk sich williger berauscht, als mit all' dem köstlichen Rheinwein, den sie übrigens auch nicht verachten.“

Nur von Antwerpen rühmt er, dass es sich der Einführung des Interims widersetzt habe. Kurz vor seiner Ankunft hatte es aus dieser Veranlassung stürmische Auftritte in der Stadt gegeben. Am 22. August berichtet Johann von Ulm an Heinrich Bullinger, dass, als vor 3 Wochen das neue Inquisitionsgesetz, welches die Durchführung des Interims beschleunigen sollte, eintraf, der Unwille der Bevölkerung *of all ranks* sich in lauten Verwünschungen und energischen Demonstrationen Luft machte. Der Ueberbringer des Edicts, *printed in the slaughter-house of the masspriests at Louvain,* entging nur mit Mühe der Volkswuth und wurde vom Magistrat ins Gefängniss geworfen.[1] Viele der hervorragendsten Bürger und Kaufleute machten Anstalten die Stadt ganz zu verlassen. Die Regentin der Niederlande, Königin Maria, reiste selbst nach Augsburg, um den Kaiser davon zu überzeugen, dass wenn das Gesetz in seiner ganzen Strenge aufrecht erhalten würde, der Staat einen Stoss erhalten müsste, von dem er sich nie wieder erholen könnte. In Folge dessen wurde der Wortlaut ein wenig gemildert, und Ascham konnte am 12. October den Freunden berichten: „Das Religions-Edict des Kaisers in Nieder-Deutschland ist auf Befehl des Kaisers wieder unschädlich gemacht worden *(irritum factum est).*“[2] Die Verfolgungen gingen aber trotzdem mit unverminderter Härte fort.

Mit Aschams Beobachtung über die religiöse und kirchliche Stellung der Niederlande hat es aber trotzdem seine Richtigkeit. Er versteht ja darunter nur die südlichen, bel-

---

[1] Original Letters, ed. H. Robinson. Parker Society. Cambridge 1847. II. p. 417.

[2] I. 2, 213. — Vergl. über diese Vorgänge Brandt, Geschichte der Reformation in den Niederlanden. I. lit. III.

gischen Provinzen, die damals wie heute noch vorwiegend katholisch waren und blieben.

„Was die Religiosität der Belgier anbetrifft, urtheilt Badoaro 1557, so sieht man nirgendwo grössere Unterwürfigkeit gegen die Satzungen der Kirche. Almosensammlungen und Prozessionen werden fast sonntäglich in ihren Kirchen abgehalten; zahlreiche Brüderschaften giebt es unter ihnen und in jedem Hause findet man einen Altar. Dennoch giebt es auch unter ihnen eine grosse Zahl von Lutheranern und Wiedertäufern. Namentlich Geldern ist von ihren Irrlehren angesteckt. Auch finden sich viele in Brabant, und vor allem in Antwerpen. Noch weit zahlreicher sind sie jedoch in Holland und Artois.“ [1]

In Mecheln hatte Ascham zu seiner höchsten Befriedigung, den dort gefangen gehaltenen Landgrafen von Hessen gesehen, „den die Spanier so schlecht behandeln“. Er war im kaiserlichen Palast untergebracht, *in aedibus Caesaris.* Ascham erzählt, wie Philipp die Gewohnheit hatte, an bestimmten Tagen in der Woche um 8 Uhr Vormittags unter die Armen Geld zu vertheilen, jedesmal 40 Stivers, die Ascham auf 6 Schilling 8 Pfennig berechnet. „Bei dieser Gelegenheit habe ich ihn mir gründlich ansehen können. Er ist kräftig gebaut und ein schöner Mann, aber heftig und unstät in seinem Wesen. Um sich aus der Gefangenschaft zu befreien, würde er, wenn der Kaiser es verlangte, gegen alle und jeden, gegen Türken, Franzosen, Engländer, gegen Gott und den Teufel kämpfen. Der Kaiser, der seinen fähigen und rührigen Kopf, aber auch seinen Mangel an Ausdauer und Beständigkeit sehr richtig erkannt hat, behandelt ihn auch darnach. Wie man sagt, sollen seine eignen Bundesverwandten ganz zufrieden damit sein, dass er sich in Gewahrsam befindet.“ [2]

Der Schlusssatz ist auffällig und kann nur in den Hofeskreisen Ascham zu Ohren gekommen sein. Nirgend sonst findet sich auch nur eine Andeutung eines ähnlichen Verhält-

---

[1] Gachard a. a. O. 83.

[2] I. 2, p. 244: .. his own Germans, as it is said, be well content, that he is forthcoming. —

nisses zwischen Philipp und seinen *Germans,* mögen darunter nun seine Unterthanen oder seine Verbündeten zu verstehen sein.

Ascham schrieb dies von Augsburg aus und unterlässt es nicht, dem wenn auch recht getreuen, doch keinesfalls sehr günstigen Bilde des hessischen Fürsten ein um so glänzenderes Johann Friedrichs, gegenüberzustellen. Auch hier scheint mir die Stimmung der Hofeskreise nicht ohne Einfluss geblieben zu sein, die, wie uns durch zahlreiche andere Gewährsmänner bestätigt wird, damals eine dem gefangenen Churfürsten überaus günstige war.

„Johann Friedrich ist das gerade Gegentheil vom Landgrafen. Er ist edel, tapfer, standhaft, in allen Wechselfällen des Lebens stets derselbe, ersehnt von seinen Freunden, geachtet von seinen Feinden, beim Kaiser nicht ohne Gunst, von allen geliebt. Man erzählt sich, der Kaiser habe ihm kürzlich die Freiheit angeboten und die Wiedereinsetzung in alle seine Aemter und Würden und noch viel mehr versprochen, unter der einen Bedingung, dass er allen seinen Verfügungen zustimmen und sie anerkennen wolle. Vom ersten Augenblick an soll jedoch seine Antwort die gewesen sein: den Kaiser wolle er stets als seinen allergnädigsten Herrn achten; aber Gott und seinem Glauben werde er nie abtrünnig werden, der Kaiser möge mit ihm verfahren wie ihm gut dünke." —

Ausser dem Landgrafen erregte in Mecheln auch ein Pelikan sein höchstes Interesse, ein Thier, das nicht allein durch seine Fremdartigkeit, sondern auch durch seine Eigenschaften und seine Geschichte allerdings sehr merkwürdig war. „In Mecheln sahen wir auch einen fremdartigen Vogel. Der Kaiser hat zu seinem Unterhalt 6 d. täglich bestimmt. Er ist milchweiss und grösser als ein Schwan; sein Schnabel gleicht demjenigen einer Löffelente und seine Kehle mag wol fähig sein, ein heiles englisches Pennybrödchen ohne Mühe und Brustbeschwerden zu verschlucken, auch wenn das Laib grösser wäre, als die Bäcker von St. Johns es gutwillig backen wollen. Er hat Augen roth wie Feuer und ist, wie man sich hier erzählt, einige hundert Jahre alt. Zu Lebzeiten des Kaisers Maximilian war er gewöhnt überallhin mit

ihm zu fliegen und ihn zu begleiten, wohin er auch gehen mochte."

Auch Bartholomäus Sastrow berichtet uns von diesem „Vogel Heinen", „davon man sagt, dass er, wenn der Kayser Maximilianus primus, des jetzigen Kaysers [Karls V.] Urahnherr hat verreisen wollen, allewege zeitlich an den Ort geflogen, dahin der Kayser auf den Abend ankommen würde. Der Kayser ihme soviel vermacht, dass er die Zeit seines Lebendts Wartung und Feuerung hette. Dann er war zu der Zeit alt und kael [kahl], das er stets ein warmb Stuben haben, und wer ihne sehen wollte, der Frawen etwas geben moste, also seinetwegen ein gut Lohn hette." [1] —

In Brüssel rastete die englische Gesandtschaft einen ganzen Tag, und Ascham versäumte nicht, die Zeit nach Möglichkeit auszubeuten. Die Regentin der Niederlande, Maria,[2] war damals gerade abwesend auf einer Reise zum Kaiser nach Augsburg, und Ascham begegnete ihr erst unterwegs. Dagegen befand sich ihre und des Kaisers Schwester, die verwittwete Königin Eleonore von Frankreich[3] in Brüssel, und er nahm die Gelegenheit wahr, sie mit ihrem ganzen Hofstaate — es war gerade Sonntag — in der Messe zu sehen. „Sie war sehr anmuthig ganz in weissen Batist gekleidet und erschien wie eine weisse Taube in dem weiten faltenreichen Gewand, das mit feinen weissen Stickereien verziert war. Ein Zug von Damen folgte ihr, alle so schwarz und hässlich, als sie weiss und schön war. Die Messe wurde von Franzosen sehr schön gesungen, und ein Cavalier spielte vortrefflich die Orgel dazu. Zugleich prügelte ein Franzose in der Nähe des Altars den Sir John auf dessen eigne Anregung so tüchtig

[1] A. a. O., II. p. 624. —

[2] Maria, Königin von Ungarn, Karls V. bedeutende Schwester, Wittwe des 1526 in der Schlacht bei Mohacz umgekommenen Königs Ludwig v. Ungarn, Statthalterin der Niederlande.

[3] Wittwe Franz' I. von Frankreich. In eben solcher Tracht, als Ascham sie schildert: weite faltenreiche weisse Linnen-Gewandung, stellt sie auch ein alter Kupferstich von Franz Hogenberg dar, den W. Stirling-Maxwell in sein Prachtwerk, The Chief Victories of the Emperor Charles V. (London 1870. Fol. p. 68) aufgenommen hat. —

durch, dass ich wünschte, Patrik wäre dabei gewesen, um einige von seinen Handgriffen zu lernen. Glücklicher Weise dauerte die Messe nicht lange, denn die Königin kam spät und war nicht aufgelegt, lange zu bleiben. Sie hatte eine erhöhte Loge, ihre Damen aber knieten zerstreut in der Kirche mitten unter uns. Die Regentin von Flandern hat bei ihrer Abreise eine Schaar munterer artiger junger Damen hier in Brüssel zurückgelassen. Diese bewegen sich nicht frei, sondern werden streng in Gewahrsam gehalten aus Furcht vor den spanischen und französischen Stossfalken. Diesmal waren sie aber doch zur Messe gelassen und befanden sich oben in Logen, sie selbst eben so wohl damit zufrieden sich zu zeigen, als wir sie zu sehen. Sie hatten lange französische Kleider von schwarzem Sammet an, vom Kragen abwärts mit breiten Borten verbrämt, die dicht neben einander lagen, eine aus Gold, die andere aus Silber gewirkt. Auch trugen sie schwere Ketten mit kostbaren Juwelen. Auf dem Kopfe hatten sie glitzernde Netze aus Goldgeflecht und darüber schwarze Sammethütchen, rundum schön besteckt mit goldnen Nesteln und weissen Federn. Sie glichen eher verkleideten Knaben als jungen Mädchen, Knaben, die bestimmt sind im Theater aufzutreten. Mit Ausnahme einer einzigen sehr schönen und wohlgestalteten jungen Dame, war nicht eine von besonders angenehmem Aeussern unter ihnen. Die Königin pflegt nach der Messe sofort ihr Mittagsmahl einzunehmen; ich folgte ihr und wurde — da wir Gentlemen aus England seien — mit noch einem Begleiter in das Zimmer gelassen, in welchem sie sass und speiste. Sie wird nicht von Frauen bedient, wie es das Ceremoniel in England erfordert, sondern ausschliesslich von Männern, die beim Eintritt in das Zimmer ihre Mützen auf dem Kopf behalten; erst in demselben nehmen sie sie alle ab. Nachdem sie ihre Reverenz gemacht, ziehen sie sich wieder zurück. Ich befand mich ganz nahe am Tische und konnte alles beobachten. Wie ich schon bemerkte, warteten ausschliesslich Männer der Königin auf. Nur zwei Frauen standen am Kamin unweit des Tisches, denn das Zimmer war klein, und sprachen sehr laut und wie mir schien sehr frei, mit wem sie gerade wollten. Vergleiche ich das Diner der

Königin mit dem, was ich bei meiner Herrin Elisabeth zu sehen gewohnt war, so erscheint es viel weniger fürstlich, und in der Aufwartung wird bei weitem nicht dieselbe Würde beobachtet. Der erste Gang bestand aus Aepfeln, Birnen, Pflaumen, Trauben, Nüssen *and roots* [eine Wurzelfrucht?] Damit machte sie den Anfang. Dann folgte gepöckeltes Schweinefleisch und Hühnerbraten in einer starken Zwiebelsauce, so dass das ganze Zimmer darnach roch. Dann kam noch ein gebratener Capaun und dann eine Pastete von wildem Eber. Als ich so weit alles beobachtet hatte, verzichtete ich gerne auf das weitere, weil ich sonst mein eigenes Mittagbrod zu Hause versäumt hätte."

Am Nachmittage machte Ascham einen Spaziergang durch die Stadt. Er kam an den kaiserlichen Palast, der ganz aus gewaltigen Quadersteinen aufgeführt war, aber trotzdem, wie er meinte, hinter manchem der königlichen Schlösser in England zurückstand. An den Palast schloss sich ein Park von hohen steinernen Mauern umgeben, noch immer in der Stadt-Umwallung, in dem zahlreiche weisse Stiere gehegt wurden.

Auch das Carmeliterkloster suchte er auf, dessen Prior, Eduard Billick, als einer der wüthigsten Papisten sich einen Namen gemacht hatte. „Er war damals aber gerade abwesend in Cöln, in einem anderen Kloster seines Ordens. Dennoch blieb ich, hörte den Abendgesang der Mönche mit an und wünschte darauf ihre Bibliothek zu sehen. Ein Klosterbruder wurde mir zugeordnet und führte mich hinein. Ausser Lyra fand ich dort aber nicht ein einziges gutes Buch. Mein Begleiter zeigte sich als recht gelehrt und sprach fertig Latein, ging dann sogar auf's Griechische über. Er besass recht viel Verstand und einen noch grösseren Wunsch nach Kenntnissen. Er war zuvorkommend und liebenswürdig, und obgleich er ein Papist war und wusste, dass ich Protestant sei, erwies er mir doch alle mögliche Höflichkeit; ja er wollte mir sogar durchaus ein neues Buch *De rusticitate Morum* als Geschenk aufdrängen. Wir besichtigten darauf das ganze Haus und würden zum Schluss mitsammen eins getrunken haben, wenn der Pater Kellermeister nur daheim gewesen wäre."

In Löwen machte Morison mit seinem Gefolge zu Aschams grossem Leidwesen nur kurze Mittagsrast. Es war die erste fremde Universität, die er aus eignem Augenschein kennen lernen konnte. Dass er seine Mahlzeit aufgab, um in aller Eile wenigstens eine Vorlesung mit anhören zu können, verstand sich für ihn von selbst. Der Eindruck, den er von Löwen mitnahm, war kein günstiger. Beim Eintritt in den Gasthof verliess gerade der Vice-Kanzler der Hochschule denselben, gefolgt von den Pedellen. Ascham bemerkt wie wenig würdevoll sein Aussehen und sein Auftreten sei im Vergleich mit einem Vice-Kanzler Cambridges. Er besuchte einen Professor, konnte aber nicht vorgelassen werden, weil derselbe entweder „zu Hause betrunken lag oder erst auswärts sich betrank. Er treibe eben Kurzweil und wolle nicht gesehen sein, sagte mir sein Diener".

Noch weniger imponirte ihm, was er im College sah und hörte. Es las gerade von 1—2 Professor Theodor Laudius über Sophocles' *Oedipus Tyrannos* in dem Collegium *Trilingue et Buslidianum*[1] und interpretirte zu der Zeit jene Streitscene zwischen Oedipus und Creon: *οὐκ εἶδ' ἐφ' οἷς γαρ* etc.

Der Mann genoss in Löwen eines nicht unbedeutenden Rufes, doch ist Ascham geneigt, ihm die Rechtmässigkeit desselben zu bestreiten. „Wie weit bleibt er hinter unserem Car[2] zurück! wie weit sein Collegium Trilingue hinter St. Johns oder Trinity College! wie weit Löwen hinter Cambridge!" — Blos dass er bei der Aussprache des Griechischen den von den Engländern aufgestellten Grundsätzen folgte, war Ascham nach Sinn. Auch die Disciplin im Hörsaal findet er nicht gerade lobenswerth: „die Zuhörer, wol gegen 80, begrüssten den Professor bei seinem Eintritt mit einem solchen Getrampel und Lärm, wie ich es mein Lebtag noch nicht gehört habe".

---

[1] Gegründet 1517 von Hieronymus Busleiden aus Luxemburg unter thätiger Mithülfe des Erasmus. (Felix Nève, Memoire historique et literaire sur le college Trois-Langues á l'Universite de Louvain. Bruxelles, 1856).

[2] Damals Professor der griechischen Sprache in Cambridge.

Es könnte fast scheinen, als sei Aschams Urtheil über Löwen nicht unbeeinflusst geblieben durch die gegensätzliche Gesinnung, die er von vorn herein dieser ausgesprochen papistischen Anstalt entgegentrug. In seinem *Schoolmaster* finden wir noch manchen bitteren und scharfen Ausfall gegen die Wissenschaftlichkeit und die Richtung der Löwener Gelehrten.

Ich glaube daher nicht unerwähnt lassen zu dürfen, wie von anderer Seite über Löwen geurtheilt wurde in jener selben Zeit und von einem Manne, bei dem protestantische Voreingenommenheit nicht entfernt in Frage kommen darf. Federigo Badoaro, den wir schon oben mehrfach herangezogen, berichtet in seiner Relation aus dem Jahre 1557, dass die Löwener Universität, die einzige der Niederlande, sich weder durch ihre Zucht und Disciplin noch durch wissenschaftlichen Geist auszeichne, und nur durch die Zahl ihrer 5000 Studenten bemerkenswerth sei.[1]

In der Nähe von Tongern, „das schon in Cäsars Annalen genannt wird, und bei welchem man noch die Wälle der alten Römerstadt auf den Feldern erkennen kann", begegnete die englische Reisegesellschaft der Königin von Ungarn, die von Augsburg in die Niederlande zurückeilte. „Nur 40 Begleiter folgten ihr: all das übrige Gefolge war ermüdet zurückgeblieben, denn die weite Reise, die man sonst kaum in 17 Tagen machen kann, hatte sie in 13 zurückgelegt. Sie ist ein Mannweib und ihr soll nie so wohl sein, als wenn sie hoch zu Ross dahinfliegt oder Tage- und Nächtelang jagt".[2]

---

[1] „Lovania ... ci è lo studio di tutti quei paesi, non celebre per ordine ni per lettere, ma per esservi alle volte 5000 scolari." Gachard a. a O. 84 (2). Ich meine, dass unter ordine mehr die Handhabung der Gesetzte und die Disciplin unter den akademischen Bürgern zu verstehen ist, als die Organisation der Hochschule, womit Gachard das Wort übersetzt. Die Organisation war der Pariser Sorbonne nachgebildet, und die gab doch das Muster für alle festländischen Universitäten.

[2] Maria war erst am 26. Sept. von Augsburg aufgebrochen, und da Ascham sie am 7. Oct. traf, war sie erst 12, nicht 13 Tage unterwegs. Sie war berühmt wegen ihrer körperlichen Ausdauer und ihrer Gewandtheit in allen Künsten der Jagd und des Sattels. „Was immer

In Mastricht sah er die ersten alten Münzen, seit er England verlassen hatte, und hörte zu seinem Bedauern nun zu spät, dass man in Tongern, welches er am Tage vorher passirt, kürzlich einen reichen Münzfund gemacht hatte.

Bei Mastricht, der freundlichen Stadt am Ufer der Maas, welcher Fluss ihn an den heimathlichen Trent erinnert, fallen ihm die Mühlen auf, die auf zusammengekoppelten Booten mitten im Flusse stehen und dadurch nie an Wasser Mangel leiden. Er rühmt das Praktische dieser Einrichtung und wünscht deren Nachahmung auch in England. —

Immer ohne Aufenthalt weiter ziehend, kam er nach Jülich, „das seinen alten Namen Juliacum nach seinem Gründer Julius Caesar führt". „Die Stadt liegt in Gelderland und gehört dem Herzog von Cleve". Ascham sah noch mannichfache Spuren des Krieges, der hier vor 6 Jahren über das Land gegangen, fand aber den Herzog in voller Arbeit dieselben zu verwischen und zu heilen. „Der Kaiser hat die Stadt in jüngster Zeit niedergebrannt, ihrer festen Thürme und starken Mauern wegen, die an der einen Seite noch durch ein Moor geschützt sind. Aber der Herzog baut sie von neuem auf, noch fester und weit grösser. 300 Fuss rücken die neuen Wälle von den alten Mauern auf allen Seiten ab. Der Festungsgraben wird so breit und tief ausgeworfen, der Wall so fest und stark gefügt, mit so vielen

---

ein Mann mit einem Ross zu thun vermag, das kann die Königin auch", schrieb der Venetianer F. Massaro 1525 von der damals er 22jährigen jungen Frau. Er setzt hinzu, dass man glaube, „her addictions to the pleasure of the saddle and the table prevented her from giving an heir to the crown of St. Stephan." (Guidotos Gesandtschaft am Hofe König Ludwigs von Ungarn 1523—1525 von F. Fernhaber. Wien 1848. 4°. p 14). — Ihr liebstes Vergnügen auch in späteren Jahren blieb die Jagd, und sie verstand einen Hirsch kunstvoller abzustechen als irgend einer ihrer Jägermeister. Selten nur fehlte sie ihr Ziel. Es kam wol vor, dass sie an der Spitze ihrer Truppen gegen die Franzosen zu Felde zog. Ihr Hof in Brüssel war ein glänzender, und ihre Gemälde- und Kunstsammlungen und Gartenanlagen in Schloss Binche bildeten den Stolz des Hennegaus. Als die Franzosen ihr einst dieselben verwüsteten, schwor sie einen hohen Eid, in gleicher Weise mit Fontainebleau zu verfahren; aber sie kam nicht dazu ihn einzulösen.

Thürmen und Vorwerken, alle in gleicher Entfernung von einander, mit gedeckten Gewölben um eine grosse Zahl gewaltiger Kanonen aufzunehmen, die durch zahlreiche Schiessscharten hindurch zwei Fuss über der Erde die ganze Umgegend weit hinaus bestreichen und reinfegen können; dazu wird innerhalb der Mauern noch ein breiter Erdwall aufgeführt, um ihnen einen starken Rückhalt zu geben, so dass ich aus allen diesen Vorkehrungen schliessen muss, Jülich werde an Stärke sowohl Calais als auch Antwerpen bei weitem übertreffen. Oestlich von der Stadt wird überdies noch eine Burg erbaut, so stattlich und fest, dass sie zugleich sich würdig zeigt den Kaiser zu beherbergen, und stark genug dem Grosstürken zu widerstehen. Auf der kurzen Strecke, die ich doch nur durch jülichsches Gebiet gemacht habe, zählte ich mit eignen Augen nicht weniger als 35 Ziegelöfen, in denen die Backsteine zu jenen Bauten angefertigt wurden. Der Herzog will sich nämlich mit diesen Vorbereitungen rüsten und stärken, um es noch einmal mit dem Kaiser aufzunehmen. Aber der Kaiser ist ein kluger Fürst, der es ruhig mitansehen kann, wie seine Gegner sich selbst ruiniren".[1]

Jülich bildete die letzte Nachtstation vor Cöln. Aachen, „wo der Kaiser gekrönt wird", blieb seitwärts liegen. Der Weg führte fast den ganzen Tag über durch dichten Wald, der von Räuberbanden, *Snaphansen* genannt[2], unsicher gemacht

---

[1] Eine so schroffe Parteistellung, wie Ascham sie ihm hier zuweist, nahm der Herzog von Cleve nach seiner Vermählung mit der Habsburger Königstochter nicht mehr gegen den Kaiser ein. Er gehörte seither der grossen Mittelpartei unter den deutschen Fürsten an, die die Uebergewalt des Kaisers nicht gerne sahen, aber eben so weit davon entfernt waren, ihm mit den Waffen in der Hand entgegenzutreten. 1552 gehörte er nicht zu den Verbündeten, die Karls Macht brachen, aber er mochte ihm auch nicht direckt Hülfe leisten. Vergl. Lanz, Correspondenz Karls V., III. 200. Ranke V. 179.

[2] Von dieser Landplage giebt uns Gilles Boileau de Buillon in den Annotationen zu seiner französischen Uebersetzung der Relationen des Avila über den schmalkaldischen Krieg (Paris 1551) folgende nähere Erklärung: „. . il y ha plusieurs Snaphaens en ce pays la [Cleve], que vault autant a dire comme cocqs-happants, gentils homme

wurde; der ganze Reisezug ritt daher bewaffnet in voller Rüstung. „In den Waldblössen und Lichtungen bemerkte ich Thäler und Gefilde prächtig zum Kornbau geeignet, zum Theil auch bebaut wie kaum eine Gegend in Cambridgeshire.

„Es war ein schöner Tag", erzählt uns der Brief, „aber als wir uns Cöln näherten, umhüllte uns solch ein dichter Nebel, eine Wirkung des nahen Rheins, dass wir des Anblicks sowohl der Umgebung als der Stadt selbst verlustig gingen".

Um zur Stromfahrt die nöthigen Vorbereitungen treffen zu können, rastete Sir Richard Morison mit seiner Begleitung einen ganzen Tag in Cöln. Ascham hatte wieder Zeit und Musse zu seinen Beobachtungen. Er fand die Stadt in ihrer

---

volleurs, qui se vautent que leur profession soit de vivre à cheval la lance sur la cuisse, et vont continuellement comme chevaliers errants. Mais c'est pour destrousser le marchand et celuy qui passe. Ceste malheureuse engense print commencement du temps de feu Charles d'Eguemont, duc de Gueldres, qui ayant fort a faire amener la guerre aux pays patrimoniauls de l'Empereur, inventa telle sorte de soulde en lieu de payement, leur donnant ceste liberté de courir le pays. Laquelle n'a depuis esté bien corrigée, a raison tant des retraictes qu'ils peuvent faire es bois, comme aussi qu'ils sont grand nombre, et mesmes qu'ils ont refuge au pays de Cologne et en Eyfalie, en Lenbourg [Lüneburg] et en Gueldres, car toutes ces lizieres en sont entachées et s'en sentent quelque peu". Die Unsicherheit der Landstrassen hatte zuweilen für die englischen Gesandten ihre ganz besonderen Gefahren. Die englische Regierung hatte zum Kriege gegen Frankreich in Norddeutschland nicht unbedeutende Werbungen machen lassen, war mit ihren Soldzahlungen in Rückstand geblieben, und die frei umherschwärmenden Haufen suchten sich nun an jedem Engländer schadlos zu halten, der ihnen in die Hände fiel. So berichtet der ausserordentliche Gesandte Masone am 23. April 1546 an Paget: er habe von Brüssel aus einen anderen Weg nehmen und heimlich und schnell reisen müssen, um Reiffenberg und seinen Hauptleuten zu entgehen, die sich verschworen, jeden Engländer niederzuwerfen, den sie zwischen Antwerpen und Cöln anträfen. (Record Office. State Papers. Henry VIII. 1545—1546, Bandle IV. fol. 404). Auch die beiden Agenten Brende und Brigantyn melden (Mitte März 1546), sie hätten auf der Reise von Bremen nach Hamburg der vielen Räuber wegen sich vom Bischof bewaffnetes Geleit erbitten müssen; auch Reiter, die in englischem Sold gestanden und ihr Geld nicht erhalten haben wollen, lauerten dort englischen Kaufleuten auf, so dass die Gefahr nicht gering sei. (ibid. fol. 383).

Bauart nicht so schön als die Städte in Flandern und Brabant, oder in Süd-Deutschland. Und merkwürdig, auch der Dom hat keinen gerade überwältigenden Eindruck auf ihn gemacht! Fast kühl klingen seine Worte: „die St. Peterskirche ist schön und gross, aber noch nicht fertig. Der Thurm beugt sich, gleichsam als wollte er aus seinen Fugen gehen, nach der Seite hin, die dem Winde entgegengesetzt ist [?], wie ihr es auch in der Beschreibung der Stadt Cöln, die mein Freund Scarlett besitzt, lesen könnt".[1]

Mehr Interesse gewannen ihm die heiligen drei Könige ab, und er bedauert, nicht länger dortbleiben zu können, um gründlich nachzuforschen, auf was für schriftliche Urkunden und Beweise hin man die Echtheit der Gebeine behauptet. Auch die Domsage von dem starken Reynold berichtet er uns, von der heiligen Ursula und den 10,000 Jungfrauen, und giebt eine genaue Beschreibung der Bildsäulen und Reliquien. Merkwürdig! durch den Spott mit dem er diese Dinge behandelt, klingt es doch, wie ein Zweifel an seinem eignen besseren Wissen durch; ein Zweifel, der ihm im tiefsten Grunde seines Gemüths haftet. Er hält es noch für nöthig sich speciell dagegen zu verwahren, als könnte er diesen Mährchen, diesen *vanities of papistry* Glauben schenken. Aber wenn sie doch wahr wären?! Blicken wir ihn scharf an, so scheinen Ernst und Scheu mit dem Lächeln in seinen Mienen um den Sieg zu streiten. Wir werden an die Zeit gemahnt, in der man den Teufel noch an der Wand sah und die Hexen auf Besenstielen ritten.

Und doch finde ich gerade in seiner Auslassung über den Werth oder Unwerth der Reliquien, die Ascham an die Erzählung des von ihm in Cöln Gesehenen knüpft, einen glänzenden Beleg für den wahrhaft historischen Geist, welcher in diesem Manne lebte. „Soweit diese Gegenstände uns als ein Denkmal der Vergangenheit gelten dürfen und nicht als

---

[1] Auch in Sebast. Münster zeigt das „Thumbstift zu St. Peters oder Trium regum" neben dem Thurm über den Chor noch einen zweiten ganz schief stehenden, pyramidalen über dem Portal, der in seiner Form an den alten Krahn erinnert, der früher auf der Plattform stand,

Fallstricke des Papismus; soweit sie uns Beispiele der Tugenden vergangener Zeiten vorführen und nicht die Unwissenheit der Nachwelt ausbeuten, will ich mich wol selbst an ihren Anblick erbauen und sie auch anderen gegenüber rühmen, und ihr sollt mich nicht von vorn herein auslachen, weil ich soviel Fleiss auf die Betrachtung dieser Dinge und auf ihre Aufzeichnung verwende. Thut Ihr es doch, so verleitet euch Unwissenheit, etwas zu verurtheilen, was ihr nicht kennt, und Einseitigkeit, etwas zu tadeln, weil ihr es nicht möget".

Aus den Kirchen gerieth er in die Hörsäle. Von der Gelehrsamkeit, die er in ihnen gefunden, zeigt er sich so wenig erbaut, wie von dem, was er in Löwen gesehen und gehört hatte.

Zunächst besuchte er den Justus Wolf, der gerade über Aristoteles' Ethic in griechischer Sprache zu lesen begann. Der Mann war früher Protestant und Professor in Strassburg gewesen, *nunc metu factus Herodianus*. „Er las eintönig und liess mich ganz kalt. Ich konnte seine Worte wol billigen, aber nicht besonders loben".

Dann hörte er einen Carmelitermönch Alexander Blancart über die *Acta Apostolorum*. „Dieser hatte einen lebhaften Vortrag, deutliche Aussprache, grosse Zungenfertigkeit und ein gutes Geberdenspiel. Er interpretirte gerade die 9. Epistel aus dem 1. Buche des heiligen Cyprian: *propter oblationem defunctis* und zog eine ganz gute Antithese zwischen dem thätigen und dem beschaulichen Leben, wobei er dem ersteren den Vorzug zuerkannte. Dennoch erwies er sich als ein wüthiger Römling. Er ist hier einer der Führer der Papisten und wird für noch gelehrter und noch geriebener *(doctior et pejor)* gehalten als selbst Eduard Billick".

Auch diesen, den er schon in Löwen vergeblich gesucht hatte, wollte er sich hier nicht entgehen lassen. Doch gelang es ihm nicht, des Mannes habhaft zu werden. Billick war zu längerem Aufenthalte nach Cöln gekommen und hielt an der Universität Vorlesungen über das Buch *Genesis*. Da aber auf den Tag gerade kein Vortrag von ihm fiel, so suchte ihn Ascham in seinem Kloster auf. Nur ganz flüchtig bekam er ihn

zu Gesicht: „in seinem Aeussern gleicht er John Long, dem Steinklopfer in Cambridge, nur ist er etwas älter“. Dem Mönch scheint das Zusammentreffen mit dem englischen Gelehrten nicht besonders angenehm gewesen zu sein; Ascham vermuthet, weil er in ihm den Protestanten gewittert. Um nun zur Audienz zugelassen zu werden und um „zu erkunden, wie es mit Verstand und Witz des Mannes beschaffen sei“,[1] ersann er eine fromme Lüge: man habe ihm erzählt, Billick besässe einige seither noch nicht gedruckte Bücher des heilg. Bernhard, über die er etwas näheres zu erfahren wünsche. Es half aber alles nichts. Der Pater sei im Augenblick zu beschäftigt, meldete der Diener zurück; Ascham möge ein andermal wiederkommen. Verletzt durch dies hochmüthige Benehmen des Papisten kehrte er ihm da den Rücken mit dem Entschluss, sich nicht weiter um ihn zu kümmern.

Er besichtigte dann noch die Bibliotheken, fand aber nicht ein einziges selteneres oder besonders werthvolles Buch in ihnen. Besser gefiel ihm der Zwinger, der zwischen den Wällen rings um die Stadt lief, so frisch grün und sauber hatte er ihn noch nirgend gesehen, und das muntere Treiben auf den Strassen. Ascham war zur guten Stunde nach Cöln gekommen. Die Stadt beging gerade ein Herbstfest, wie er es in der Art noch nicht kannte.

Schon als er einritt, war ihm aufgefallen, wie fast an jedem Hause geschlachtet wurde, in jeder Hausflur ein Ochs und wol ein halbes Dutzend geschlachteter Schafe hingen. Als ob die Bevölkerung der ganzen Stadt aus lauter Fleischern bestände, war ihm das erschienen. Nun erfuhr er aber, dass es alte Cölner Sitte sei, den Fleischvorrath für das ganze Jahr im Herbst einzukaufen und einzuschlachten, bei welcher Gelegenheit dann die ganze Freundschaft und Verwandtschaft in Stadt und Land sich einander besuchte und bewirthete.

---

[1] „. . ut perspicerem ecquid haberet ingenii“ I. 2, p. 218. oder „. . to have seen presently his wit. . .“ ibid. p. 255. Wite und nicht wife, wie Giles druckt, ist natürlich zu lesen; Billick war ja Carmeliter-Mönch! Er war 1546 einer der einflussreichsten katholischen Theilnehmer am Religionsgespräch zu Regensburg gewesen.

Noch heute haben sich Spuren dieser alten Sitte mancherorts in Deutschland erhalten; ob auch in Cöln ist mir unbekannt. —

Am 13. October brach die Gesandtschaft wieder auf. Seither hatte man die Reise zu Pferde gemacht; auch die Lady Morison mit ihrem weiblichen Gefolge musste sich den Strapazen des langen Rittes unterziehen. Schwangen sich doch auch die Regentin der Niederlande und die Herzogin von Lothringen in den Sattel um aus ihren Staaten nach Augsburg und wieder zurück zu gelangen! Von Cöln aus schickte Morison seine Pferde voraus nach Mainz und miethete für sich und seine Begleiter eine „hübsche Barke: Cajüte mit Glasfenstern, Bänke aus Fichtenholz, so gut verschlossen als wie ein Haus".

Von Pferden stromaufwärts gezogen legten sie in 6 Tagereisen die Fahrt bis Mainz zurük. Ascham machte seine Rheinreise! Bei seiner Art, die Natur und Aussenwelt auf sich wirken zu lassen, würde es wunderbar erscheinen, wenn das sich vor ihm aufrollende Bild ihn nicht mit Entzücken und Begeisterung erfüllt hätte. Zur Zeit der Weinlese fuhr er die Rebengehänge entlang. „Seit ich den Rhein gesehen, ruft er, wundere ich mich nicht mehr, dass die Poeten die Ströme vergöttern! Noch bei Speier, von wo die Entfernung bis zum Meere weiter ist als von Dover nach Berwick,[1] ist er schon ein gut Theil breiter als die Themse bei Greenwich bei gewöhnlichem Wasserstande. Er fliesst in tiefem Bette ruhig und majestätisch dahin. Städtchen und Dörfer liegen zahlreich am Ufer. Wenn unsere Barke vorüberfuhr, geschah es wol, dass ein Haufe Kinder uns entgegenlief, manche nur mit Hemdchen bekleidet, manche auch ganz nackt, aber alle so dick und rund wie Peter Ailand. Dann folgten sie uns nebenherlaufend und Psalmen singend, bis wir ihnen eine Geldspende zugeworfen.

„Anfangs waren die Ufer des Rheins flach[2]; 15 Meilen von Bonn begannen jedoch die Weinberge zu beiden Seiten

[1] Er bezeichnet damit die ganze Länge Altenglands.

[2] and joney? — das Wort ist mir unbekannt.

des Stromes und begleiteten uns nun all die Tage hindurch, bis wir nach Mainz kamen. Sie gleichen den Hügeln bei Halifax, nur sind sie weit steiler, so dass die Felsen als wie ein Wetterdach über euch hinhängen. An den Ufern laufen Saumpfade hin, meist eine Elle breit und so fest gebaut, dass kein Wetter sie verdirbt. Blickt ihr aufwärts, die Felsen scheinen über euch hinstürzen zu wollen; blickt ihr abwärts, ihr glaubt in schwindelnde Tiefe zu taumeln. Tritt euer Ross fehl, hütet euch! es reisst euch mit hinab in den Rhein!

„Oft führen auch Treppen an den Fluss hinunter, damit die Boote anlegen und die Reisenden leichter die Fahrzeuge verlassen und sich am Ufer ergehen können. Wir thaten das täglich und machten dabei wol Spaziergänge von 4—5 Meilen im Zuge, wobei wir uns köstlich an den Trauben erlabten, so oft und so viel uns verlangte. Gar nicht erst mit der Hand brauchte man sie zu pflücken; sie wuchsen einem schier in den Mund! Auch an den steilsten Felsen sieht man Rebengelände, so dass es wunderbar erscheint, wie jemand zu ihnen überhaupt hinaufklimmen kann. Die Zahl der Rebstöcke lässt mich staunen, woher all die vielen fleissigen Hände zu ihrer Bearbeitung sich finden, — und die Fülle der Trauben, wo in aller Welt so viel Menschen leben, um den Wein zu vertilgen, der hier gewonnen wird.

„Und wie ist dieser Rheinwein dabei *so good, so natural, so temperate, so erer like itself!* Man kann ihn zum Wohle der Menschheit wahrhaftig nicht besser wünschen. Als ich England verliess, fürchtete ich unser Bier zu vermissen. Mehr Sorge macht mir jetzt der Gedanke, nach meiner Rückkehr diesen Wein entbehren zu müssen!

„Zum Erstaunen ist es auch, wie viele Schlösser und Burgen auf diesen unzugänglichen Berggipfeln stehen. Die drei kurfürstlichen Bischöfe von Cöln, Trier und Mainz sind die reichsten Fürsten am Rhein. Der Landgraf besitzt feste Burgen an den Ufern dieses Stromes, die der Kaiser nicht einzunehmen vermag,[1] und auch der Pfalzgraf bei Rhein ist

[1] I 2, 257. „The landgrave hath goodly castles upon Rhene which,

hier ein angesehener Herr und führt seinen Namen nach einem Schloss, das mitten im Rhein auf einem Felsen steht.[1]

„An mancher lieblichen, schönbelaubten Insel kamen wir vorüber. Auf einigen bemerkten wir Abteien und Klöster in der wundervollsten Lage. Auf diesen Inseln gedeihen vorzüglich die Wallnussbäume und tragen ihre Frucht in solcher Fülle, dass das Volk die Nüsse gar nicht alle verzehren kann, und sie hier herum nur einen geringen Werth haben. Die Klippen und Felsen aber, die so weit über den Rhein hinragen, bestehen zumeist aus jenem Stein, mit welchem wir gewohnt sind, auf Tafeln zu schreiben; hier deckt er die Hütte auch des ärmsten Mannes". —

Am 18. October langte die Gesellschaft in Mainz an, „der Stadt, in welcher die Buchdruckerkunst und das Feuergewehr erfunden wurden. Stattlich und weit gestreckt liegt sie am Ufer des Stromes".

Nur kurz war Aschams Aufenthalt hier, dennoch kann er uns etwas berichten. „Zwischen Bingen und Mainz wurde einst der edle Drusus Germanicus erschlagen *(was slain)*. Noch ist hier die Stelle erkennbar, auf der sein Leichnam verbrannt wurde. Ich selbst habe dort seine Grabschrift gelesen, die in schönen Majuskeln auf einem verwitterten Stein in einer halb zerfallenen Mauer eingegraben ist. Sie besteht nur aus den zwei einzigen Worten: *„Memoria Drusi"*. „Es war für mich ein erhebendes Gefühl an dem Denkmal eines Mannes zu stehen, welchem Ovid, der ihn persönlich gekannt hat, solch reiches Lob spendete".

Die Reise wurde nun wieder zu Pferde fortgesetzt, über Worms nach Speier. Am ersteren Orte herrschte gerade die pestartige Krankheit, die um die Mitte des 16. Jahrhunderts Europa durchzog und besonders die Rheinufer hart heimsuchte. Unter ihren Opfern wird mancher hervorragende Mann gezählt.

---

the Emperor cannot get." Ascham meint hier die Grafschaft Katzenellenbogen mit der Feste Rheineck, gegenüber St Goar, die sich damals aber in den Händen der Grafen von Nassau befand.

[1] Die Pfalz bei Caub.

So begnügte sich Ascham mit dem allgemeinen Eindruck, den er beim Ein- und Ausreiten von der „grossen und schönen Stadt“ erhielt und schloss sich die übrige Zeit in seinen Gasthof ein.

Früh anderen Tages ging es weiter nach Speier. Ascham hatte sich mit Spannung und Ungeduld gerade hierher gesehnt, denn weit berühmt war die Stadt unter den Gelehrten wegen ihrer Bibliothek, der die grosse Zahl alter und seltener lateinischer, griechischer und hebräischer Bücher und Handschriften einen besonderen Glanz verlieh. Sein Kummer war nicht gering, als er den Bibliothekar abwesend fand und ihm der Zutritt aus diesem Grunde versagt blieb.

Bei den Buchhändlern war seine literarische Ausbeute jedoch recht bedeutend. Er nennt eine ganze Reihe von Schriften, die er hier zuerst zu Gesicht bekommen: neue Ausgaben classischer Autoren, eine *Descriptio Graeciae* in 7 Büchern von Gerbelius; Joh. Sturms *De periodis* u. A. Hier hörte er auch zuerst von des Paulus Jovius *Historia sui temporis*, die soeben in erster Auflage erschienen war.

Aschams sehnlichster Wunsch war es gewesen, auf seiner Reise Strassburg zu berühren und Johann Sturm, mit dem er zu Anfang des Jahres in freundschaftlichen Briefwechsel getreten war, der ihm durch Bucers Erzählungen und Schilderungen schon nicht mehr fremd gegenüber stand, persönlich kennen zu lernen. Bei Morisons regem wissenschaftlichen Interesse war es ihm nicht schwer geworden, von dem Gesandten die Zusage zu erbitten, seinen Weg durch das Elsass zu nehmen. Morison hätte den Umweg nicht gescheut, er selbst war begierig nach der Bekanntschaft des berühmten deutschen Gelehrten. Trotzdem wurde aus dem Plane nichts. „Hier in Speier, meldet Ascham, waren wir nur 1½ Tagreisen von Strassburg entfernt. Mylord war Willens hinzugehen, und ob ich es war, brauche ich euch nicht erst zu sagen. Da kam von Mr. Hobby — ich verwünschte ihn desswegen! — die Weisung, unsere Reise möglichst zu beschleunigen“.

So musste dieser Gedanke aufgegeben werden; schon am folgenden Tage brach die Gesandtschaft von Speier auf, um direckt nach Strassburg zu gehen.

Mancherlei erzählt uns Ascham noch von der „schönen“ Stadt Speier, von dem Riesenknochen, den er daselbst gesehen, von der gewaltigen Trinkschaale, die auf dem Marktplatze stehe, aus einem einzigen mächtigen Steinblock gemeisselt sei und wol einen Klafter im Umfang habe. Der neugewählte Bischof müsse das Gefäss zum Besten des Volkes jedesmal mit Wein füllen und als Oberhirt seiner Heerde daraus gutes Gedeihen zutrinken. „So dient sie sowol deutschen als päpstlichen Interessen: einerseits zum Trinken, andererseits zur fleissigen Beobachtung und Aufrechterhaltung des Schaugepränges, der Riten und Ceremonien“.

Eine Meile oberhalb Speier setzte man über den Rhein. Der Uebergang wurde vermittelst eines Bootes bewerkstelligt, das so geräumig und sicher war, dass nicht allein die ganze Gesellschaft, 34 Pferde stark, zu gleicher Zeit die Fahrt machen konnte, sondern auch niemand, selbst die Damen nicht, abzusteigen brauchte.

„Wir ritten an jenem Tage 15 Meilen bis zu einem freundlichen Städtchen Bretten genannt. Ich war sehr erfreut, es kennen zu lernen, denn dies ist die Vaterstadt Philipp Melanchthons. Wir stiegen bei seinem Schwager ab; sein leiblicher Bruder ist Bürgermeister des Ortes. Ich besuchte denselben in seiner Wohnung — es ist noch das Haus, in dem Melanchthon geboren wurde — und wir sprachen lange mit einander. Er war sehr liebenswürdig und zuvorkommend und schenkte mir beim Abschiede einen Brief, den sein berühmter Bruder eine Woche vorher von Wittenberg aus an ihn geschrieben hatte“.

Die nächste Nachtrast wurde in Vaihingen gemacht, „das eine stattliche protestantische Kirche besitzt. Es roch dort aber ziemlich nach Interims-Luft“.[1]

„Am 23. October zogen wir wol 10 Meilen weit durch das Gebiet des Herzogs von Würtemberg, immer den schönen Neckar entlang. Wir ritten zwischen Weinbergen dahin, wie selbst der Rhein ähnliche nicht aufzuweisen hat. Manche schätzen auch den hier gewonnenen Neckarwein noch höher

[1] „smelling a little of the dregs of Interim“. I 2, 260.

als den Rheinwein. Wir kamen durch das schöne Städtchen Canstadt und glangten noch Abends glücklich nach Esslingen am Neckar. Als wir uns der Stadt näherten, begegnete uns der Reisezug der Herzogin von Lothringen. Sie ist die Tochter des Königs von Dänemark und hatte einst König Heinrichs Gemahlin werden sollen, bevor er sich mit Anna von Cleve vermählte. Sie war soeben beim Kaiser gewesen und zog, wie man sich erzählte, beim Prinzen von Spanien stark auf die Freie.[1] Ihr Reisezug bestand aus 300 Rossen, meisten Theils grosse Thiere spanischer Race. Vier Kaleschen voll Damen folgten ihr; sie selbst jedoch war zu Pferde und ritt einen weissen Zelter, dicht hinter ihr her 16 Damen gleichfalls auf weissen Zeltern. 36 Maulesel waren mit ihrer Garderobe beladen, ausserdem noch eine Anzahl Wagen, die das übrige Gepäck führten. Eine grosse Zahl Lakaien (*rascals*), zu ihrer Küchen- und Stallbedienung gehörig, trabten zu Fuss im Koth nebenher. Ich habe noch nie eine Dame mit solchem Hofstatt gesehen".

In Esslingen erlebte er eine abenteuerliche Geschichte, die in gewisser Hinsicht für ihn selbst wie für jene Zeit überhaupt charakteristisch ist. Doch liegt in ihr nichts, was sie nicht auch in unseren Tagen möglich erscheinen liesse. Leben doch auch wir in einer Wunderzeit, und wie die Esslinger Jungfrau, deren Bekanntschaft Ascham machte, im Laufe der Jahre zahlreiche Nachfolgerinnen gefunden, so wird auch Luise Lateau nicht die letzte sein, die Offenbarungen einer höheren Welt dem gläubigen oder ungläubigen Geschlecht zum Bewusstsein zu bringen sucht.

„Hier in Esslingen, so berichtet unser Gewährsmann, war auch ein Wunderweib zu sehen, mit einem so colossalen Bauche, dass selbst mein Freund Patrick mit Bequemlichkeit darin Platz gefunden hätte. Man erzählte, der Bauch sei voller Schlangen, welche das Mädchen einst mit einem Trunke frischen Wassers aus einer Quelle auf freiem Felde verschluckt hätte. Sie soll seit 6 Jahren ihr Bett nicht verlassen haben

[1] Am kaiserlichen Hofe wollte man sie dem entgegen mit dem Herzog Adolf von Holstein vermählen.

und ist dabei erst 22 Jahre alt. Der Kaiser, der römische König, die Königin von Ungarn, die Herzogin von Mailand sind alle bei ihr gewesen. Dr. Vesalius,[1] der grosse Anatom, wollte auf des Kaisers Befehl seine Kunst an ihr versuchen und sie in seine Kur nehmen. Aber sie ging darauf nicht ein, indem sie sagte, er suche dadurch mehr seine Erfahrung zu bereichern und seinen Ruhm zu vermehren, als ihre Gesundheit herzustellen. Auch ich wollte sie sehen und besuchte sie in ihrem Zimmer: ein wahrhaft erbärmlicher und mitleiderregender Anblick! Ihre Gesichtsfarbe war recht gut; wie aber unter dem Fenster zufällig ein Wagen vorüberfuhr und die Räder über das Steinpflaster rasselten, da bemerkte ich plötzlich, dass bei dem Lärmen auch das Ding in ihrem Bauche sich zu bewegen anfing; es tobte darin herum und hob sich und schob sich, ähnlich wie ein Hund, den man in einen Sack gesteckt und der sich bemüht herauszukommen; ihr Gesicht verzerrte sich furchtbar, Schaum trat vor ihren Mund — voll tiefen Mitleids entfernte ich mich. Drei Tage nachher gingen ein paar Spanier zu ihr, die der Sache nicht recht Glauben schenken wollten. Als sie nun wieder ihren Anfall bekam, rissen sie ihr plötzlich die Decke vom Leibe und fanden eine grosse Ochsenhaut rund um ihren Körper gespannt, doch so, dass drinnen noch ein kleiner Bube Platz hatte, der den Lärm anstellte, so oft sie ihm ein Zeichen gab. So hatte dies Weib die ganze Welt betrogen, den Kaiser, den König, die Königin und alle übrigen!“ Sind sie betrogen worden, so haben sie ihr vorher doch Glauben geschenkt, und unser ehrlicher Ascham nimmt keinen Anstand einzugestehen, dass er mit unter den Angeführten sich befunden habe.

Die Auflösung des Wunders hatte er nicht mehr in Esslingen selbst abwarten können. Nur zur Nachtrast war man dort geblieben; andern Tages schon ging es weiter durch die schöne Gegend, die Ascham in immer neuen Wendungen und Lobreden preist, nach Geislingen, „welches so eng von Bergen umschlossen ist, dass wer es nicht gesehen, sich auch

---

[1] Giles druckt I. 2, p. 262: Westphalus. Es ist aber zweifelsohne Karls V. Leibarzt Vesalius gemeint.

kein Bild davon machen kann. Hoch über der Stadt auf steilem Fels hängt ein Schloss; ihr würdet jeden Augenblick meinen, es stürze auf euch herab".[1]

Am 25. October, als man sich schon bereits Ulm näherte, erblickte er von einem Hügel aus zum ersten Male die Alpen, *the Alps of Italy,* wie er sie nennt.

Sein Blick in die Ferne wurde aber bald auf das zurückgelenkt, was sich ihm in nächster Nähe bot.

„Ulm gefällt mir am besten von allen Städten, die ich seither berührt habe. Es liegt an der Donau, einem majestätischen Strome, und glaubt mir, ich habe noch nichts mit solchem Entzücken gesehen, als diesen Fluss. Ich ging hinunter ihn anzustaunen, bin lange die Ufer entlang geschlendert und wiederholte bei mir die Worte, mit denen Herodot ihn preist, ihn dem Nil nicht allein vergleicht, sondern vorzieht". Diese gelehrte Reminiscenz versetzte den Humanisten in eine Extase, welche denen nicht leicht begreiflich sein wird, welche die Donau bei Ulm gesehen haben: „Ich wusch meine Hände in seinen Wellen, schlürfte in langen Zügen das erquickende Nass und wünschte einige meiner Freunde aus St. Johns an meine Seite, um mich mit ihnen zu freuen. Ich wünschte so hinziehen zu können, immer die Donau entlang, durch ganz Europa hindurch, und fürchte nun fast (er schrieb dies von Augsburg aus), mein Wunsch von damals wird mit dem Beginn des Frühlings wirklich in Erfüllung gehen. Denn man meint hier ziemlich allgemein, dass wir allesammt gegen den Grosstürken werden marschiren müssen".

Morison rastete in Ulm zwei Tage. Sobald sich das Gerücht von der Ankunft des englischen Gesandten in der Stadt verbreitet hatte, erschien eine Deputation und hiess ihn im Namen des Raths auf die ehrenvollste Weise willkommen. Sein Wunsch, die Stadt eingehender kennen zu lernen, wurde zuvorkommend gewährt, und die Rathsboten zur Seite traten er und seine Gemahlin und in seinem Gefolge auch Ascham ihren Rundgang zur Besichtigung der Sehenswürdigkeiten an.

---

[1] Schloss Helfenstein.

„Ulm, so schreibt er, ist keine an Umfang gerade grosse Stadt,[1] jedoch in einem Styl gebaut, wie ich ihn noch nie gesehen hatte. Herodot rühmt Babylon, weil es fast nur aus 3- und 4stöckigen Häusern bestanden habe. In Ulm aber und hier in Augsburg sind die Häuser gewöhnlich 9 und 10 Stockwerke hoch, so dass man wol Mühe hat hinaufzusehen.[2] „Ulm ist stark befestigt. Zwei tiefe Gräben umgeben die Wälle. Selbst der Kaiser darf nur mit einer beschränkten Anzahl von Begleitern durch die Thore einreiten".

Man geleitete die Engländer in das Zeughaus, das aus einem ganzen Complex von Gebäuden bestanden zu haben scheint. „Dort fanden wir, abgesehen von all dem vielen Geschütz, das schussbereit auf den Wällen lag, noch 69 Feldstücke aufgestellt, *(the least of them a demisaca [?] shining very bright);* vor einem jeden Geschütz war je in einem Haufen eine grosse Zahl zugepasster Kugeln aufgethürmt, und wir wandelten dort einen seltsamen Weg zwischen den Kanonen und ihren verderblichen Geschossen. Im nächsten Hause wurden 6000 Hackenbüchsen aufbewahrt, mit Gabeln, das einzelne Stück schwerer, als dass ein Mann es zu tragen vermöchte, aber wol geeignet ein Loch in eine Mauer zu schlagen. Wie die Kanonen, so hatten auch diese Feuergewehre ihre Munition und Ladung je in langen Kisten bei

---

[1] I. 2, p. 263. „it is a little city, which ye may also guess of that which Munsterus writes in his Cosmographie, saying that the castle of Cayrum, in Egypt, is as big as the city of Ulmes. Look Munster, if J lie, but indeed J think he lies." — Darnach möchte ich fast „a little city" für eine ironische Bemerkung nehmen, obgleich der Ausfall gegen Münster unbegründet ist; — denn in den mir zugänglichen Ausgaben habe ich diese Bemerkung, d. h. den Vergleich mit Cairo, nicht gefunden.

[2] „But [at] Ulma and here at Augusta they be commonly nine house and eleven house high, that it would do a man good to look up to them!" Es ist nicht recht zu verstehen, wie Ascham das gemeint hat. 9 und 10 Stockwerk hoch sind die Häuser kaum gewesen, obgleich er noch einmal, I. 2, p. 280, von den 8—9 Stock hohen Gebäuden Augsburgs redet. Offenbar muss er die Dachfenster der hohen Giebel mitgezählt haben. Auffällig ist nur, dass ihm die Gebäude in Ulm und Augsburg um so viel höher schienen als in Cöln, Mainz und Speier.

sich. Weiter waren dort 6000 Handbüchsen aufgestapelt, wohl geordnet und so blank, als man sie sich nur wünschen konnte. Im folgenden Saale standen 8000 Piken, in einem anderen Hellebarden und Harnische für die Schwergewappneten in grosser Zahl. Wieder in einem anderen Zimmer fanden wir Blei zu Kugeln aufgespeichert, Pulverfässer und eine erstaunliche Masse von Salpeter. Nebenan bemerkten wir alsdann ein langes gewaltiges Gebäude. Mylord fragte, wozu das wol diene, und da erfuhren wir, dass es 48,000 Maass Waizen enthalte zum Schutz gegen etwaige Noth in der Stadt. Das Getreide ist so aufgespeichert, dass nichts davon verderben kann. Ausserdem muss jeder Hausherr zufolge Rathsbefehls stets auf mehrere Monate mit Nahrungsmitteln versehen sein. In ihren Ställen unterhält die Stadt dauernd 200 Rosse. Jedes Haus hat seinen Abzugscanal, der aber nicht aus Blei, sondern aus Holz hergestellt wird. Es sind hier Mühlen hergerichtet, die ausschliesslich nur den Zweck haben Tannen für diese Leitungen auszubohren, denn das Blei ist hier theuer, Holz dagegen in solchem Ueberfluss, dass man weder zum Bauen noch zum Brennen anderes Material verwendet.[1] Die Stadt ist reich geworden durch die Fabrication des Barchent, den wir in England: *barburnslie holmes fushian* nennen.[2]

Am 27. October brach Morison wieder auf, um nun die letzte Strecke Weges bis zum vorläufigen Ziel seiner Reise, bis Augsburg, zurückzulegen. Bei Günzburg, der Hauptstation zwischen den beiden kaum 1½ Tagereisen von einander entfernten Städten, setzte er über die Donau. Hier ward zugleich Nachtrast gemacht, und gleich befand sich Ascham wieder

---

[1] „That they build and burn no other here". Fast klingt es, als ob die Stadtgebäude aus Holz aufgeführt wären, was doch nicht gut glaublich ist Und hat man in England damals schon etwas anderes gebrannt als Holz? Etwa Torf wie in Flandern oder Steinkohlen wie um Lüttich?

[2] Seb. Münster. 858. (ed. 1588): „Der Hantirung halb dieser Statt Ulm sollt du wissen, dass da der best Barchat gemacht wird, so in deutscher nation gefunden wird, den man auch in die Turkey und viel Inseln des Meeres und in viel Königreich weit und breit verführt"

auf der Suche nach allerlei Seltenheiten und Merkwürdigkeiten. Die grosse Zahl von Juden fiel ihm auf, die in Günzburg lebte. Er suchte sie in ihrer eigenen Behausung auf. „Sie sprechen, so meldet er, nichts als Hebräisch und Italienisch. Ihre Knaben lernen das alte Testament ganz auswendig". Er fand viele sehr alte hebräische Bücher mit schöner Schrift bei ihnen, auch zahlreiche seltene Münzen, alte hebräische und andere, silberne, kupferne, goldene, und wollte kaufen, so weit seine Kasse reichte; aber er vermochte nichts zu erstehen, als ein paar Silbermünzen römischer Kaiser.

Endlich am 28. October bei guter Zeit erblickte man die Thürme Augsburgs. Eine Meile vor der Stadt holte der seitherige englische Gesandte am Hofe des Kaisers, Sir Philipp Hobby, mit einem stattlichen Gefolge den ihn ablösenden Collegen ein und geleitete ihn in festlichem Zuge zu dessen Quartier im ehemaligen St. Georgen Kloster.

Als erwünschtes Seitenstück zu Aschams obiger Reiseschilderung dienen uns einige Notizen, welche sein Landsmann John Hales in einem Briefe an W. Cecil über den Eindruck giebt, den Deutschland auf ihn machte. Nur wenige Monate später legte er genau denselben Weg zurück, den die Morisonsche Gesellschaft eingeschlagen hatte und schreibt darüber: [1]

„Alles Land hier um Augsburg, und so weit ich es sonst auf meiner Reise kennen gelernt habe, ist von Natur sandig, doch wird es mit der grössten Sorgfalt bearbeitet, und wo der Pflug nicht gehen kann, treten Spaten und Hacke an seine Stelle. An natürlicher Fruchtbarkeit kann dieses Land nicht entfernt mit dem unsrigen verglichen werden; die fleissige Arbeit seiner Bewohner aber übertrifft bei weitem diejenige des englischen Volkes. Weiden, sei es parcellirt, sei es im Gemeindebesitz, giebt es keine. Alles Reserveland ist in Acker oder Weinberg verwandelt. Der grössere Theil der Weinberge befindet sich jedoch an den Abhängen so

[1] State-Papers, For. 1547—53. p. 95—96.

steiler Hügel, dass es fast unmöglich scheinen sollte, an ihnen empor zu klimmen, geschweige denn sie nutzbar zu machen. Um die Erde auf ihnen festzuhalten, führen sie Steinwälle an den Abhängen auf, die billig in Erstaunen setzen. Der jährliche Reinertrag von einer Acre Weinberg wird auf durchschnittlich 40 Schilling berechnet, denn die Erndte auf ihr beträgt auch in den schlechtesten Jahren noch immer mindestens ein Fuder Wein, d. i. so viel wie eine Tonne. Zwischen den Weinbergen zerstreut wachsen Apfel-, Birnen-, Pfirsich- und Mandelbäume. Man findet sie auch in grosser Zahl in den Kornfeldern, namentlich Wallnussbäume, aus deren Früchten Oel gepresst wird. An vielen Orten werden sogar die Wiesen bearbeitet und an anderen säet und pflanzt man Gemüse darin. Ihr Vieh wird meistentheils in Ställen auf Stroh gehalten, und dadurch gewinnen sie dann wieder grosse Massen von Salpeter, an dem wir Engländer stets Mangel haben. Auch wir könnten ihn ja eben so gut daheim bereiten".

Es fanden übrigens durchaus nicht alle Engländer das Reisen in Deutschland so angenehm wie Hales und Ascham. Der in ausserordentlicher Mission an Karl V. gesandte Diplomat Nicolaus Wotton klagt, er würde den Kaiser viel lieber in Brüssel erwarten, als ihm nach Worms oder Augsburg entgegengehen, da er aus Erfahrung wisse, „wie wenig vergnüglich für den Fremden das Reisen in diesem barbarischen Lande Deutschland sei". —

Augsburg galt im 16. Jahrhundert für die unstreitig erste Stadt Deutschlands, mit der nur wenige zu wetteifern vermochten. Nicht nur der Reichthum seiner Bewohner, der selbst die Venetianer mit Verwunderung erfüllte, machte es dazu; durch die häufige Anwesenheit des Kaisers und durch die häufigen hier abgehaltenen Reichstage hatte die Stadt auch eine überwiegende politische Bedeutung erhalten.

Neben den landschaftlichen Reizen der deutschen Berge und Flussthäler, waren es vor allem die Städte, die den tief-

---

[1] Depesche an den Geh. Rath. Brüssel, Mai 20, 1551. State-Papers a. a. o. p. 108.

greifendsten Eindruck auf den englischen Gelehrten machten. Zu ihrer imponirenden Kraftentwickelung, zu dem Glanz und der Pracht ihrer Gebäude, zu dem trotzigen Unabhängigkeitssinn ihrer Bürger und der in der That bedeutenden politischen Stellung, welche sie bis dahin eingenommen hatten, konnte er in den Verhältnissen seines Heimathlandes nichts auch nur annähernd Vergleichbares finden. Die englischen Stadtcommunen schienen ihm in jeder Beziehung unendlich weit hinter diesen republikanischen Gemeinwesen zurückzustehen, von denen einige selbst dem Kaiser nur unter gewissen Bedingungen den Eintritt in das Gebiet ihres Weichbildes gestatten durften.

Allerdings bilden gerade die Jahre, in denen Ascham in Deutschland war, und die nächst vorhergehenden den verhängnissvollen Wendepunkt in der selbständigen politischen Stellung der deutschen Städte. Den Schlag, der durch den schmalkaldischen Krieg vom Kaiser auch gegen sie geführt war, haben sie nie mehr verwinden können. Erst seiner Machthoheit unterworfen, traten sie von 1552 an immer mehr hinter das sich erhebende Landesfürstenthum zurück. Derartige Wandelungen vollziehen sich aber meist nur allmählig und sind erst in ihren Folgen zu beobachten. Ascham spürte noch wenig davon, wie er denn überhaupt die äusserlichen Spuren des jüngst vorübergegangenen Krieges in diesen Gegenden völlig verwischt fand.

Im Allgemeinen hatte er nur wenig Zeit seine Beobachtungen zu machen. Seine amtlichen Verpflichtungen sowie die Privatstudien, denen er entweder mit dem Gesandten oder für sich allein oblag, nahmen ihn dermassen in Anspruch, dass er oft lange Zeit nur am Freitage auf die Strasse hinauskam, wenn er das gefertigte Briefpaket auf die Post trug. Schon am 18. Mai, nach $6^1/_2$ monatlicher Anwesenheit, kann er nach Hause berichten, er habe mit Morison seit seiner Ankunft bereits gelesen: den ganzen Herodot, 5 Tragödien und 3 Reden des Isokrates, 17 Reden des Demosthenes. Er klagt wol über den Mangel an Zeit, um sich genügend in der fremdartigen Umgebung umthun zu können.

Im Laufe der Monate hat sich dann aber doch öfter

Gelegenheit gefunden, dies Klausnerleben zu unterbrechen. Die Briefe bieten uns eine nicht unbedeutende Anzahl von charakteristischen Notizen zum Volks- und Hofesleben der glänzenden Reichsstadt.

Zunächst ist es natürlich das Aeussere, das Leben und Treiben des Volkes auf der Strasse, was seine Aufmerksamkeit auf sich zieht. Die Gärten, über die uns Graf Wolrad von Waldeck mancherlei Schönes berichtet, rühmt Ascham nur im Allgemeinen als grossartige Anlagen und lässt selbst jenen unerwähnt, in welchem man *arcu (ut vocant) anglico*[1] sich vergnügen konnte. Dagegen erzählt er uns, dass an jedem Markttage 2300 Wagen in die Stadt gefahren kämen, beladen mit allen möglichen zum Verkauf geeigneten Produkten des Landes. 400—500 davon seien ausschliesslich mit Brod von vorzüglicher Qualität gefüllt. Wirthshäuser gäbe es, die allein für die Concession Wein an Ort und Stelle zu schenken, an die städtische Schatzkammer jährlich 3000 Gulden zahlten. Die Canalisation durch die ganze Stadt sei eine vorzügliche. Die Polizei sorge für die musterhafteste Ordnung, die Beamten würden sehr gut bezahlt.

Der Venetianer Mocenigo erwähnt besonders der trefflichen Feuerordnung in Augsburg wie in den meisten übrigen Reichsstädten. Jedes Haus müsse eine bestimmte Anzahl von Eimern, Leitern, Wasserkübeln, Feuerhaken u. dergl. in Bereitschaft halten. Patrouillen machten in der Nacht die Runde, und gab die Glocke das Zeichen für drohende Gefahr, so stürmten im Wetteifer die Wagen mit Wassertonnen und Werkzeugen heran, da für die drei zuerst auf dem Brandplatz eintreffenden entsprechende Preise ausgesetzt seien. Bestimmte bewaffnete Abtheilungen umstellten zugleich die Unglücksstätte, um Raub und Diebstahl zu verhindern und jeder Unordnung vorzubeugen.[2]

Ueber die Grösse und Volkszahl Augsburgs besitzen wir in Sebastian Münsters Cosmographie gerade für jene Zeit

---

[1] Tagebuch d. G. Wolrad v. Waldeck 1547—48, p. 56. (herausg. von Dr. C. S. P. Tross in der Bibliothek der lit. Vereins in Stuttgart LIX. 1861.

[2] Fiedler, Fontes Rerum Austriacarum XXX. p. 71.

sehr bestimmte Angaben, an deren Richtigkeit kaum zu zweifeln sein dürfte, da sie aus der Feder des Augsburger Arztes Dr. Achilles Gasser stammen. p. 859 heisst es: „. . . vnd begreifft ihr ausser Circk, der sich doch auff etliche eck zeucht, 9000 Schritt". — und p. 866: „. . es wohnt des volks so viel in dieser Statt, dass im vergangenen jar, nemlich anno 1549 da geboren seyn und zum Heyligen Tauff gebracht 1705 kinder, und dagegen mit Todt abgegangen ohn ein landtsterben 1270 menschlicher cörper, auss welchem des eynwohnenden Volks menge beyleuffig mag abgenommen werden". Die beiden Angaben weisen auf eine ungefähre Volkszahl von 50,000 Köpfen.[1]

Münster giebt auch einen recht gelungenen Plan der Stadt aus der Vogelperspective, auf dem die hervorragendsten öffentlichen und Privatgebäude in ihren architektonischen Verhältnissen ungefähr erkennbar werden. Unter den letzteren vor allem das Fuggersche Haus am Weinmarkt nahe bei St. Moritz, das in der That von bedeutenden Dimensionen gewesen sein muss. Ascham berrichtet, dass damals zu gleicher Zeit der Kaiser, König Ferdinand, Prinz Philipp und die Königin Maria[2] dort herbergten, und trotzdem auch der Wirth Johann Jacob Fugger selbst mit seiner ganzen Familie noch genügenden Raum fand. Es war ganz mit Kupfer gedeckt. „Man sieht hier aber viele solche Häuser, fährt er fort, die in Cheapside aufgestellt die ganze Strasse bei weitem an Grösse und Pracht überragen würden".

Und noch grossartiger und prunkvoller als das Aeussere soll meist auch die innere Ausstattung dieser Gebäude sein. „Ein kürzlich verstorbener Kaufmann verwendete allein für die Holztäfelung der Decke eines kleinen Zimmers 2000 Goldgulden. Von solchen Kaufleuten haben wir seither nie gelesen, weder bei den Griechen noch bei den Römern!"

---

[1] Man rechnet in Europa im Jahresdurchschnitt circa 30 Personen auf eine Geburt und einen Todesfall auf circa 42 Lebende. Für diese Notiz, sowie für die auf Seite 108 gemachte Berechnung, bin ich Herrn Prof. Stieda in Dorpat verpflichtet.

[2] Maria kehrte im Laufe des Winters zur Regelung der Successionsangelegenheit noch einmal nach Augsburg zurück.

Als die Reichsten der Reichen nennt er die 3 Brüder Fugger [Anton, Johann Jacob und Johann Georg] und zwei Baumgartner. Man erzähle von diesen fünf Kaufleuten, sie hätten so viel baares Geld in ihren Cassen, als kaum die fünf reichsten Könige der Christenheit zusammengenommen. „Von einem derselben wollte der Kaiser einst Geld leihen. Dieser war bereit ihm auf der Stelle 1 Million Goldgulden zu zahlen; aber der Kaiser verlangte 1,800,000.“

Es ist auffällig, das Ascham hier nicht auch der Welser gedenkt, die sonst immer an zweiter Stelle genannt werden und als Hauptrivalen der Fugger erscheinen. Mocenigo, der die Augsburger Kaufmannschaft für die reichste der Welt erklärt, berechnet das Vermögen der Welser, Baumgartner und Fugger zusammen auf 6—7 Millionen Goldgulden, wovon etwa 4 Millionen allein auf die Fugger kämen.[1] Ascham nennt dagegen im Anschluss an jene beiden Familien noch *the Schores* oder *Schorers,* wol nur desshalb, weil sie damals die Banquiers für England machten und die Gesandtschaft durch sie ihr Geld bezog.[2] Es war ein Antwerpener, nicht ein einheimisch Augsburgisches Haus und hatte hier nur seine Filiale. In den Gesandtschaftsdepeschen wird es oft erwähnt.

Aber diese Augsburger Kaufmannschaft ist nicht nur durch ihren Reichthum so ausgezeichnet. Als etwas durchaus neues trat Ascham der rege wissenschaftliche Eifer entgegen, der in diesen Kreisen herrschte. Das tiefe Verständniss, das man den Forderungen und Zielen gelehrter Forschung entgegentrug, die grossartige Förderung, die man allem angedeihen liess, was damit zusammenhing, erschien ihm ganz ausserordentlich. Eben darum glaubte er, dass solche Kaufleute noch nie dagewesen seien, auch nicht unter Griechen und Römern. In England war es ja damals wie heute fast ausschliesslich der Adel — und der höchste obenan —, der als Hauptträger der Bildung und wissenschaftlicher Bestre-

---

[1] Fiedler a. a. O. p. 71.

[2] Graf Wolrad von Waldeck (a. a. O. 23 und 24) nennt als die „blutsaugenden Harpyen“ Augsburgs die Welser, Fugger, Baumgartner, Herbrot, die verarmten Hochstetter.

bungen gelten durfte. Mit Verwunderung bemerkt Ascham, wie das in Deutschland so ganz anders wäre. Von der deutschen Aristokratie und dem Fürstenstand wusste er in der Beziehung nur wenig Lobendes zu melden, und das entspricht vollständig den thatsächlichen Verhältnissen. Hier stellt sich ihm vielmehr das Bürgerthum als Bewahrer der Summe des überlieferten Wissens und als einziger Vermehrer dieses Schatzes dar, und die eifrigsten Beschützer und freigebigsten Gönner findet er nicht bei Hofe, nicht in den Burgen und Schlössern, sondern in den Palästen der städtischen Geschlechter.

Vor allen anderen glänzten damals als solche die reichen Fugger und unter diesen wieder Johann Jacob, das Haupt der Familie, „ein sehr gelehrter Mann", wie ihn Ascham nennt. Er hatte durch seine weitreichenden Verbindungen in Italien, in Frankreich und Deutschland sich von den vorzüglichsten griechischen Handschriften Copien zu schaffen vermocht. Was nur immer an werthvollen Sachen sich zum Kaufe bot, wurde ohne Rücksicht auf die Kosten von ihm erstanden. Ascham spendet den zusammengetragenen Bücherschätzen das höchste Lob. Die Bibliothek sei mit die grösste, die es gäbe. Mehr als 6 Monate habe Hieronymus Wolf nöthig gehabt, um nur die Titel der einzelnen Werke zu notiren, das heisst wol: um den Catalog anzufertigen. Zumal griechische und lateinische Classiker seien in seltener Vollständigkeit vertreten. Von den zahlreichen Handschriften wären viele noch unedirt. Aber Ascham klagt, dass man nur mit grosser Mühe einen Einblick in dieselben erhalte, dass die Bibliothek für Fremde nur schwer zugänglich sei: „Um wie viel grösser würde das Lob dieses Mannes sein, wenn er mit so vielen herrlichen Werken nicht nur die eine Stadt wie ein reicher Consul, sondern auch die ganze Welt wie ein gütiger Gott beschenkte, als dass er sie nun in ewigen Staub vergräbt! *(compingens eos in perpetuas tenebras).* So kommt ihm nicht der Ehrenname *φιλόλογος*, sondern nur der eines *βιβλιόταφος* zu."

Die Werke sehen und benutzen zu können war Aschams grösster Wunsch. Oft spricht er davon und von seinen Be-

mühungen, die endlich auch von Erfolg gekrönt waren. Schon im Frühjahr 1551 war er mit Hieronymus Wolf, dem berühmten Philologen und Herausgeber des Demosthenes und Isocrates in freundschaftlichen Verkehr getreten. „Er sieht sehr einfach aus“ *(very simple)*. Oefter hatte Ascham ihn mit an die Tafel des Gesandten gebracht. Wolf aber stand in engen Beziehungen zu dem reichen Fugger. Ihm hatte er jene beiden Werke gewidmet, die dem Autor ebensoviel Ruhm, wie seinem Gönner Ehre bei der gelehrten Welt eintrugen. Im Laufe des Sommers hatte Fugger ihn zum Verwalter seiner Bücherei gemacht, und damit öffneten sich auch Ascham endlich die Thüren zu diesem Heiligthum. Wahrscheinlich Wolf selbst hat ihn bei Fugger eingeführt, und dem Engländer ward von nun an freier Zutritt zur Bibliothek gewährt. Er erhielt einen vollständigen Catalog und berichtet in einem Briefe an Pember ausführlich über alles Werthvolle, was er dort gefunden. Leider besitzen wir dieses Schreiben nicht mehr. Eingehender benutzte er damals eine Handschrift des Aeschines nebst Commentar und nahm eine Abschrift von den Erläuterungen des Simon Grynäus zu dem zweiten Buche der Rhetorik des Aristoteles.

Ausser auf die Fuggerschen Bücherschätze hatte Ascham sein Hauptaugenmerk auf die reich ausgestattete Stadtbibliothek gerichtet. „Es sind viele alte griechische und hebräische Handschriften darin, unter ihnen ein vollständiger Chrysostomus“. Hätte ihn auch hier nicht sein gutes Glück begünstigt, so wäre ihm das Beste verborgen geblieben. „Sechszig der besten Bücher, erzählt er, sind von den Bibliothekaren versteckt worden, um sie vor dem Kaiser und seinen Höflingen zu sichern, die vielleicht Appetit nach ihnen bekommen könnten. Doch hat mir ein angesehener Mann versprochen, er werde dafür sorgen, dass sie mir gezeigt würden“.

Ueber einen Theil dieser kostbaren Werke erhalten wir erwünschte Kunde aus dem schon oben erwähnten Tagebuch des Grafen Wolrad von Waldeck. Derselbe berichtet uns (a. a. O. 129), dass wenige Jahre vorher der Rath der Stadt auf des Augsburger Oberpastors Wolfgang Musculus Empfehlung hin von einem griechischen Kaufmann aus Corcyra

für mehr als 1000 Goldstücke griechische Handschriften angekauft hatte. Es seien 45 Pergamentbände, unter ihnen die Schriften des Chrysostomus, Gregorius, Nisenus, Basilius Magnus „und anderer Classiker". Waldeck sah damals (1547) bei Musculus nicht allein ein vollständiges Verzeichniss dieser Schriften, sondern auch mehrere der Folianten selbst, welche der gelehrte Oberpastor „zum grössten Theil ins Lateinische übersetzt hat".[1] —

In Augsburg fand Ascham auch in weitestem Maasse Gelegenheit seinen numismatischen Studien obzuliegen. Soweit seine Geldmittel reichten hatte er, wie wir hörten, schon unterwegs gesammelt, sowohl für sich als für seinen alten Lehrer Pember, und er ergänzte diese Ankäufe durch mancherlei Geschenke, die ihm von seinen literarischen Freunden gemacht wurden.

Die grössten und werthvollsten Sammlungen auch auf diesem Gebiete befanden sich in den Händen der Fugger. Ascham klagt, dass gerade sie die Preise für alte Münzen durch ihre Liebhaberei in ganz Süddeutschland so ungeheuer in die Höhe getrieben hätten, dass ein mässig bemittelter Mann kaum noch eine vollständige Reihe zusammenbringen könne.

Als die eifrigsten Sammler neben den Fugger nennt er dann noch den „Bischof von Trier" (Johann V., Grafen von Isenburg), „einen Grafen aus des Kaisers Gefolge"[2] und

---

[1] Musculus befand sich damals nicht mehr selbst in Augsburg; er hatte 1547 vor dem Interim Karls V. aus der Stadt weichen müssen. Mehrfach waren von Cranmer Aufforderungen an ihn ergangen, als Prediger der deutschen Gemeinde in London, die 5000 Seelen stark sein sollte, nach England zu kommen. Sollte er es vorziehen, so wollte man ihn auch zum Professor in Cambridge machen. Aber Musculus antwortete in edlem Patriotismus, er könne dem Rufe nicht eher Folge leisten, als bis sich ihm jede Möglichkeit verschlossen habe, dem Reiche Christi auch in Deutschland zu dienen. (Original Letters, ed. H. Robinson I, 336—337).

[2] Don Diego de Mendoza, den berühmten Gelehrten und Diplomaten, mit dem er später in Brüssel in persönlichem Verkehr erscheint: I. 2, p. 361: „Superiori mense fui apud Don D. di M., virum literarum amantissimum et omnis antiquitatis peritissimum; ostendit mihi

endlich den Augsburger Kaufmann Rem, mit dem er bekannt wurde und in dessen Hause er viel verkehrte. Bei der Trennung schenkte ihm der höfliche Wirth zwei Münzen als Andenken an die Augsburger Tage. Ascham beschreibt sie genau und auch manches andere seltene Stück, das er bei ihm gesehen. —

In wie fern Ascham an dem Leben und Treiben des Hofes und der grossen Gesellschaft theilgenommen, bleibt zweifelhaft.

Die Augsburger Frauen preist er als die schönsten und klügsten, die er je gesehen und gesprochen.[1] Das lässt auf näheren persönlichen Verkehr schliessen, in den er mit manchen gekommen. Und in der That sehen wir ihn in manchem Patricier- und Bürgerhause aus- und eingehen. Ueber die Tracht der Augsburgerinnen berichtet er, sie kleideten sich in lange Oberröcke von Leinewand und Seide, ähnlich den Schlafröcken, wie die Männer sie in England trügen. Den Kopf hätten sie mit feinen Linnen umwickelt, wie man es auch auf dem Gemälde der Regentin von Flandern sehen könnte.

Zu Hoffesten, in das Audienzzimmer des Kaisers, der Könige und Fürsten führte ihn zuweilen seine amtliche Stellung. So war er zugegen, als Morison bei seinem ersten Empfange seine Creditive dem Kaiser überreichte, und dann wieder, als der Gesandte sich am 17. Mai 1551 beim Prinzen Philipp vor dessen Abreise nach Spanien verabschiedete.

Die Audienz beim Kaiser fand in dessen Privat-Cabinet statt, weil Karl gerade leidend war. „Er gleicht in etwas dem Pfarrer von Epurstone“, einer für uns leider unbekannten Persönlichkeit. „Er hatte einen langen Schlafrock

magnam nummorum vim, dedit aliquot, rogat ecquos haberem.“ — Für den Numismatiker dürften die zahlreichen genauen Angaben, welche Ascham in seinen Briefen von Münzen macht, die er in Händen hatte, nicht ohne Werth sein.

[1] Auch Seb. Münster sagt p. 866: Es sind die Eynwohner, bevor aber die Weybsbilder von Gestalt schön, an kleydung prächtlich, mit Essen und Trinken köstlich, im Wandel und worten prengisch, in handlungen gescheid, an geberden ausländisch und von wegen grosser Reichthumb viel von sich haltend“.

aus schwarzem Taffet an und trug auf dem Kopfe eine pelzverbrämte Nachtkappe, über welche nach deutscher Art eine Spalte hinlief, wie ein grosser Hosenschlitz. *(having a seam over the crown, like a grat cod-piece).*

Aber auch sonst wusste Ascham sich Zutritt zu verschaffen. Am St. Andreastage, dem Ordensfeste des goldenen Vliesses, stand er dicht neben der Tafel des Monarchen und sah dem Gala-Diner zu. Karl und Ferdinand sassen unter einem Baldachin, neben ihnen der Prinz Philipp von Spanien, dann der Reihe nach: Herr von Bussie, der Marschalk, der Herzog von Alba, der Herzog von Bayern, der Prinz von Piemont und der Graf Hardenberg, „alle auf einer Seite des Tisches sitzend, wie in England es auch die Ritter des Hosenbandes zu thun pflegen". Es wurden vier Trachten aufgetragen, darunter „sehr schön gekochtes Rindfleisch *(sod beef very good),* gebratener Hammel, gebackener Hase *(baked hare),* alles in England ungebräuchliche Dinge". „Der Kaiser hat ein gutes Gesicht *(a good face)* und einen festen Blick. Er verspeiste mit grossem Appetit einen Kapaunen, doch hat mir mein Wirth Barnes mehr als einmal einen besseren auf mein Zimmer geschickt".[1] „Er sowohl als Ferdinand assen sehr geschickt und suchten sich ganz ohne Ceremonien aus, was ihnen schmeckte. Der Kaiser hat den besten Fall, den ich je beobachtet habe. Fünfmal so lange als unsereins behielt er den Kopf im Glase und trank nie weniger als ein gutes Quart Rheinwein auf einmal. Seine Capelle sang die ganze Zeit während des Diners wunderschön.

Bis ins Detail gehende Schilderungen des Kaisers sind uns von seinem Regierungsantritt bis zu seiner Abdankung so zahlreich erhalten, dass wir fast für jede Periode seines Lebens ein sehr deutliches Bild seiner äusseren Erscheinung, seiner Liebhabereien und Neigungen uns entwerfen können. Die wenigen Notizen Aschams sind in sofern von Bedeutung, als sie die von Anderen gemachten Mittheilungen in manchen Stücken bestätigen.

---

[1] „Mine hostess Barnes". Disraeli in seinen Amenities of literature, giebt an, das sei ein Gastwirth in Cambridge gewesen.

Karls Unmässigkeit im Essen und Trinken war die grösste Sorge seiner Aerzte, weil sie von ihr einen grossen Theil der Leiden herleiteten, von denen er fortdauernd heimgesucht ward. Sie mussten stets bei seinen Mahlzeiten zugegen sein und ihn erinnern, wenn er sich zuviel that oder eine Speise ihm schädlich war; aber selten kehrte er sich daran. So berichtet uns Mocenigo, der in seiner Charakteristik überhaupt am ausführlichsten ist.[1] Auch er nennt den Kaiser „nicht schön", weil der grosse Mund und das weitvorgestreckte Kinn das Gesicht entstellten. Aber auch er giebt zu, dass der Blick des Auges, in dem viel „Anmuth, Bescheidenheit und Ernst" liege, das ganze Antlitz verschöne. Des vorgeschobenen Kinnes gedenkt auch Contarini,[2] des „energischen Blickes" Federigo Badoaro.[3]

Die Schilderung einer Mahlzeit des Kaisers finden wir auch bei Bartol. Sastrow,[4] und sie stellt sich derjenigen Aschams ebenbürtig zur Seite. „Ich habe den Kaiser auf etlichen Reichstagen . . . vielmahl essen gesehen, da sein Herr Bruder Konig Ferdinandus, auch zur Stetten; Aber den nie zu sich gezogen, sonder wann die Essen aufgetragen wurden, von jungen Fürsten und Graven, alle both 4 Drachten in einer jeden 6 Gerichte, vor ihnen auf den Disch gesetzt, die Oberschüsseln nacheinander darvon genommen; gegen die, davon er nicht begerte, schüttelte er den Kopf, davon er aber essen wollte, wenckede er mit dem Kopfe, zug dasselbige vor sich und dorfte woll stattliche Posteyden, Wiltbrett und wollzugerichte Fercula wegtragen lassen und behielt ein Brathferken, ein Kälberkopf und dergleichen; liess sich nichts vorschneiten, sondern schnitt so viel Stücklein Broths, so gross als er zur Reise [jedesmal] in den Mund stach; und vom Gerichte, darvon er essen wollt, an dem losete er mit dem Messer, sonst brach er es mit den Fingern von einander, zog die Schüssel under den Kinn, und ass so natürlich, je-

[1] Fiedler a. a. O. 14—23. — Bucholz VI, 499.
[2] Gachard, Relations des ambassadeurs Venit. p. XXVI.
[3] ibid. p. 19.
[4] ed. Mohnike. II. 84 ff.

doch renlich und sauber, dass man seine Lust davon zu sehende hatte. Wen er drinken wollte (wie er dann nur 3 Drunke über die Mahlzeit thete) so wenkede er seinen Doctoribus Medicinae, die vorme Dische stunden; die gingen hin zum Treiser, darauf stunden 2 silberne Flassken und ein Cristallinen Glass, da gern 1½ Stücke inne gink, gussen aus beiden Flassken das Glas voll, das drunk er rein aus, das nichts darinblieb, sollt er auch zwei oder mehrmalen Athem holen, ehe er es von dem Mund zog. . . . . Er het ein stattliche Canthorei auch Musicam instrumentalem, die sich in der Kirchen wohl hören liessen, aber in seinem Gemach klungen sie nicht".

Das Interesse, grosse Männer auch in ihren Gewohnheiten des Alltaglebens zu beobachten, ist zu allen Zeiten ein grosses gewesen. Keiner aber hat neben Luther mit so gewaltiger Hand und mit so nachhaltiger Kraft in die Geschicke des 16. Jahrhunderts eingegriffen und seine Geschichte bestimmt, als dieser Kaiser Karl V., der schweigsam, in sich verschlossen, krank und unermüdlich thätig in verhängnissvoller Weise dem Zeitgeist sich entgegenstemmte.

Ascham blieb bei seinem Urtheil über den ausserordentlichen Mann an solchen Aeusserlichkeiten nicht hängen. Ob es ihm jedoch gelungen, seinen inneren Gehalt und seine geistige Bedeutung in gleicher Weise richtig zu erfassen?

Mir scheint es, dass er durch den längeren Aufenthalt bei Hofe, zumal durch die sich im Laufe dieser Zeit abspielenden Begebenheiten, in seiner Ansicht über den Kaiser zurückgekommen sei.

Welch' unerschütterliches Vertrauen in die gewaltige Kraft desselben spricht aus den Worten, mit denen er die Schilderung der Rüstungen des Herzogs von Cleve glossirte: „Aber der Kaiser ist ein weiser Herr, der es ruhig ansehen kann, wie seine Gegner sich selbst ruiniren". Ein unheimliches Grauen überkommt ihn, wenn er sich diese Macht vergegenwärtigt, an der die Waffen der ganzen übrigen Welt machtlos abzuprallen scheinen. Schon sieht er im Geiste dies „dreiköpfige Ungeheuer, den hispanischen Geryon" seinen Fuss auf den Nacken ganz Europas setzen.

Nun musste er aber erleben, wie dieser gewaltige Herrscher gestürtzt ward, wie die Feinde, die eben noch so ohnmächtig gegen ihn schienen, sich erhoben und über ihn kamen, dass er nicht wusste, *which way to run.*

Ascham zieht zu wenig die unverwüstliche Kraft in Betracht, die in den Elementen und Gedanken lebte, gegen welche Karl anzukämpfen für seine Pflicht und Aufgabe hielt. Bei der Stellung, die er sich gegeben, musste er unterliegen. Dass er sie nicht durchzuführen vermochte, zeigt uns, dass seine Idee überhaupt nicht durchzuführen war.

Ascham dagegen sieht den Grund all des über ihn hereinbrechenden Unheils vorwiegend in fehlerhaften Combinationen und in einer Charakterschwäche des Kaisers selbst. „Verblendet durch die übergrosse Meinung von seiner eignen Weisheit, Gefallen findend allein an dem, was ihm beliebte, und allen guten Rath anderer leichtsinnig verachtend", habe er sich übertölpeln lassen, habe er sich verschlossen gegen alle Anzeichen des nahenden Sturmes, habe er im Gefühl seiner Ueberlegenheit und in übergrosser Sicherheit alle Mahnungen anderer überhört, habe er durch Rücksichtslosigkeit viele verletzt, deren Hülfe er nachher in der Stunde der Gefahr bitter entbehrte. „Aber die Fürsten und Grossen dieser Welt, die blos das hören wollen, was ihnen gefällt und blos denjenigen ihr Ohr leihen, die ihnen zu Gefallen reden, irren zuletzt, wo sie es am wenigsten wollten, und verletzen dort, wo sie es am wenigsten sollten. Und es ist eine weise Einrichtung der Vorsehung, dass die Fürsten, die sich klug und stark genug dünken, guten Rath entbehren zu können, zuletzt Schmach und Verlust auch selbst tragen müssen".[1]

Hauptsächlich vier Fehler wirft Ascham dem Kaiser vor:

1) Dass er sich von den Franzosen habe nasführen lassen, die — wie seine ganze Umgebung wusste — den Krieg schon lange gegen ihn erklärt und in Italien eröffnet hatten, ihn durch schöne Redensarten aber noch eine gute Weile hinhalten konnten.

---

[1] III, 19—20.

2) Dass der Papst ihn bei den Farnesischen Händeln, bei Parma, Mirandola und Siena so zu betrügen vermochte, wie er im *Report* des weiteren auszuführen sucht.

3) Dass er sich von Herzog Moritz in Innsbruck so ganz unvorbereitet überraschen liess.

4) Dass er von einigen seiner eignen Räthe mit der Belagerung von Metz so übel berathen werden konnte.

Dass Karl damals nicht mehr im Vollbesitz seiner leiblichen und geistigen Kraft war, wer könnte daran zweifeln, auch wenn uns nicht Arras' ausdrückliches Zeugniss vorläge, der über die Apathie klagt, die sich des Kaisers zu bemächtigen anfange und ihn gegen die Gefahren gleichgültig mache, welche sich auf allen Seiten immer drohender aufthürmten![1]

Von den Vorwürfen Aschams sind aber doch nur die beiden letzten begründet.

Es kann heute wol als erwiesen gelten, dass Karl von dem nahenden Sturme genügend unterrichtet war. Er mochte den Gerüchten aber nicht Glauben schenken, und vor allem, er unterschätzte die Bedeutung des neuen Gegners, der ihm in Moritz entgegentrat.[2] Ebenso war es ein verhängniss-

---

[1] Druffel. Beiträge p. 802, n. 813.

[2] Aus all dem zuletzt von Druffel und Maurenbrecher bei dieser Frage für und wider zusammengetragenen Material, hebe ich als besonders charakteristisch zwei Aeusserungen des Kaisers selbst hervor: Karl an Schwendi, seinen Commissar im Lager vor Magdeburg, 1551 October 1: „Desgleichen wellest dich auch aigentlich [erkundigen], nachdem die französischen praktiken nicht feiern, wer der Secretari gewest, so der Kurfürst neulicher zeit in Frankreich geschickt, wan er auch dahin gezogen und widerkomen sei" und sonst nach allem erkundigen. (Druffel p. 755). — Karl an Ferdinand, 1551 Novbr. 24: Er halte die Gerüchte über Moritz nicht für glaublich. Es würde sehr seltsam sein, wenn Herzog Moritz alles, was der Kaiser für ihn gethan, so weit vergessen sollte, dass er französischen Praktiken Gehör schenkte, wenngleich sein rücksichtsloses Verwenden so vieler Rebellen in seinem Dienst einigen Verdacht errege (. . me tient en quelque umbre). Ferdinand solle der Sache auf die Spur zu kommen suchen. (Bucholtz VII. 26). — Am 13. März 1552 endlich berichtet Morison (Cotton, Galba B. XI. p. 142—143): „Themperor hath sent postes and very jentle letters to all the princes of Germany, praying them, not to fordre thies sturres

voller Fehler, auf Albas Rath in so später Jahreszeit die Belagerung von Metz zu beginnen.

Aber von dem Vorgehen Frankreichs ist Karl nicht in der Weise hinters Licht geführt worden, wie Ascham es darstellt. Schon zeitig im Jahre 1551 sprechen seine Briefe von dem kriegerischen Vorgehen seines alten Gegners in Italien, nur war er nicht in der Lage ihm mit dem gehörigen Nachdruck im offenen Felde entgegenzutreten. Er überliess die Kriegführung seinem Statthalter Gonzaga und seinem Verbündeten dem Papst, während er selbst die diplomatischen Beziehungen noch aufrecht erhielt.[1]

Auch das Verhältniss zum Papst ist durchaus verzeichnet, wie weiter unten gezeigt werden soll.[2]

---

of Duke Maurice". Mir liegt das betreffende Schreiben an den Rath zu Strassburg vor d. d. Innsbruck Febr. 28. (Strassburger Stadt-Archiv A. A. 579. 1), welches zeigt, wie der Kaiser nicht nur damals ziemlich genau von dem Ungewitter unterrichtet war, welches sich im Reich gegen ihn zusammenzog, sondern auch schon längere Zeit vorher von den Umtrieben Nachricht gehabt hatte. Er nennt Moritz nicht mit Namen, aber überall erkennt man deutlich, dass er es ist, den er für den Urheber der Unruhen hält.

[1] Vergl. Ranke, Deutsche Gesch. V. 122—125. — Maurenbrecher, Karl V. 285. — Von Karls Erbitterung gegen Frankreich im Sommer 1551 geben die Worte beredtes Zeugniss, mit denen er den französischen Gesandten damals in einer Audienz abfertigte, und die Morison in seiner Depesche vom 30. Juni uns aufbewahrt hat: „Kürzlich war der französische Gesandte beim Kaiser, who used very quick language to him, saying: Mons., in France and in Almaine I am dead once in a fortnight or once in three weeks. True it is, I am oft sick and could many times in my pains be content, it were Gods will to take me from this painful life. But when my pains do cease, and I hear that in France it hath been noised I was dead or could not live, I pluck a good heart to me again, and think I find no physic that doth me more good than this my mind and desire to disappoint others that so fain would have me gone. Mons. Ambassador, I am as you see alive; and see that you tell your master, if he will not let me alone, I am like enough to live to put him to farther trouble than ever I did his father." Morison hat die obigen Worte zum Theil aus des Gesandten eignem Munde, zum Theil von Arras gehört. Auch sonst bei Hofe erzählte man sich schon von dem Vorfall.

[2] p. 242—243.

Es war nicht Selbstüberschätzung, was Karl V. stürzte, noch auch ein hartnäckiges Sichverschliessen gegen besseren Rath; es war die Ermüdung, die ihn überkam nach der ungeheuren Arbeit seines Lebens, es war die drückende Last der Krankheit, die seine Kraft endlich brach, — und vor allem: es war der Geist der Zeit, der sich nie ungestraft negiren lässt. —

Auch für die übrigen Glieder des kaiserlichen Hauses liefern uns Aschams Briefe kurze Schilderungen.

Den König Ferdinand beschreibt er als eine sehr einfache Erscheinung. Doch spreche jedermann freundlich von ihm. Nur bei den Ungarn sei er viel weniger beliebt als seine Söhne und vor allem als Maximilian. Ein Magyar am Hofe versicherte ihm: „Wo der König zu seinen Türkenkriegen für Geld nur mit Mühe einen Mann auftreibe, würden sich, sobald Maximilian an die Spitze trete, freiwillig drei stellen.“ [1]

Dieser besitzt auch Aschams Sympathie im höchsten Grade. „Wenn ich von unserem Herren, dem Könige, absehe, ist er ein Fürst ohne Gleichen!“ Er schilderte ihn an verschiedenen Stellen als stattlich von Aussehen, grossherzig, edel, gebildet, weise, tugendhaft, tapfer, energisch, thätig, geliebt von allen ausser von seinen Neidern, fröhlich aber nie ausgelassen, würdevoll und doch nicht stolz, gütig gegen jedermann, allgemein geachtet.[2] Er sei derjenige, dem ganz Deutschland, die Protestanten wie die Katholiken, gleichmässig vertraue. „Er spricht 8 Sprachen mit gleicher Geläufigkeit.“ [3] Es ist als ob wir aus diesen Worten die Gefühle heraushörten, mit welchen man damals und noch Jahre hindurch von

---

[1] Ziemlich ebenso urtheilt Contarini in seiner Schluss-Relation 1548, die Bucholtz VII. 489 ff. irrthümlich dem Navagero 1547 zutheilt. (vid. Gachard, Relations etc. XXXIII).

[2] Viel zurückhaltender drückt sich Contarini (a. a. O. 404), zwei Jahre vorher aus. Aber auch er kommt zu dem Schluss, „dass in den Mängeln mehr die Erziehung als die Natur gefehlt zu haben scheine.“

[3] Contarini nennt nur 6 Sprachen, die Maximilian rede: deutsch, böhmisch, lateinisch, französisch, spanisch, italienisch.

protestantischer Seite auf Maximilian blickte. Glaubte man in ihm doch denjenigen sehen zu dürfen, welcher dereinst als protestantischer Kaiser die Sache der Reformation im Reiche zum Siege führen werde! Aber auch in ihm erwies sich das habsburgische Hausinteresse als der stärkere Impuls. Als die Stunde der Entscheidung an ihn herantrat, war er bereits den unheilvollen Einflüssen unterthan geworden, die jede Hoffnung auf eine Einigung der innerlich gespaltenen Nation endgültig zerstörten.

Nur flüchtig sind die Notizen über Philipp von Spanien, aber sie lassen doch erkennen, wie Ascham auch hier den Standpunkt der deutschen Protestanten theilte und mit wenig freundlichem Blick auf diesen Habsburger sah. „Der Prinz von Spanien ist, wie mir scheint, nicht in jedem Punkte so weise wie sein Vater", sagt er vorsichtig und berichtet nicht ohne Spott, wie Philipp bei einem grossen Turnier, das vor der Wohnung des Kaisers abgehalten wurde, so friedlich *(gentilly)* tjostete, dass er weder sich, noch seinem Pferde, noch seiner Lanze, noch auch seinem Gegner irgend ein Leid anthat; „die Speere waren dabei dünn, aber der Schmuck über alles Maass hinaus." Wie hätte er damals ahnen können, dass dieser steif und hochmüthig auftretende Prinz einst sein König sein werde, und dass er, Ascham, als Privatsecretär seiner Gemahlin auch in Philipps Namen Briefe an den ihm so verhassten „römischen Bischof" schreiben werde! —

Ascham kam in jenen Augsburger Tagen auch noch mit manchem anderen damals oft genannten Manne in Berührung.

Den engsten Verkehr unterhielt er mit dem Strassburger Christopher Mundt, (Mount, Monte), der in englischen Diensten stehend einer der rührigsten und befähigtesten politischen Agenten war. Ascham bezog einen grossen Theil seiner Neuigkeiten durch ihn, und er rühmt von Mundt, dass in Deutschland fast nichts von Bedeutung geschehe, was nicht zu irgend einer Zeit und in irgend einer Weise auch durch seine Hände gegangen wäre. Es gäbe wenige, die so vertraut seien mit allen Verhältnissen der Gegenwart und den

Lauf der Dinge so scharfsinnig zu beobachten verständen, ein Urtheil, das durch die zahlreichen gedruckten und ungedruckten Correspondenzen des thätigen Mannes voll und ganz bestätigt wird. Als Mundt nach Schluss des Reichstages, Jan. 1551, wieder nach Strassburg zurückkehrte, blieb Ascham mit ihm, so lange er in Deutschland war, in brieflichem Verkehr. Dann hörte das aber auf, und erst aus dem Jahre 1566 besitzen wir wieder einen Brief von Mundt, in welchem er unter wehmüthigen Erinnerungen an die einst zusammenverlebte schöne Zeit dem alten Freunde seinen Gruss sendet. „Mir lebt in der Erinnerung, wie gut dir unsere gerösteten Kastanien mundeten, und so oft ich jetzt eine esse, ergreift mich Sehnsucht und Verlangen nach dir".

Veit Poland (Vitus Polanus oder Polandus[1]), der Philolog, bestellt noch 1559 Grüsse an „seinen alten Freund Ascham", den er einst in Augsburg lieben und schätzen gelernt habe.[2]

Mit Andreas Vesalius, dem berühmten Leibarzte des Kaisers, pflog er vertrauten Umgang. Sonst verkehrte er auch auf der französischen und der venetianischen Botschaft, mit dem Augsburger Prediger Johann Medardus, mit Franz Kramm, dem Gesandten Moritzens, mit dem Prädicanten des Kurfürsten Johann Friedrich und vielen anderen „ehrenwerthen und verständigen Männern", auf die er sich bei seinen Erzählungen oft beruft, deren Namen wir aber in den lückenhaften Briefen nicht weiter genannt finden.

Der längere Aufenthalt in Augsburg, der Verkehr mit manchem einflussreichen Bürger liess Ascham auch tiefere

---

[1] Er war als Agent des Pfalzgrafen Otto Heinrich auf dem Reichstage zugegen und unterhandelte mit Morison wegen einer Pension für seinen Herrn, die ihm von England gezahlt werden sollte. St. P. a. a. O. p. 92.

[2] Brit. Museum, Cotton Galba B. XI. fol. 194. Vitus Polantus, Electoris Palatini Consiliarius, Henrico Killegrew; Heidelbergae — die 15. Februari, anno D. 1559: „Salutabis etiam meo nomine veterum meum amicum Secretarium Ascamum, qui cum Domino Morysino apud nos in Comitiis Augustanis anno 1550 fuit." [State Papers, For. 1558—1559. p. 135.]

Blicke in das Volksleben und in die innere Organisation der städtischen Commune thun. Er findet da vieles zu loben und der Heimath als Vorbild zu empfehlen.

Vor allem zog die wohlgeordnete Armenpflege seine Aufmerksamkeit auf sich. „Das arme Volk geht hier nicht betteln; man findet aber an jedem Sonn- und Feiertage die Armen an den Kirchenthüren. Ein jeder hat einen verschlossenen Kasten in der Hand, und wenn einer der Vorübergehenden auch nichts giebt, so thun es doch zwanzig andere".

Die Wohlthätigkeitsanstalten scheinen sich in der That der reichsten Unterstützungen erfreut zu haben. Haben die Fugger doch einst einen ganzen Stadttheil neu aufführen lassen und die Wohnungen unentgeltlich an die ärmere Classe der Bevölkerung vertheilt! Auch Sebast. Münster rühmt: „Es trägt die Oberkeit dieser Statt ein sunderlich sorg ober die Armen . . . [und] wird dürftigen Leuten gross Hilff vnd Stewr bewisen . . ."

Mit besonderem Interesse erfüllte Ascham das kirchliche Leben der fast ausschliesslich protestantischen Bürgerschaft. „Gottes Wort *(Gods doctrine)* wird hier so ernst genommen, wie ich es wol nirgends sonst gesehen habe. Die Kirchen sind ähnlich den Theatern innen mit allmählig aufsteigenden Sitzen versehen. Rundum laufen Gallerien. Die Kanzel steht in der Mitte, der Altar gewöhnlich am höheren Ende. Am Weihnachtstage communicirte ich mit der Menge, wol an 1500 Personen. An grossen Festtagen wird sehr feierliche Communion abgehalten. Die ganze vorhergehende Woche sitzt der Priester in der Kirche und examinirt nicht heimlich, sondern je zwei und drei zusammen, junge Männer und junge Mädchen und andere, über ihren Glauben und ihr Leben. Bei der Austheilung des Sacraments fungiren zwei Priester am Altar, der eine spendet den Leib, der andere das Blut des Herrn; so gehen sie einer dem andern folgend umher. Die ganze Gemeinde singt während der Zeit Psalmen, und es würde schwer sein, einen jungen oder alten Mann, eine Frau oder ein Kind zu

finden, das nicht mitsänge. Von Dr. Readman[1] hörte ich einst aussprechen, er wünsche, dass die Vigilien, Vespern und Metten so fleissig gesungen würden, dass Jedermann die Psalter auswendig verstände. Nun habe ich hier des öfteren selbst beobachtet, wie Jung und Alt ganze Psalter ohne Buch singen können. Der Vorsänger stimmt an und die ganze Kirche fällt ein, keiner zu spät, keiner zu früh — *but there doth appear one sound of voice and heart amongst them all.* Es wird mit solcher Andacht, mit solch' heiligem Ernst alles gethan, dass ich manchen hergewünscht hätte, der in seinem Glauben noch schwankend ist, und ich bin gewiss, er hätte mir zugegeben, dass er Gott noch nie in solchem Grade ehren sah.

„Mein Zimmer liegt der Kirche gerade gegenüber, und ich höre sie von hier aus so gut singen, als wäre ich mitten unter ihnen. Die Kirche ist nicht im Stande alle, die kommen, zu fassen. An der mir zugekehrten Seite sind alle Fenster geöffnet, und es stehen da ausserhalb mehr Leute, Reich und Arm, wie sie gerade kommen, als man hier in irgend einer katholischen Kirche überhaupt sieht. Früh um 9 Uhr findet Gottesdienst statt; dann geht man nach Hause und um 10 Uhr kommen die Dienstboten und alle, die vorher zu Hause zurückgehalten waren, und der Gottesdienst wird noch einmal für sie ebenso gut wie für die anderen gefeiert. So lebt hier Gottes Volk![2]

„Auch die Zahl der Familien soll nicht gering sein,

---

[1] Ein berühmter englischer Prediger jener Zeit, Aschams Freund und Master of Trinity College in Cambridge.

[2] Einen ganz ähnlichen Eindruck empfing John Hales: „An den „meisten Orten, durch die ich auf meiner Reise gekommen bin, be„nutzen Papisten und Protestanten dieselben Gotteshäuser gemeinsam, „erst die einen, dann die andern. Hier in Augsburg jedoch und in „Strassburg haben die Protestanten ihre besonderen Kirchen für sich. „Obgleich der Kaiser hier anwesend, ist das Volk doch so eifrig und „begeistert für seinen Glauben, wie ich es nie vorher gesehen habe. „Gestern waren in einer kleinen protestantischen Kirche — not so big „as the Parliament-house, wie ich überzeugt bin, gegen 6000 Menschen „beisammen. Um die Menge zu fassen, sind rundum Gerüste aufge„schlagen, wie sie in England bei Theatervorstellungen üblich sind."

die Morgens und Abends — Vater und Mutter, Kinder und Dienstleute — niederknien und gemeinsam ihre häusliche Andacht verrichten."

Im Sommer 1551 wurde das aber anders. Wie der Kaiser damals überhaupt schroffer auftrat und auf strenge Durchführung seines Interims drang, so war es natürlich, dass zunächst Augsburg sich demselben zu fügen hatte. Von dem durch den Kaiser 1548 selbst ernannten Rath wurde diesem Befehle kein irgend nennenswerther Widerstand entgegengesetzt. Morison meint, weil die grossen Kaufleute in demselben das entscheidende Wort führten und bei etwaiger Opposition die ungeheuren Geldsummen zu verlieren fürchteten, die der Kaiser und König Ferdinand von ihnen in Händen hatten. Diese Kaufleute gehörten ja aber — wie z. B. die Fugger — meist selbst noch der alten Kirche an und bekämpften in der Volkspartei zugleich die lutherische Neuerung.

Tiefgehend war dagegen die Erbitterung über die angeordneten Massregeln unter der gesammten Bürgerschaft. Als am 26. August die zehn Prediger der Stadt (sieben Priester und drei Diakonen) vor den Bischof von Arras und den ihm beigeordneten Räthen erscheinen mussten und hier nach kurzem summarischem Verhör angewiesen wurden, binnen zweimalvierundzwanzig Stunden die Stadt zu räumen; als ihre Berufung auf ihre Vocation und auf den Schutz des Rathes zurückgewiesen wurde; als sie am 28. August wirklich auszogen, „da — so berichtet der englische Gesandte durch Aschams Feder — da versank alles, Männer und Weiber, in die tiefste Trauer. Ueberall in Häusern und Läden und in den Wirthsstuben sassen die Leute unter Thränen beisammen, auf den Strassen bildeten sich erregte Gruppen, aber die Menschen blickten scheu und verstört, als hätten sie Unrecht gethan und nicht soeben solchen Zwang erlitten. Ein Haufe von etwa hundert Weibern zog heulend und jammernd vor des Kaisers Palast, klagend, wie sie nun ihre Kinder taufen, wie heirathen sollten. Sie würden bis zum Kaiser gedrungen sein, hätte die spanische Leibwache sie nicht daran gehindert."

In Folge dessen wurden die Wachen verdoppelt, die deutschen Soldaten aus der Stadt verlegt, mehr Spanier hereingezogen. Pasquille gegen den Kaiser und Bischof Arras[1] wurden Nachts an das Rathhaus geklebt. Der Rath setzte vergeblich 1000 Kronen auf die Entdeckung des Thäters.

Zu weiteren Ruhestörungen kam es jedoch nicht. Der passive Widerstand freilich konnte so leicht nicht gebrochen werden. Die katholischen Kirchen blieben so leer wie vorher; die Messe ward nicht besucht. In den protestantischen Kirchen durfte nicht gepredigt werden; dafür hielten die einzelnen Familienväter Hausandachten und zogen es vor, ihre Kinder lieber bis auf weiteres ungetauft zu lassen, als den katholischen Priestern den Zutritt zu gestatten. Das Volk erklärte, es wolle die heilige Handlung in lateinischer Sprache an ihnen nicht eher vollziehen lassen, als bis sie selbst Latein verständen. Die Brautpaare reisten in benachbarte Städte hinüber, in denen das Interim noch nicht durchgeführt war, um die Copulation nach protestantischem Ritus vollziehen zu lassen. Manche gingen gar bis nach Strassburg oder schoben ihre Verbindung hinaus in Erwartung besserer Zeiten.

Wie dann aber das Interim in immer weiterer Verbreitung angenommen ward, verstand man sich zu einer Art Compromiss. Der Rath hatte angeordnet, dass bei Taufen und Trauungen alle Betheiligten die Messe hörten. Von diesem Messzwange sah man ab. Die Paare warteten an der Kirchenthüre, bis der Priester die Messe celebrirt hatte, dann erst traten sie auf ein gegebenes Zeichen ein und

---

[1] John Hales berichtet, dass man allgemein Arras für den Urheber der neuen strengen Verfügungen hielt und in ihnen ein Todtenopfer sah, das er dem Andenken seines Vaters brachte. Es war nämlich genau ein Jahr, seit der alte Granvella gestorben (26. August), und unmittelbar nachdem der Bischof den protestantischen Predigern ihre Verbannung aus der Stadt verkündigt hatte, liess er für die Seele des Todten eine feierliche Messe lesen. „Etwas, bemerkt der Berichterstatter, hat er beim Volke damit unzweifelhaft erreicht. Denn wie dieses sich einst über den Tod des Vaters freute, so klagt es jetzt darüber, dass der Sohn noch lebt."

wurden mit geweihtem Wasser besprengt. Schüttelten und wischten sie dieses auch als etwas Uebles von sich ab, so liess der Priester sich dadurch nicht weiter stören und vollzog die Amtshandlung.[1]

Worauf hin Ascham aber dann am 12. October 1551 die Nachricht giebt: „Wenn die Prediger nicht schon vertrieben wären, so würde es jetzt wol schwerlich geschehen; des Kaisers Rathgeber wälzen die Schuld auf die Häupter der Stadt, diese aber wieder auf den Bischof von Arras, den Hauptberather des Kaisers . . . . Jetzt sucht man wieder nach den protestantischen Predigern, aber sie fürchten sich wiederzukommen, nachdem sie eben erst so hart behandelt worden sind“,[2] ist mir unverständlich. Ein Schwankendwerden der kaiserlichen Politik in jener Zeit hat nicht stattgefunden. Gerade damals durchzog Dr. Haase[3] an der Spitze einer kaiserlichen Commission die bayrisch-schwäbischen Städte, um die gleichen Aenderungen, die in Augsburg seit 1548 unter dem direkten Einflusse des Kaisers sich vollzogen hatten, auch in ihnen mit Erfolg zur Geltung zu bringen, und der Bischof von Arras behauptete, freilich ohne allen Grund: „von den verjagten Predigern rede man so wenig, als seien sie nie dagewesen“.[4]

Wagte selbst das mächtige Augsburg nicht, des Kaisers Gewaltmassregeln offenen Widerstand zu leisten, und ebenso wenig alle die anderen festen und volkreichen Städte, durch die Ascham gekommen, und die alle sich dem kaiserlichen Willen beugten, um wie viel musste seine Bewunderung da wachsen vor dem einen Magdeburg, das kühn dem übermächtigen Gewaltherren die Stirne bot. Hamburg und Bremen „vertheidigten ja auch ihren Glauben mit Wort, Schrift und Schwert“. Magdeburg aber hatte den

---

[1] Alle diese letzten Angaben sind aus den von Ascham geschriebenen Berichten Morisons gezogen. State Papers, For. 1547—1553. p. 164 ff.

[2] I. 2, 314.

[3] Sein Bericht bei Druffel p. 785.

[4] Ranke V. 142.

feindlichen Stoss aufzufangen, und es setzte sich mannlich zur Wehr. Kein Brief Aschams in dem er nicht einen längeren oder kürzeren Bericht von den Ereignissen vor und in Magdeburg giebt und mit einem Lobeswort der „kühnen Gesellen *(stout fellows)*, der Madelburger“ gedenkt. „Zwei Kaiser haben bereits diese Stadt bekriegt; sie haben ihre Leiber als ewiges Andenken daran in der Stadt beerdigen lassen, aber Magdeburg selbst ist geblieben *a maid undefiled*.[1]

Diese Sympathie verführte ihn aber nicht, das Gewagte in dem Widerstande der opponirenden Stadt zu verkennen. „Ich habe der Magdeburger Glaubensbekenntniss gelesen“, schreibt er im November 1550 an Cheke, „die Moral desselben ist: Wenn die höhere Obrigkeit wider natürliches und göttliches Recht an den Unterthanen Gewalt übt, so dürfen die untergeordneten Behörden dem Widerstand leisten.[2] Ich lobe die Stadt Magdeburg und ihren Geist, diese These aber kann ich nicht billigen. Zu welch' schweren Verirrungen muss sie in ihren Consequenzen führen!“ Ein Wort, das uns einen tiefen Blick in die Anschauungen des Mannes über Staat und Bürgerpflicht thun lässt und wol dazu geeignet ist, uns sein eignes Verhalten in späterer schwerer Zeit zu erklären und verständlich zu machen.

Die ungeheure Spannung, mit der man in Augsburg sowohl bei Hofe als in städtischen Kreisen den Fortgang der Belagerung verfolgte, tritt uns aus seinen Berichten lebhaft entgegen. Allein Magdeburg, schreibt er, fülle Aller Erwartungen, Reden, Pläne so aus, dass von andern Dingen, grossen oder kleinen, kaum mehr gesprochen werde. Mit Schadenfreude, mit Furcht, mit Hoffnung verfolge man den Gang der Begebenheiten; die widersprechendsten Gerüchte schwirrten so bunt durcheinander, dass es schwer sei, dem

---

[1] I. 2, 279. Die Anspielung ist nicht recht verständlich, da — so viel ich weiss — nur Otto der Grosse nebst seiner Gemahlin Editha im Dom beigesetzt sind, sowie auch nur dieser Kaiser ein Denkmal daselbst hat. Ascham giebt hier wol ein Wort, wie es damals im Volke von Mund zu Munde gehen mochte, worauf auch der letzte Ausdruck von der „unbezwungenen Magd“ hindeutet.

[2] Vergl. Bucholtz VII, 5 ff.

eigentlich Thatsächlichen auf den Grund zu kommen und etwas Sicheres in Erfahrung zu bringen.[1] „Nur das weiss ich bestimmt, dass diese Stadt jetzt von den Gegnern hart bedrängt, von den ihrigen muthvoll und tapfer vertheidigt wird und weder durch Bitten noch durch Lockungen, weder durch Drohungen noch durch Gewalt dahin gebracht werden kann, dass sie die reine, aus den göttlichen Quellen geschöpfte Lehre, zu der alle Guten sich bekennen, wo immer auch sie seien, verleugne und dafür das entstellte und verunreinigte Bekenntniss adoptire."

Wie richtig und tief erfasste auch er die grossartige, welthistorische Stellung, die damals Magdeburg einnahm! „Ich wundere mich nicht, dass diese zwei dreiköpfigen Ungeheuer, der römische Cerberus und der hispanische Geryon lüstern darnach sind, diese eine Stadt niederzuwerfen. Denn hat man ihre Thore erst mit Gewalt erbrochen oder mit List geöffnet, dann liegt durch dieselben dem Cerberus der Zugang zu ganz Deutschland offen, dem Geryon aber ist er zu ganz Europa preisgegeben. Denn dann wird bald nirgendwo mehr Raum sein für politische Freiheit oder für das Bekenntniss der reinen Lehre."[2]

Aus den weiteren Angaben über den Fortgang des Krieges möchte ich nur die eine hervorheben, die er im Frühjahr 1551 macht: die Belagerten hätten alle Gärten aufgepflügt und mit Getreide bestellt; ebenso sei durch die ganze Stadt das Pflaster aufgerissen und in allen Strassen Waizen gesäet; blos enge Fusspfade führten noch von Haus zu Haus, um die Communication aufrecht zu erhalten. Das Getreide solle vortrefflich stehen; es werde ihnen für den Herbst eine treffliche Hülfe bieten, — und was der Hauptwerth dieses Vorgehens sei, die Arbeit zöge die Leute vom Müssiggange ab.

---

[1] Als Morison im Juli 1551 von Angsburg aus einen Ausflug nach Nürnberg machte, führt er in dem officiellen Bericht an seine Regierung gewissermassen als Entschuldigung an, er habe sich dazu entschlossen, um dort etwas Genaueres und Thatsächliches über die Belagerung zu hören, was in Augsburg ganz unmöglich sei.

[2] I. 2, 229.

Ich bemerke noch, dass Ascham im Verlauf aller dieser Berichte des Kurfürsten Moritz mit keinem einzigen ungünstigen Worte gedenkt, dass er also nicht erst durch Moritzens Aufstand gegen den Kaiser, gegen das Papstthum und gegen die Spanier zu der günstigen Ansicht über ihn gebracht sein kann, die er im *Report* so beredt ausspricht.

Es lässt sich aus dem vorhandenen Material nicht feststellen, in wie weit die englische Gesandtschaft im Laufe des Jahres 1551 von den Plänen Kunde erhielt, mit denen Moritz sich damals trug. Die Verhandlungen mit England, welche dem Losbruch der Verbündeten vorhergingen, wurden auf anderem Wege geführt und sind Morison und Ascham wahrscheinlich fremd geblieben. Ich glaube jedoch hinzufügen zu müssen, dass der sächsische Gesandte in Augsburg, Franz Kramm, schon im Frühjahr 1551 (April 20.) mit Morison Anknüpfungen suchte, ihm von der grossen Sympathie sprach, die Moritz für die englische Nation und ihren König hege, und dass er zugleich über *the infelicity* seines Herrn klagte, *that for the service of the Emperor at this time he looses the goodwill of his country and subjects.*[1] Schon 14 Tage vorher hatte der Gesandte nach Hause gemeldet: „die Leute flüstern sich hier zu, der Herzog wünsche gar nicht mehr durch Bekämpfung der Magdeburger den Hass ganz Deutschlands auf sich zu lenken.“[2]

Was die Nachrichten betrifft, die Ascham in jener Zeit seinen Freunden über das Concil giebt, so möchte ich nur die Zweifel hervorheben, die er durch Frühjahr und Sommer 1551 hegte, ob es überhaupt je wieder zu Stande kommen werde, und ob es dem Kaiser überhaupt Ernst sei mit seinen Bemühungen in dieser Richtung. Am 21. Februar schreibt er: „Der Kaiser richtete vorigen Freitag (Febr. 20) in seiner Kapelle im Fuggerschen Hause eine ernste Ermahnung *(gave warning)* an alle Kurfürsten und Stände, zum 1. Mai sich zum allgemeinen Concil in Trient einzufinden, dem, wie man allgemein erzählt,

---

[1] St. P. a. a. O. p. 91. Depesche vom 21. April 1551.

[2] ibid. p. 86. Depesche vom 7. April 1551.

Cardinal Pole präsidiren solle. Aber alle Einsichtigen meinen auch jetzt, dass das Concil gar nicht zu Stande kommen werde. Denn der Papst, der durchaus nicht Willens ist, in den Institutionen der Kirche oder den Dogmen auch nur das Geringste zu ändern, muss durch dasselbe mehr verlieren als gewinnen; die Deutschen aber waren niemals kühner und fester in Gottes Sache. Der Kaiser selbst endlich ist ein zu weiser und vorsorglicher Fürst, als dass er es darauf ankommen lassen würde, es entweder mit den Deutschen oder mit dem Papst ganz zu verderben. Durch das Concil aber könnte leicht bewirkt werden, dass der Papst aus einem ungewissen Freunde ein energischer Feind werde, oder die Deutschen aus heimlichen Raunzern — offene Gegner."

Als am 1. Mai das Concil doch zusammentrat, erwies sich die Zahl der erschienenen Prälaten als so gering, dass es sofort wieder bis zum September vertagt werden musste. Ascham spottet: sie hätten den heiligen Geist eingeladen, aber er sei nicht gekommen, *and so they have deferred the council ad Calendas Septembris; but I believe it be ad Calendas Graecas!*[1]

Wie weit war Karl V. davon entfernt, alle diese Schritte für das zu Stande kommen des Concils nur zum Schein zu thun, wie Ascham sie aufzufassen geneigt ist! Gipfelte darin doch der grösste Theil der Arbeit seines ganzen Lebens! Hatte er diesen Plan doch festgehalten, unverrückt, seit er vor mehr denn dreissig Jahren zuerst in die deutschen Verhältnisse eingriff!

Ascham erkannte wol, dass diese Schritte zu nichts führen konnten, dass auf diesem Wege weder eine Vereinigung der für immer Getrennten erreicht, noch auch nur eine Anbahnung freundlicherer Beziehungen der verschiedenen Religionsgemeinschaften zu Wege gebracht werden konnte. Ihm war es unbegreiflich, wie der „weise und kluge Kaiser" solchen Utopien nachjagend die Gefahren übersehen konnte, die in immer drohenderer Gestalt ihm näher rückten. Dass

[1] I. 2, 284. Fast genau mit denselben Worten drückt sich die Depesche vom 12. Mai 1551 aus, St. P. a. a. O. 106.

Karl an diesen Utopien festhielt, dass er das Dringendere und Näherliegende dabei übersah, mag wol hauptsächlich dazu beigetragen haben, dass Ascham später zu der Ansicht kam, er habe den Kaiser überschätzt.

Ihm erschien es als das natürlichste, dass Karl V. damals seinen Frieden mit Deutschland machte. „Der Kaiser hat viele Eisen im Feuer, und jedes einzelne ist derart, dass es allein ihn schon ganz in Anspruch nehmen könnte. Der Türk zu Land und zur See; der Franzos, der ihm überall im Nacken sitzt; ausserdem Magdeburg etc. Der Kaiser ist ein kluger Herr, aber gerade jetzt hat er alle seine Klugheit nöthig. Der Türk und Franzos können weder zu einem schwachen Feinde noch zu einem sicheren Freunde gemacht werden. Der Kaiser hat daher an jenes Wort gedacht, welches der greise Vater einst zu seinem Sohne Pontius sprach, als dieser die Römer durchs caudinische Joch trieb: „er möge lieber nicht etwas thun, was weder Freunde erwirbt, noch Feinde unschädlich macht“. Er scheint darauf zu denken, mit dem Reiche seinen Frieden zu machen. Zu dem Zwecke liegen Gesandte des Herzogs Moritz, der Kurfürsten von Brandenburg, von Bremen und den übrigen Seestädten, von den Königen von Dänemark und Polen etwa 6 Meilen von Augsburg, um in Betreff Magdeburgs, des Kurfürsten von Sachsen und des Landgrafen zu verhandeln. Wie man vermuthet, sind sie nicht ohne des Kaisers Willen gekommen!“ [1]

Auch darin beurtheilte Ascham den Kaiser falsch. Ihm war es nie um eine Ausgleichung der obwaltenden Differenzen in Politik und Religion zu thun. An eine wirkliche Nachgiebigkeit hat er nie gedacht. Unterwerfung verlangte er, zumal jetzt, wo er dem Ziele seines Strebens sich nahe glaubte.

Denn das eben war der verhängnissvolle Irrthum in Karls V. Leben, dass er nur auf den Trümmern des Protestantismus die Grösse seines Hauses und die Machtfülle des kaiserlichen Namens gründen zu können glaubte.

---

[1] I. 2, 313. October 12, 1551.

Anfang Juli 1551 hatte Morison sich selbst Urlaub gegeben, um Nürnberg, Ingolstadt und einige andere Städte kennen zu lernen. Er war auf dieser Reise von Ascham begleitet, durch dessen Feder auch wir über die interessante Tour Nachricht erhalten.[1] „Nürnberg ist eine der schönsten Städte, „die ich je gesehen, so heisst es in der an den Geheimen „Rath gesandten officiellen Depesche, und bei weitem die „bestregierte unter allen, von denen ich bis jetzt gehört oder „gelesen. Die Bewohner sind viel höflicher, gesitteter (civil) „und feiner gekleidet, als in irgend einer anderen Stadt „Deutschlands". Bald nachdem die Engländer im Gasthofe abgestiegen waren, erschienen zwei Senatoren, hochangesehene und wohlgelehrte Männer, um den Gesandten im Namen des Senats willkommen zu heissen und ihm das Gastgeschenk der Stadt zu überreichen. Dasselbe bestand in zwei grossen Kübeln voll Fischen, Hechten, Forellen „und ich weiss nicht was alles". 15 Stadtsoldaten schleppten ausserdem Wein herbei, jeder einzelne zwei langhalsige Krüge, von denen das Stück zum mindesten eine gute Gallone fasste. „So hatten wir Wein und Fisch vollauf". Die beiden Senatoren speisten mit dem Gesandten. „Es waren Männer von trefflicher Bildung, Doctoren, die in Frankreich und Italien studirt hatten und trugen geachtete Namen". Nach eingeholter Genehmigung geleiteten sie die fremden Gäste durch die Stadt um deren Einrichtungen zu erklären. Auch hier imponirten diesen wieder der gewaltige Geschützpark und die ungeheuren Massen von Munition, die in den Zeughäusern aufgespeichert lagen, dann der unerschöpfliche Vorrath an Korn und Proviant, den die Bürger in ihren Magazinen zusammengetragen. „Ihr Getreide-Vorrath ist unglaublich, sowohl wegen seiner Menge als auch wegen seines Alters.

[1] Zunächst in der von Ascham geschriebenen officiellen Depesche, Nürnberg Juli 14. 1551, in State Papers, For. 1547—53 p. 144. (Das Original liegt im Record-Office, For. Edward VI. Vol. VIII. 819—824.) Dann in einem Brief an Thomas Lever, Augsburg August 11. 1551. Ein Auszug davon in Bodleian Lib. Oxford, Nr 913 letztes Blatt. Ein ausführlicher Bericht an Cheke, Juli 1551, ist leider verloren gegangen.

Wir besichtigten ein Haus, 360 Fuss lang und sechs Stockwerke hoch und in jedem Geschoss über 2000 Malter Waizen, von denen kein einziges Korn, wie sie uns zuschworen und durch ihre Bücher bewiesen, dort unter 200 Jahren gelegen hat. Die Stadt besitzt nicht weniger als 18 solcher Magazine. Durch diesen reichen Vorrath bewirken sie, dass das arme Volk nie Mangel oder Theuerung leidet, denn für die Armen bleibt der Preis — ein Schilling für den Malter — stets derselbe. Wenn einmal ein schweres Jahr kommt, in welchem das Korn theuer werden sollte, so verkauft der Nürnberger Rath denjenigen, die dessen bedürfen, zum alten Preise, und wenn wieder Getreide vollauf vorhanden und billig ist, so dass die Aermeren nicht Geld genug besitzen um zu kaufen, so kauft der Rath alles auf, was er erreichen kann, und zwar zum gewöhnlichen Preise. Dadurch ergänzen sie ihre Magazine fortdauernd in einer Weise, dass dem Volke weder Korn fehlt, wenn es theuer, noch Geld, wenn es billig ist. Diese gute Einrichtung ist durch Gesetze und Statuten vollkommen geregelt und sichergestellt. Diese Rathsherrn sind in Wahrheit *veri patres Reipublicae.* Gott erhalte sie und gäbe anderen Gnade ihnen nachzuahmen!"

In seinem Briefe an Lever nennt Ascham den ganzen Bericht „eine geeignete Lehre für London und alle Städte und Corporationen in England, um einer Theuerung vorzubeugen". Von dem 200jährigen Waizen und auch von Erbsen, die 100 Jahre lang im Speicher gelegen, sandte Morison Proben an William Cecil nach Hause. An dem hohen Alter eines Theils dieser Vorräthe werden wir nicht zweifeln dürfen. Ist in dem Auszuge des Leverschen Briefes auch die Altersangabe aus irgend einem Grunde ausgefallen,[1] so beruft Ascham sich doch auch dort auf die eingesehenen *Records and writings* und bemerkt, dass bei der äusserst sorgsamen Aufbewahrung das Getreide sich vorzüglich erhalten habe. Wir können dafür noch einen anderen Gewährsmann anführen. Gilles

[1] Wahrscheinlich erschien sie dem Abschreiber zu unglaublich hoch.

Boileau de Buillon berichtet 1550 in seinen oben bereits erwähnten Annotationen: „Was die Verproviantirung der Stadt Nürnberg betrifft, so besitzt sie 15 grosse Magazine, in jedem 10—12 Zimmer und Säle, die den Waizen-Vorrath enthalten. Man schätzt ihn als genügend, um 6000 Menschen durch zwei ganze Jahre zu ernähren. Diese Vorräthe werden in der Erndtezeit aus dem öffentlichen Schatz ergänzt. Zu Zeiten verkauft man auch wieder das ältere Korn — meist unter dem Einkaufspreise oder doch so billig als nur immer möglich. Der Ausfall wird von dem Stadtschatz getragen. Diese Einrichtung besteht schon seit sehr langer Zeit. Ich selbst habe Waizen gesehen, der in einem Raume der Merkwürdigkeit wegen aufbewahrt wird und dort schon 160 Jahre lang gelegen hat; wahrlich ein Beweis für die vorzügliche Sorgfalt, die man seiner Pflege hat angedeihen lassen.“ [1]

Mehrere Tage weilten Morison und Ascham in Nürnberg, dann zogen sie weiter um „Ingolstadt und andere Städte“ zu besuchen. Berichte über das, was sie dort gesehen, sind leider nicht mehr auf uns gekommen. Am 21. Juli waren sie bereits wieder in Augsburg auf ihrem Posten.

Ein eigenthümlicher Eindruck, den diese Schilderungen der Fremden von dem blühenden Zustand, der Macht und dem Reichthum der deutschen Reichsstädte in dem Leser hinterlassen! Nur 4 Jahre zurück, da war in eben jenen Gegenden der Kampf ausgefochten worden, der in seinem verhängnissvollen Ausgange und seinen Folgen das schwerste Unglück bezeichnet, welches das deutsche Volk im ganzen Verlauf seiner langen Geschichte betroffen hat. Die Fehler im Feldzuge zugegeben, so bleibt die mangelhafte Unterstützung, welche diese reichen und mächtigen Bundesglieder den protestantischen Kriegsfürsten angedeihen liessen, doch

---

[1] Ich bemerke, dass Buillons Besuch in Nürnberg, wahrscheinlich 1532 stattfand, als er mit dem Kaiser gegen die Türken nach Ungarn zog. „Die Annotationen des Gilles Boileau de Buillon zu Avilas Commentaren über den schmalkaldischen Krieg“ sind unterdess nebst einer kurzen Biographie des Mannes von mir herausgegeben worden im Vierten Jahresbericht der städtischen höheren Töchterschule zu Strassburg i. E., August 1879.

eine Schuld, die die politische Bedeutungslosigkeit, in die sie bald versanken, und ihr ganzes späteres Geschick als eine wohlverdiente Strafe erscheinen lässt. Die glänzenden Schilderungen Ulms, Augsburgs, Nürnbergs gestalten sich zu eben so viel schweren Anklagen gegen den engherzigen und kleinlichen Sinn, der in diesen stolzen Gemeinwesen lebte, gegen den verderblichen Sondergeist, die strafwürdige Selbstsucht, die sie unfähig machte, dem gemeinsamen Feinde gemeinsam Stand zu halten. Anstatt in der Stunde der Gefahr für die grosse Sache, die sie verfochten, Gut und Blut einzusetzen, suchte jeder ängstlich für sich selbst den Unterschlupf. Den Verbündeten blieben die gefüllten Vorrathskammern, die Munitionshäuser und Geldtruhen geschlossen, um sich erst dem Gebot des Siegers zu öffnen. Wie unerschöpflich aber die Quellen des Widerstandes waren oder wenigstens hätten sein können, das lehrt uns Ascham mit seinen Berichten, wie schon unmittelbar nach verbraustem Kriegssturm jede Spur desselben in den Kammern und Kästen der Städte getilgt und jede Lücke reichlich wieder ausgefüllt war. Die Geschichte straft hart aber gerecht! —

Der Aufenthalt Aschams in Augsburg war ein längerer geworden, als er selbst es anfangs vermuthet hatte. Das unstäte Reiseleben, welches Karl V. bei seinen weitauseinanderliegenden Besitzungen zu führen gezwungen war, liess es stets zweifelhaft erscheinen, wie lange er an einem Orte weilen konnte, und an das Wunderbare gränzt es, wenn man die von Stälin (Forschungen Nr. 494. V.) zusammengestellten wechselnden Aufenthaltsorte des ununterbrochen thätigen Regenten überblickt. Auch für einen kräftigen Mann hätten solche Strapazen aufreibend wirken müssen; der Kaiser unterzog sich ihnen in hohem Pflichtbewusstsein zuletzt todkrank und von Allen seit Jahren für einen Sterbenden gehalten.

Die Stellung und Aufgabe der bei ihm accreditirten Gesandten brachte es mit sich, dass sie ihm überallhin auf seinen Reisen folgten, stets wenigstens in seiner Nähe sich hielten.

Lange hatte der Kaiser geschwankt, wohin er von Augsburg aus zunächst seine Schritte lenken sollte, und wo

seine vielfach bedrängten Interessen die Gegenwart des Herrschers am nöthigsten erforderten. Am deutlichsten erhalten wir von dieser Unentschiedenheit Kunde in je zwei merkwürdigen Schreiben von ihm und von Arras an die Königin Maria vom 18. September und 4. October.[1] Man sieht ordentlich, wie schwere Sorgen und Alter und Krankheit auf diesem Manne lasten, wie seine unermüdliche Thätigkeit in bittere Resignation übergeht. Die Verwicklungen wachsen ihm über den Kopf, das Heft an welchem er seither die Welthändel mit überwiegendem Geiste geleitet, entwindet sich seiner Hand, und wie einem geschlagenen Feldherrn tritt schon jetzt — nicht erst bei Moritzens Ansturm — die Frage: Wohin? Wo ist Hülfe und Ruhe zu finden? an ihn heran.

Aschams Briefe bieten zu diesen schwankenden Entwürfen, die sich selbstverständlich auch den weiteren Hofkreisen mittheilten, manchen Beitrag. Besonders hervorzuheben wäre jedoch nur die am 7. Januar 1551 gegebene Nachricht, der Kaiser werde sich gegen die Türken wenden, entweder direkt die Donau hinabziehend, oder wie manche sagen auf einem Umwege über Sachsen und Polen. Die Vorbereitungen würden bereits mit grossem Eifer betrieben, und der Aufbruch stehe in naher Aussicht.[2] In der officiellen Depesche vom 6. Januar heisst es noch ausdrücklicher, der Kaiser wolle in kurzem nach Regensburg „und von dort nach Sachsen, wo man die grössten Unruhen argwöhnt".[3] Es war also damals bei Hofe die Rede, dass er Moritz im eignen Lande aufsuchen wolle!

Bei dem steten Wechsel der Pläne und Gerüchte beruhigt Ascham sich endlich bei dem Gedanken: „Mag der Kaiser nun gegen den Türken oder den Franzosen, nach Italien oder Spanien oder gegen Magdeburg sich wenden,

---

[1] Druffel, Beiträge n. 750, 769 u. 770 (p. 738 ff. u. 760 ff.)

[2] I. 2, 231.

[3] Brit. Museum, Cotton Galba B. XI. fol. 61—62. „It is now noysed here, that themperor woll shortlie to Ratispona and from thens into Saxonie, where greatest sturres ar mistrustede."

oder aber nach Flandern hinunterziehen, wir folgen ihm überallhin, ausser — wenn er zum Teufel geht."

Zunächst sah Karl noch von dieser letzten Möglichkeit ab und entschied sich für Innsbruck, gegen den Rath Arras' und seiner Schwester Maria und auch sehr gegen Aschams Wunsch. Am 4. October war die Frage entschieden; Tags darauf wurde der Entschluss dem diplomatischen Corps mitgetheilt. Ascham schreibt darüber (am 12.) an seine Freunde nach Cambridge, sehr ungehalten dass in so später Jahreszeit erst dieser Gedanke zur Ausführung gebracht werde und nicht schon früher, „so lange das Wetter noch wärmer war; nun sollen wir jetzt über die kalten Alpen, und eben jetzt liegen sie voller Schnee!"

Bei dem Kaiser hatten Bequemlichkeitsrücksichten auf seine Entschlüsse nie einzuwirken vermocht. Am 21. October brach er von Augsburg auf, um nach mehrtägigem Aufenthalt in München weiterzuziehen. Am 31. traf er mit seinem Gefolge in Innsbruck ein.

Die englische Gesandtschaft befand sich nicht in demselben. Das dauernde Ausbleiben der Diäten Morisons machte es ihm unmöglich, standesgemäss an dem Zuge Theil zu nehmen, und er blieb zurück, um die Reise allein und direkt nach Tyrol zu machen. Noch vor dem Kaiser hoffte er dort zu sein.

Von Ascham selbst besitzen wir keinerlei nähere Nachrichten über diese Tour durch die „kalten Alpen". Fortan werden seine hierhergehörenden Notizen überhaupt spärlicher. Mit seinem ersten Briefe aus Innsbruck bricht der Briefwechsel mit den Cambridger Freunden plötzlich ab, der doch augenscheinlich weiter geführt worden ist.[1] Er berichtet in diesem Schreiben von einer ungeheuren Silbermünze, die so eben in Innsbruck in dem Hause, in welchem der englische Gesandte Quartier genommen hatte, sich in Arbeit befand. Sie bildete das Geschenk der Stände von Tyrol an die Königin Maria, die liebliche Gemahlin Maximilians, und sollte

[1] I. 2, 315 ff. „Yet ye must either content ye for news with Mr. Leavers letters, or feed ye with the hope of my next to come". (316).

bei der in kurzem erwarteten Ankunft des jungen Paares aus Spanien auf dem Landtage zu Botzen denselben überreicht werden. Ascham hat dem Goldschmide bei seiner Arbeit öfter zugeschaut. Für 6400 Goldgulden wurde feines Silber eingeschmolzen. „Die Münze hat die Gestalt eines grossen Suffolker Käses, wie man deren in Cambridge zur Marktzeit sieht, nur ist sie noch dicker und so schwer, dass zwei Männer sie nur mit Anstrengung zu tragen vermögen. Auf der einen Seite sieht man alle Wappen, die Maximilian und seine Gemahlin vereinigen, auf der anderen das Bild der Königin mit einer Umschrift.[1]

Von einem Ausfluge, den Ascham Anfang December zu den Haller Salinen machte, wissen wir nur durch eine Andeutung in einem Briefe seines Freundes John Hales.[2]

Um Weihnachten gerieth Morison in einen unangenehmen Conflict mit dem Hofe, der ihn veranlasste Innsbruck ganz zu verlassen und sich für mehrere Monate in das benachbarte Städtchen Hall zurückzuziehen. Ende 1551 war nämlich dem kaiserlichen Botschafter in London eine neue Wohnung zugewiesen worden, weil das von ihm seither bewohnte *Bridewell House* für den jungen König eingerichtet werden sollte als das seiner Würde entsprechendste Absteigequartier bei etwaigen Besuchen in der Stadt. Kaum war diese Nachricht nach Innsbruck gelangt, als auch der engl. Gesandte ohne weitere Erklärung aufgefordert wurde, das

---

[1] „Sereniss. Dnae. Mariae, Reginae Boemiae, ex familiâ Regum Hispaniae et Archiducum Austriae progenitae, jam primum in Germaniam venienti, Tyrolensium munus 1551." Auch in der Depesche vom 18. November (St. P. a. a. O. p. 196) finden wir diese Riesenmünze erwähnt und beschrieben. Doch ist Mr. Turnbull beim Lesen des MS. jedenfalls ein Irrthum passirt, wenn er druckt: „This country of Tyrol has made an image of Silver after the form of a coninge [königine] weighing . . . . .". Das giebt ja gar keinen Sinn! Nicht coninge sondern coinage = Münze hat dort gestanden.

[2] Camb. University Library Bd. IX. 14. fol. 76. Hales to Ascham. Strassburg Dec. 18 [1551]: I would I had ben with you at the Salthills . . . .

von ihm seither innegehabte Quartier zu räumen und sich ein anderes zu suchen. Morison, der den Grund dieser Verfügung nicht kannte, fühlte sich natürlich höchlich verletzt und in sich zugleich die Person seines Souveräns beleidigt. Den Vorwand, die Wohnung solle für König Maximilian hergerichtet werden, der mit seiner jungen Gemahlin eben damals aus Spanien erwartet wurde, sah er dadurch widerlegt, dass gleich nach ihm „ein beliebiger Bischof" in demselben logirte, und nachher Juan Manriquez, der Oberkämmerer des Kaisers, dasselbe bezog. Morison erklärte, nicht eher wieder bei Hofe erscheinen zu wollen, als bis ihm vollständige Genugthuung gegeben worden sei. Vergebens bemühten sich die übrigen Gesandten zu vermitteln und ihn wenigstens zur Rückkehr nach Innsbruck zu bewegen. Selbst bei Maximilians Ankunft erschien er nicht zur Cour, sondern entschuldigte sich in einem von Ascham abgefassten Schreiben bei dem jungen Könige mit der ihm angethanen Beleidigung und einer Erkältung, die ihm der Umzug im rauhen Winterwetter verursacht hätte.[1]

Ueber die Beilegung des Conflicts wissen wir nichts Genaues, da die Depeschen aus jener Zeit sich nur sehr lückenhaft erhalten haben. Am 7. Februar liess die englische Regierung bei der Regentin Maria in Brüssel wegen dieser Sache energische Vorstellungen machen und eingehende Erklärungen über den Vorfall in London abgeben.[2] Noch am 9. April schreibt Morison von Hall aus, doch hatte eine Verständigung damals offenbar schon stattgefunden.

---

[1] I, 2. p. 242—243. — Giles setzt den undatirten Brief irrthümlich in den Anfang des Jahres und verlegt ihn nach Augsburg. Auch den ungenannten Adressaten hat er nicht zu ermitteln vermocht. Bei einiger Kenntniss der Verhältnisse und Personen ist ein Zweifel hier aber gar nicht möglich. Nach Sleidan traf Maximilian am 13. Dec. auf der Durchreise in Trient ein Am 17. soll er in Botzen gewesen sein, wo er den Landtag mitmachte und ihm von den Ständen die grosse Münze überreicht wurde (Druffel 878). Am 26. Dec. erwartete man ihn stündlich in Innsbruck, und seine Gemahlin war dort bereits eingetroffen (Druffel 879). Morisons Schreiben werden wir daher zu datiren haben: Hall. nach Dec. 26. 1551.

[2] British Museum, Harlyan 353 fol. 116ᵃ.

Wahrscheinlich stimmte der Drang der Verhältnisse den Kaiser nachgiebiger und veranlasste ihn, den gekränkten Diplomaten in irgend einer Form wieder zu versöhnen. Bei dem allgemein gegen ihn sich erhebenden Sturme gewann die englische Freundschaft für Karl immer grössere Bedeutung, und dem entsprechend wurde die Behandlung Morisons eine von Tage zu Tage freundlichere. Am deutlichsten erkennen wir das aus der Depesche vom 9. April:[1] „Mons. D'Arras — so lässt der Gesandte Ascham schreiben — hat den Hof-Quartiermeistern Befehl ertheilt, darauf zu achten, dass wohin wir immer kommen, ich stets eine gute und passende Wohnung zugewiesen erhalte. Barhäuptig, die Mützen in der Hand, haben sie mir durch meinen Diener Weston versprechen lassen, alles in ihren Kräften Mögliche für meine Bequemlichkeit und Zufriedenheit thun zu wollen. Mons. D'Arras hat mir durch meinen Secretär seine herzlichsten Empfehlungen übersandt und mich dabei sogar seinen Landsmann genannt. Zweimal wiederholte er diesen Ausdruck, wie damit Ascham ihn nicht vergesse. Auch meiner Frau liess er sich empfehlen. Wenn ich sie bei unserem Aufbruch zurücklassen wolle, so versprach er, dass der Kaiser den Innsbrucker Bürgermeistern den Befehl ertheilen werde, darauf zu achten, dass die würdigsten und angesehensten Frauen der Stadt ihr die Aufwartung machen und für ihre Unterhaltung Sorge tragen sollten. Bei Hofe erregte es nicht geringe Verwunderung, dass Arras, der für die anwesenden Gesandten vieler deutschen Fürsten keine Zeit hatte, meinen Secretär zu sich auf sein Zimmer rufen liess. Als sie aber hörten, wie er von seinem Stuhle aufgestanden und Ascham entgegengegangen, da äusserten mehrere gegen ihn: Arras erweise solche Höflichkeit nicht ihm oder mir, sondern lediglich der schweren Zeit. Sobald der venetianische Gesandte davon hörte, bat er, wenn wir nicht schon vorher aufbrächen, mich besuchen zu dürfen. Ich habe von ihm viel Freundliches erfahren. Wöchentlich schreibt er mir eigenhändig alle Neuigkeiten, die zu seinen Ohren kommen,

[1] British Museum, Cotton Galba B. XI fol 94—95.

Die Spanier schütteln jetzt meinen Leuten die Hände und schwören mein Schutz und Schirm sein zu wollen. Aber ich glaube, dass, wenn die Stunde der Gefahr erst da ist, viele von ihnen mein Haus vielmehr als einen Zufluchtsort ansehen werden, um sich darin vor ihren Verfolgern zu retten."

Die Vermittlung des diplomatischen Verkehrs zwischen der Botschaft und dem Hofe fiel in jener Conflictszeit fast ausschliesslich Ascham zu. Mehrfach finden wir ihn, wie in der obigen Stelle, im Audienzzimmer des kaiserl. Ministers, und auch wo in den Depeschen sein Name nicht ausdrücklich genannt ist, erkennen wir doch, wie Morison vornehmlich durch ihn gehandelt. Ebenso beruhen die Mittheilungen, die der Gesandte in seinen officiellen Berichten niederlegte, zum grossen Theil auf Informationen, die der englische Secretär damals für seinen Vorgesetzten sammelte.

Die von mir im *British Museum* gefundenen 4 Depeschen vom 20. Februar, 13. März, 9. April und 13. Juli[1] vermehren in erwünschter Weise unsere noch so lückenhafte Kenntniss eben jener Entscheidungswochen. Ihr besonderer Werth besteht in den Einblicken, die sie uns in das Treiben bei Hofe unter all den überraschenden Begebenheiten bieten.

Schon am 20. Februar erfahren wir: „Couriere jagen hin und her, als sässe die ganze Welt im Sattel; kein Tag, an dem nicht zwei oder drei Extraposten kommen und gehen. . . Obgleich es täglich heisst, Herzog Moritz werde morgen hier sein, hat man die Hoffnung, ihn wirklich eintreffen zu sehen, fast schon aufgegeben. . ."

Am 13. März schreibt Morison: „Mein Diener ist eben aus Augsburg zurück und erzählt, dort herrsche eine solche Panik, dass er noch nie Leute in ähnlicher Bestürzung gesehen. Die Reichen wissen, dass sie den Armen nur wenig trauen dürfen. Weil aber die beängstigenden Gerüchte es so fordern, und man in anderer Weise die nöthige Anzahl Gewappneter nicht aufzubringen vermag, sehen sie sich ge-

[1] British Museum, Cotton Galba. B. XI. — Die State Papers bieten aus dieser Zeit nur 5 Privatbriefe Morisons an W. Cecil.

zwungen auch an diejenigen Waffen und Harnische auszutheilen, denen sie doch nicht vertrauen, und die Stadt, sich selbst, ihre Güter und ihr Leben solch unsicherem Schutze zu überliefern. Es setzte wol viel Aufregung, bevor die weisen und bedächtigen Väter der Stadt zu diesem Entschlusse kamen. Ich weiss auch kein grösseres Unglück für einen Menschen, als dort Hülfe suchen zu müssen, woher er doch seinen sicheren Untergang erwartet. In Augsburg fürchtet man nichts so sehr, als dass der Kaiser dorthin komme. Damit würde der volle Stoss der Gegner auf diesen einen Punkt sich concentriren, und man zweifelt, ob die Stadt dann vertheidigt werden könnte, da sie so gross und ausgedehnt ist, und Schertlin zweifellos seine Freunde unter der Bürgerschaft finden würde. Die vornehmen Frauen haben die Stadt bereits verlassen, die einen hierhin die andern dorthin fliehend. Meine Frau ist zu mir nach Hall gekommen.[1]

„Der Herzog von Bayern befestigt eifrig, wie es heisst auf des Kaisers Kosten, seine Stadt Ingolstadt. Man hört wol die Meinung aussprechen, der Kaiser wolle sich wenn irgend möglich ganz in den Besitz des festen Platzes setzen *(steal the town, if he can have leyser to it.)*[2] .... Es sind nur wenig Truppen hier beisammen; der Aufbruch wird daher ein sehr schwieriger sein, aber ich meine, ebenso schwierig ist es, jetzt schon zu sagen, ob wir überhaupt aufbrechen werden. Wenn Schertlin, wie das Gerücht geht, bereits im Anzuge auf Augsburg ist, dann sehen wir die Stadt in diesem Sommer nicht wieder und dürften auch schwerlich bis Ingolstadt kommen, ohne dass die Gegner unterwegs mit uns sprechen. ... Trotzdem ist an Alle die Weisung ergangen,

---

[1] Lady Morison war wegen der gar zu beschwerlichen Winterreise in Augsburg zurückgeblieben. Dem Kriegslärm entfliehend kam sie im März nach Innsbruck, scheint aber Ende April den gefährlichen Ort wieder verlassen zu haben. Im September des Jahres, während Morison in Speier sass, genass sie in Augsburg eines Töchterleins und hat sich erst bei Beginn des Winters wieder mit dem Manne vereinigt.

[2] Am 9. April ist er über die Haltung des Herzogs von Bayern besser unterrichtet und deutet auf die Enttäuschung hin, die seine den Verbündeten freundliche Neutralität am Hofe hervorgerufen.

sich mit ihren Wirthen auseinanderzusetzen, da der Kaiser in 14—15 Tagen abreisen wolle und zwar, wie die Bestunterrichteten annehmen, über München nach Ingolstadt". —

In Deutschland entwickelten sich die Dinge aber schneller, als Kaiser Karl V. vermuthet hatte. Ende März standen die Heere der Verbündeten bereits vor Augsburg und stellten der mächtigen Reichsstadt die Wahl zwischen Krieg und Frieden. „Am 4. April, so berichtet die Depesche vom 9. dieses Monats, kam in der Stadt der Zwiespalt der Parteien zum Ausbruch. Der Rath musste nachgeben, die Bürgerschaft öffnete die Thore, und die verbündeten Fürsten hielten ihren Einzug. Strenge Mannszucht wird von ihnen beobachtet. Nirgend finden Plünderungen statt. Nur die kaiserlichen Zeughäuser und Kriegsvorräthe haben sie mit Beschlag belegt. Da der Kaiser den grössten Theil seines Raubes aus den sächsischen Festungen beim letzten Kriege, und was er sonst aus den Reichsstädten und von den Fürsten genommen oder erhalten, nach Augsburg in Sicherheit gebracht hatte, so war das ein sehr bedeutender Gewinn. Man spricht von 300 grossen und trefflichen Feldstücken, von einer gewaltigen Masse Munition, viel Pulver und grossen Mengen von Waffen aller Art. Die vertriebenen Prediger sind mit Schertlin zurückgekehrt und mit erhöhtem Gehalte wieder in ihr Amt eingesetzt worden. Die Magistrate sind wieder geändert, indem alle diejenigen ausgeschieden wurden, die ihre Einsetzung dem Kaiser verdanken."

Augsburg war seither von 1500 Mann kaiserl. Truppen besetzt gewesen. Unser Gewährsmann berichtet, dieselben hätten von den verbündeten Fürsten freien Abzug zum Kaiser erhalten und seien nun in der Ehrenberger Clause stationirt, dem Engpass zwischen Oberbayern und Tyrol, der schon im schmalkaldischen Kriege eine so bedeutende Rolle gespielt hatte. Die ersten Nachrichten vom Anmarsche dieser Truppe, verursachten in Innsbruck einen gewaltigen Schrecken, da man sie für Feinde hielt und glaubte, Moritz rücke bereits mit seiner ganzen Macht an. „Hier in Hall liegen 20 Mann Spanier im Quartier, die durch einen Courier beordert sofort nach Innsbruck abmarschirten. Ich wunderte mich, wie der

Kaiser in so gefährlicher Zeit so sehr ohne alle Truppen sein kann, dass er sogar diese 20 Spanier speciell holen lassen musste! Jeder Mann erhielt einen Thaler, um desto tapferer zu fechten; aber als sie die Sache ernst werden sahen, als selbst die Hofherren des Kaisers nach ihren Rüstungen und Waffen riefen und sich wappneten, als sie alles um sich her in Bestürzung und Verwirrung sahen, da fingen diese Helden an offen auf Arras zu schimpfen, dass er den Kaiser in eine solche Klemme gebracht und nicht wenigstens für genügende Mannschaften zu seinem Schutz gesorgt hätte. Die Töchter des römischen Königs[1] erhielten die Weisung sich sofort zur Flucht nach Brunecken zu rüsten, einem Schloss im Gebirge 12 Meilen von hier.

„Dann brachte aber ein neuer Kundschafter die Nachricht, dass nicht Moritz sondern des Kaisers eigne Truppen heranrückten, welchen der Herzog in Berücksichtigung ihres Fahneneides gestattet hatte, ihrem Kriegsherrn zuzuziehen. Gleich darauf erschien Arras hier bei den Damen und eröffnete ihnen im Auftrage des Kaisers, sie sollten nun noch bleiben, sich jedoch bereit halten in jedem Augenblick, wenn es Noth thäte, abzureisen.

„Manche hier, die bedenken, wie Moritz die ganze Zeit über mit dem Kaiser sein Spiel getrieben, misstrauen, dass hinter dieser Grossmuth der allerärgste Betrug stecke, den er sich bis jetzt erlaubt hat. Denn wenn diese Soldaten auch früher dem Kaiser geschworen hatten, so erlosch ihr Eid doch in der Stunde, da sie Gefangene wurden. Nichts hinderte den Herzog daher, sie nun seinerseits in Dienst und Pflicht zu nehmen, und man meint, dass dieses auch wahrscheinlicher sei, als dass Moritz die Truppen in diesem Augenblick selbst dem Kaiser wieder zusenden würde. Doch bleibt auch noch eine andere Auslegung dieses seltsamen Verhaltens übrig, nämlich dass die Verbündeten dem Kaiser ihre Siegeszuversicht beweisen wollen, wenn sie sich so stark

---

[1] Die jüngeren Töchter König Ferdinands wurden in Schloss Hall bei Innsbruck erzogen, dem Ort, in welchem Morison damals lebte.

zeigen, dass seine wenigen Mannschaften dagegen gar nicht in Betracht kommen.

„Einige meinen auch, der Kaiser wäre schon vor längerer Zeit nach Trient gezogen, wenn ihn seine Gicht nicht gerade jetzt wieder besonders plagte, und er es überdies nicht als eine grössere Schmach empfände, Deutschland seinen Gegnern preiszugeben, als standhaltend das Schlimmste über sich ergehen zu lassen.

„Jede Nacht sind wir auf Allarm gefasst. Die Feinde kommen näher und näher. Auf zwei Wegen rücken sie vor: in der Ebene durch Baiern und dann die gewöhnliche Strasse über die Berge.

„Heute um 11 Uhr sind die Prinzessinen doch abgereist, und am Nachmittage rückten hier des Kaisers Bogenschützen ein, die sonst nur Dienste als seine Leibwache verrichten, um Morgen weiter bis zur Clause vorzugehen.“

Wir wissen, wie wenig alle diese Vorkehrungen im Stande waren, den Ansturm Moritzens aufzuhalten. Am 18. Mai wurde das kaiserliche Musterlager bei Reitti auseinander gesprengt, am 19 die Clause genommen. Obgleich der Sieg nicht unblutig war, kann der Widerstand doch kein besonders nachdrücklicher gewesen sein. Man hatte sich überraschen lassen. In wieweit hierbei Verrätherei mit im Spiel war, von der man wohl gesprochen hat, und auf die auch Morisons obige Angaben hinzudeuten scheinen, wird sich heute schwer feststellen lassen.[1]

---

[1] Von Brauneck aus, am 23. Mai, richtete der Kaiser ein Schreiben an den Rath der Stadt Strassburg, welches eine allerhöchste Darstellung der ebenerfolgten Begebenheiten enthält. (Im Strassburger Stadt-Archiv, A. A. 579. 7 Seiten). Es heisst in demselben unter anderem: „. . . . . [Obgleich] weder hochgedachter unser lieber Bruder, als der fur sich selbs und vil weniger seiner Liebden Landt und Leuth mit dieser innerlichen anfruerigen kriegsübung gar nichts zuthun haben, noch wir in betrachtung des bewilligten friedtstandts und angesetzter ferrer taglaistung uns ainicher unfridlicher handlung sonderlich des orts nit versehen, so hat sich doch daruber zugetragen, das auf nechstverschinen Mittwoch den 18 tag ditz monats, etliche auss den frantzosischen aufruerigen Bundtsverwandten, unversehener ding und unsers freundlichen lieben Bruders desselben Lande und Leut unverwarnet,

Gegenüber der Ansicht, als seien die Verbündeten durch die Empörung der Landsknechte am unverzüglichen Vormarsch auf Innsbruck verhindert worden, spricht Ascham sich in seinem *Report* mit vollster Entschiedenheit dahin aus, dass wenigstens in Moritzens Absicht es nie gelegen habe, sich der Person des Kaisers zu bemächtigen. „Ich weiss es ganz genau, dass als wir so Hals über Kopf von Innsbruck aufbrachen, ein Bote des Herzogs dem römischen Könige meldete, es bedürfe solcher Eile gar nicht; es liege ihm nicht so sehr daran den Kaiser zu fangen, als vielmehr seinen Freund zu befreien".

Warum wir diese Behauptung als ungenau verwerfen müssen, soll weiter unten erörtert werden (p. 281—282). Der

---

sich an die Ehrenberger Clausen (welche gleichwol zeitlich zuvor nach aller notturft, sovil die winterlich Zeit damals geben mogen, bevestigt und besetzt gewesen) begeben; und als zu diser angeenden Sommerzeit und eilents zufallender Hitz der Schnee an etlichen orten zergangen, und die Nebenweg zu der Clausen, so hivor von wegen des Schnees, damit sy bedeckt, den bevelichsleuthen, die zu bewarnng der Clausen verodnet, unbekant gewest und derhalben nit bevestigt worden, etlicher massen geoffnet, sich der gelegenheit solcher eroffneter abweg gepraucht, ains tails ires volcks zu Ross und Fuess hinder die Clausen und ains tails vornendaran gefuert, das kriegsvolck so darin gelegen allerseits angegriffen und letzlich darvon getrungen und also die Clausen erobert und eingenommen, auch volgendts sich etwas geferlicher weis zu uns zu nehern und einzudringen understanden; — und ob sy nun wol gegen uns und unsern lieben freuntlichen herrn Bruder sovil unsere personen belangt nichts erhalten, so haben wir jetztjedachts unsers lieben Bruders Lande und Leuthe solches Ueberfalls zu entheben, uns sampt seiner Liebden und unserem hofgesindt von Inspruck etwas weiter herein in diese Grafschaft Tirol begeben, damit wir den sachen ferrer ruwiglich nachdenken, und wie und welcher gestalt mit pestem fueg und erster gelegenhait disem angeendem fewer und mutwilligen aufruerigen furnemen statlich der gepur und notturft nach moge begegnet ..... werden, schliesslich zu handeln und solche handlung mit verleihung gotlicher gnaden entlich in das werk zu richten". Der Kaiser ermahnt die Stadt daher treu bei ihm und dem Reich auszuharren. Er spricht voller Zuversicht und in gutem Vertrauen auf einen baldigen Umschwung der Lage, und seine Worte zeigen deutlich, dass er selbst in jenem trübsten Augenblicke nicht an ein Nachgeben, sondern lediglich an die einstige Demüthigung der „ungetreuen Aufrührer" dachte. —

Kaiser fürchtete jedenfalls das schlimmste. Als noch an demselben Abend ziemlich spät die Nachricht von der Eroberung des Passes eintraf, brach er unverzüglich auf „beim Schein brennender Windlichter; die Nacht war regnerisch und kalt, das Gebirge mit Schnee bedeckt: Karl litt an einem Anfall seiner Krankheit. Sein erster Zufluchtsort war Brunecken, nicht einmal sein eignes Schloss . . .“ [1]

Morison war, als die Gefahr immer näher rückte, von Hall doch wieder nach Innsbruck zurückgekehrt. Am 23. April schreibt er von dort aus.[2] Dass er und mit ihm Ascham die Flucht des Kaiserhofes mitmachte, ersehen wir aus der oben mitgetheilten Stelle im *Report*. Der officielle Bericht aber sowie alle Privatbriefe, die die Engländer über dieses Erlebniss nach Hause sandten, scheinen sich leider nicht erhalten zu haben. In seinem *Report* bezeichnet Ascham sich noch ein zweites Mal als an der eiligen Abreise mitbetheiligt (III. 10). Ein drittes Mal endlich in einem Briefe aus Speier, Oct. 20. 1552. Diese Stelle ist noch in anderer Weise bemerkenswerth: „Du würdest gewiss gelacht haben, so schreibt er an Sturm, hätte ich dir erzählen können, von welchem Schrecken wir in Villach am 2. Juli jeder einzelne und alle zusammen befallen und in die Flucht getrieben wurden. Das war noch viel schlimmer als am 19. Mai in Innsbruck. Irgend ein boshafter Pan oder eine Alpen-Nymphe muss diese Verwirrung unter uns erzeugt und den, wie sich später herausstellte, blinden Lärm über die Türken und das Misstrauen gegen die Venetianer verbreitet haben.“[3]

Von einer Flucht des Kaisers aus Villach am 2. Juli ist, soweit ich habe finden können, seither noch nichts bekannt geworden. Ein leeres Gerücht von der Annäherung

---

[1] Ranke, deutsche Geschichte V. 177.

[2] Flüchtiger Brief an Cecil. State Papers a. a. O. 214.

[3] I. 2, 338: „Risisses audiens me narrare, quanto metu Villaci, secundo Julii, imo longe majori quam Oeniponti decimo nono Maii, et universi nos tacti et singuli fere disjecti et ad fugam effusi sumus. Quem terrorem revera Pan aliquis aut nympha ex Alpibus in nos immiserunt, innanes autem et rumores de Turcis et suspiciones de Venetis nobis attulerunt“.

der Türken und Misstrauen gegen die Venetianer soll die Ursache davon gewesen sein. Die Türken lagen damals im Felde, den Venetianern misstraute der Kaiser schon lange.[1] beiden war er bedenklich nahe; an sich unmöglich wäre die Begebenheit also keineswegs, und hier wird sie uns durch einen Augenzeugen berichtet. Durch einen Brief Karls an die Königin Maria wissen wir übrigens aus seinem eignen Munde, dass er sich auch in Villach auf einen feindlichen Ueberfall gefasst gemacht hatte, denn es heisst dort: ... *comme les ennemies marchoient vers Villach, il [l'empereur] avoit resolu de quitter cet endroit pour aller a Brixen et peut être a Colesan [?],*[2] wo er die ihm zuziehenden spanischen und italienischen Truppen erwarten wollte. Die Richtung des einzuschlagenden Weges lässt uns zweifellos erkennen, dass der gefürchtete Ueberfall dieses Mal nicht von Moritz, sondern vielmehr von entgegengesetzter Seite, am wahrscheinlichsten von den Türken, erwartet wurde.

Nachdem jene allarmirenden Nachrichten sich als unbegründet herausgestellt hatten, kehrte der Hof wieder nach Villach zurück. Von hier aus datiren Ascham am 12. und Morison am 13. Juli ihre Briefe,[3] von hier aus trat der Kaiser seine Rückreise nach Innsbruck an. Der Aufbruch erfolgte, wie durch Karls eigne Angabe feststeht (Lanz III, 376. 380. Siehe auch Buchholz VII. 108), am 13. Juli. Da erscheint es sehr merkwürdig, dass keiner der beiden Engländer auch nur mit einer Sylbe, des noch an demselben Tage zu erfolgenden Aufbruches gedenkt. Im Gegentheil meint der Gesandte: „Die Intriguen, die der König von Frankreich allerorten spinnt, verursachen dem Kaiser so viel Kopfbrechen, dass wir hier schwerlich sagen können, in welche Richtung wir uns wenden werden.“ *(We can hardlie tell*

[1] Druffel 738 ff. Bucholz VII., 62. — Dem ensprechend meldet Morison schon am 20. Februar: „There is some suspicion here, that the Venetians wol herken to France“, und auch seine Depesche vom 13 Juli enthält sehr beunruhigende Gerüchte über die Verbindung der Venetianer mit Frankreich und den Türken. —

[2] Lanz III. 378.

[3] I. 2, 328 und British Museum, Cotton Galba B. XI. fol. 96—99.

here, which way we may turn us). Also auch das Ziel der Reise hielt man geheim! Wenige Tage vorher hatte Anton Fugger Morison ausdrücklich erklärt, an einen ernstlichen Beginn des Krieges gegen Frankreich sei vor dem nächsten Frühjahr gar nicht zu denken, da es unmöglich sei, die nöthigen Geldmittel früher zu beschaffen.[1]

Ich erwähne hier noch einer merkwürdigen Begebenheit jener Tage. Der missglückte Fluchtversuch des Kaisers am 6. April 1552, mit welchem er von Innsbruck aus unbemerkt die Niederlande zu gewinnen hoffte, ist den Engländern, die doch aufmerksame Beobachter waren, durchaus verborgen geblieben. Freilich lag Morison in den Tagen noch in Hall, er unterhielt aber doch hinreichende Verbindungen mit dem Hofe und wurde gerade damals von sehr competenter Seite mit Neuigkeiten versorgt.[2]

Erst am 28. Febr. 1553 schreibt er darüber von Brüssel aus, weil ihm erzählt sei, die Regentin habe sich kürzlich über die Sache öffentlich ausgesprochen. Der Kaiser hätte sich seinen Bart färben lassen, — Karl war damals ja schon Greis — und wäre dann nur von Andelot, Rosenberg und Vaudrey [seinem Barbier Van der Fé] begleitet, von Innsbruck aufgebrochen und auch bis Constanz gekommen; durch die Nachricht, der Rhein sei bereits von den Aufständigen be-

---

[1] ibid. fol 95[b].

[2] Ausser dem was ihm Ascham zutrug, schrieb ihm der Venetianische Gesandte wöchentlich alles, was zu seinen Ohren kam; später auch der Prediger Johann Friedrichs, dem der Kurfürst selbst die nöthigen Informationen zukommen liess. Morison rühmt namentlich, dass er hierdurch über die Vorgänge in Deutschland besser unterrichtet sei, als irgend ein anderer Gesandter bei Hofe, mahnt aber seine Quelle unbedingt geheim zu halten, da der Verkehr sonst sofort aufhören müsse. Von dem Prediger, es ist Johann Aurifaber gemeint, erfahren wir: „Er ist nur ein armer Mann, aber der Herzog erweist ihm grosse Ehre. Stets wenn er zur Verrichtung der Hausandacht eintritt, geht ihm der Fürst bis in die Mitte des Zimmers entgegen, nimmt sein Barett ab, reicht ihm die Hand und begrüsst ihn mit den freundlichsten Worten. Er hat dem Könige einst ein Buch dedicirt und durch Mr. Wotton übersandt [1551]. 100 Kronen werden für ihn ein grosses Geschenk und für den König nur ein kleiner Verlust sein". (Depesche vom 13. Juli a. a. O.).

setzt und der Weg durch Moritzens Soldaten gesperrt, wäre er dort jedoch zur Rückkehr bewogen worden.[1] Morison kann der Sache noch nicht recht Glauben schenken und hat auch früher nicht davon geschrieben, weil er es für müssiges Gerede gehalten. Jetzt glaubt er die Erwähnung aber doch nicht unterlassen zu dürfen, da solche Gewährsmänner dafür angeführt werden.[2]

In der Folge wurde er aber doch von der Thatsache überzeugt und berichtet im Mai einige seither noch nicht bekannte Einzelheiten: der Kammerdiener Karls, Adrian, der in allen Berichten als eine bei Hofe höchst wichtige Persönlichkeit geschildert wird, hätte sich in des Kaisers Bett gelegt, wenn die dienstthuenden Kammerherrn hereintraten, um ihre Meldungen zu machen und Vortrag zu halten. Auch die Priester hätten wie gewöhnlich ihre gottesdienstlichen Ceremonien vor dem Bette verrichtet und Adrian den Segen gegeben, ihn für den Kaiser haltend. War das abgemacht, so erhob sich der Kammerdiener wieder und servirte dem Kaiser die Mahlzeiten, jedem andern alsdann den Zutritt zu dem Cabinette verweigernd.[3] —

Unterdessen hatten am 26. Mai zu Passau die Verhandlungen begonnen, die eine Neuordnung des erregten Reiches versuchen sollten.

„Der Herzog von Sachsen [Johann Friedrich], so lässt Morison am 8. Juli Ascham nach Hause berichten,[4] hatte einen seiner Räthe in Passau, der von Zeit zu Zeit nach dem Gange der Dinge sehen musste, und obgleich dieser Mann sehr wohl weiss, was seinem Herrn durch Moritz angethan worden, so kann er doch nicht umhin, die ausserge-

---

[1] Der Bericht über dieses Ereigniss vom Kaiser selbst an seine Schwester Marie in einem Briefe vom 30 Mai 1522 findet sich bei Bucholz IX. 544 ff. Karl kam nicht bis Constanz sondern nur bis Bachelbach, einem Dorfe 1 Meile vor der Clause gelegen.

[2] State Papers a. a. O. 252.

[3] ibid. 278.

[4] British Museum, Cotton Galba B. XI. fol. 96—99. Der Brief ist nach dem Tage des Abschlusses datirt: Juli 13. Doch wurde der erste Theil geschrieben: Freitag den 8. Juli.

wöhnliche Klugheit laut zu preisen, die der letztere bei den Berathungen entwickelte. Die Versammlung ist, wie er berichtet, sehr gross gewesen, und jeder einzelne der Theilnehmer war so glücklich ausgewählt nach Verstand, Bildung und Einsicht, dass Deutschland eine ähnliche Zahl so ausgezeichneter Männer seit vielen Jahren nicht beisammen gesehen hatte. Nur wenige von den Kurfürsten waren gekommen; die Fehlenden hatten aber ihre Vertreter geschickt. Auch nur wenige Fürsten; sie waren gleichfalls durch Bevollmächtigte vertreten. Aber die Stände waren in grosser Zahl beisammen. Die Knechtschaft und Gebundenheit auf den früheren Reichstagen machte die gesetzmässige Freiheit, welche auf diesem herrschte, um so süsser. Sie tagten diesmal nicht, um einfach zu thun, was der Kaiser wollte, sondern um dasjenige als Gesetz aufzustellen, was sie selbst nach reiflicher Erwägung als das beste erkannt hatten. Die Stände beriethen gesondert von den kurfürstlichen Repräsentanten. Der römische König war von den Sitzungen beider Körperschaften ausgeschlossen, er wurde von den Vorgängen wohl unterrichtet, jedoch erst nach gefasstem Beschlusse. Die Vorlagen, die der Kaiser machte, kamen zuerst an ihn, er übersandte sie an Moritz, und von diesem gingen sie an die Stände als an das Unterhaus. Dort sagte dann jeder offen, was er in der Sache für das beste hielt, nicht mehr in Furcht, dass seine Worte auswärts weiter erzählt und ihm nachgetragen werden würden. Hatten sie ihre Beschlüsse gefasst, so wurden diese schriftlich dem Kurfürsten-Collegium eingesandt, das dann gleichfalls frei berieth und das Recht hatte zu verwerfen oder anzunehmen. Was seine Zustimmung fand, ging weiter an den König, was es aber glaubte nicht billigen zu können, kam wieder an die Stände zurück, welche die Sache noch einmal erwogen. Nahmen diese die gemachten Abänderungen und Zusätze an, so gingen auch diese Punkte als beiderseits anerkannt zum Könige. Auch er hatte das Recht anzunehmen oder zu verwerfen, und was er auf guten Grund verwarf, das unterlag zum dritten Mal der Berathung in beiden Häusern. Entweder gab man hier nun den Wünschen des Königs nach oder

lehnte sie ab, und dann wurden die Artikel so wie sie vorher festgestellt waren dem Kaiser überschickt, der einfach ja dazu sagen oder eingehend erklären musste, warum er das nicht konnte oder nicht wollte. Aber dieser Reichstag schloss nicht, um nachher wieder zusammenzutreten und zu ändern, was etwa dem Kaiser missfallen hätte."

Am 23. Juni wurde das Protocoll der Sitzungen zu Passau geschlossen und das neue Friedensinstrument dem Kaiser zur Unterzeichnung zugesandt. 14 Tage später waren auch die Engländer im Besitz desselben, und Morison giebt eine eingehende Analyse des wichtigen Schriftstückes. In scharfen treffenden Zügen zeichnet er das ausserordentlich Drückende und vielfach Verletzende, das für den mächtigen Herrscher in der Annahme dieser Bedingungen liegen musste. Aber er meint doch noch, dass trotz der anfänglichen entschiedenen Ablehnung, der Kaiser sich zu Zugeständnissen an die Deutschen verstehen werde, um gegen Frankreich freie Hand zu erhalten. Solche Zugeständnisse zu erwirken eilte so eben ja auch König Ferdinand selbst von Passau herüber. Am Tage vor seiner Ankunft hatte Morison eine Audienz bei Arras, um den Boden für einen etwaigen englischen Vermittlungsversuch zu sondiren. Er fand den Bischof nach seinen Aeusserungen recht friedfertig gesinnt, erfuhr aber, dass ihm das Kommen Ferdinands gar nicht recht sei.

„Am Freitag Abend um 6 Uhr (8. Juli), so berichtet Ascham in des Gesandten Namen, kam der König hier an und begab sich sofort zum Kaiser, mit dem er bis lange nach 10 Uhr zusammen blieb. Am folgenden Morgen begab er sich wieder zu ihm, sobald der Kaiser nur erwacht war. So sind sie den grössten Theil der 2 Tage und 3 Nächte, die er hier war, zusammen gewesen, aber wie der König sagte, hat er damit nur Zeit und Mühe verloren. Er meint, dass ein Mann in solcher Gefahr, den sich ihm bietenden Frieden freudig begrüssen müsste. Aber wenn er Gefahren und Verluste bedenkt, so sieht der Kaiser auf seine Ehre und hält die Schande für den grössten Verlust, der einen Fürsten treffen kann. Er hält sich selbst für entehrt, wenn er den Kampf mit den Gegnern nicht aufnimmt; der König dagegen meint,

es bringe wenig Ehre zu kämpfen, wo man sicher sei überwunden zu werden. König Ferdinand hat sein Möglichstes gethan, um den Streit auf irgend eine Weise beizulegen. Aber da die Stände den Kaiser zu heftig drängen, und er zu wenig nachgeben will, wird die Passauer Conferenz doch wol ein blutiges Ende nehmen müssen. Man sieht Arras für die Ursache von des Kaisers Hartnäckigkeit an. Vor seiner Abreise überwarf sich der König mit ihm und schied, wie man sich zuflüstert, auch vom Kaiser nicht in völliger Eintracht. Ihm mag alle seine Mühe übel angewandt erscheinen: auf einfacher Post kam er hier an *(came thyther upon vyle post),* Pferde sind ihm jetzt ganz verhasst, sein Gesicht sonnverbrannt. Heute war er gezwungen unter Blitz und Donner und heftigstem Regen auszureiten. Schon um zwei Uhr Morgens sass er im Sattel, der gute König! Die Hitze auf seinem Herweg hat ihm aber kaum solche Beschwerden bereitet, als ihm die Nässe jetzt auf diesem Ritte wahrscheinlich verursachen wird. Nur selten haben sie in Passau eine Sitzung begonnen oder geendet, ohne dass heftige Gewitter und Sturm und Regen sich über der Stadt entluden, als wollte der Himmel selbst erklären, dass diese Dinge in Krieg und Verwirrung enden müssten und nicht mit blossem reden ausgetragen werden könnten. Der König hat in all dem Hin- und Herreiten den grössten Eifer bewiesen. Er will, dass alle diese unter Waffen stehenden deutschen Heerhaufen so schnell als möglich nach Ungarn und Siebenbürgen ziehen, wo er von den Türken bereits aufs allergefährlichste angegriffen ist; aber er mag eher seine Mühe und sein ganzes Königreich verlieren, als der Kaiser diesen Artikeln zustimmen wird.[1]

„Um Moritz bei den Protestanten in Misscredit zu bringen, verbreiten die Spanier, er hätte dem Kaiser vollste Ergebenheit zugesagt, wenn dieser versprechen würde, Johann Friedrich in ewiger Gefangenschaft zu halten. Der Kaiser aber hätte erklärt, er wolle lieber selbst in Gefangenschaft gerathen, ehe er sein dem Herzog gegebenes Wort bräche. Der Her-

[1] Die Rücksicht auf König Ferdinands bedrängte Lage war es vornemlich, was den Kaiser doch am Ende zum nachgeben bewog.

zog [Johann Friedrich] besuchte Sonntag Nachmittag den König Ferdinand, der ihn mit der grössten Liebenswürdigkeit empfing. Er ging ihm entgegen und führte ihn in sein eignes Schlafzimmer, wo sie lange in eifrigem Gespräch beisammen blieben, dann geleitete der König seinen Gast bis fast an den Fuss der Treppe und befahl nachher seinen vornehmsten Räthen, ihm in seinem Quartier ihre Aufwartung zu machen. Am Abend desselben Tages gab der Oberhofmeister des Kaisers dem Herzog ein Gastmahl, drei Tafeln waren besetzt mit den vornehmsten Cavalieren des kaiserlichen Hofes. Es gab dort treffliche Musik, vorzügliche Speisen und trotzdem, wie ein Theilnehmer mir versicherte, nur wenig Fröhlichkeit.

„Es giebt hier Leute, die behaupten, dass wenn der Kaiser auf seinem Entschluss beharrt, und die Fürsten von ihren Forderungen nichts zurückziehen wollen, dass der König sich dann wol eher auf die Seite des Reichs stellen, als mit dem Kaiser untergehen werde. Diese Ansicht würde an Wahrscheinlichkeit gewinnen, wenn der König nicht fürchten müsste, nach Verdrängung seines Bruders sich selbst nur eine kurze Weile noch halten zu können."

Ferdinand wurde aber nicht mehr vor diese schwierige Wahl gestellt. Am 29. Juli[s] untersiegelte Moritz in seinem Lager vor Frankfurt die Vertragsurkunde mit den Abänderungen, die der Kaiser als unerlässlich bezeichnet hatte, und einen Monat später ertheilte der stolze gedemüthigte Monarch, auch jetzt noch erst nach langem hartem Kampfe, dem neuen Frieden seine Bestätigung. —

Während all dieser Verhandlungen bot sich Ascham eine langersehnte Gelegenheit, von Villach aus auch einen Ausflug nach Italien zu machen,[1] der jedoch kürzer ausfiel,

[1] Der Termin dieser Reise ist bis jetzt zweifelhaft gewesen. Giles vermuthet, Ascham habe sie von Augsburg aus unternommen. Aber das ist irrig; in seinem letzten Augsburger Briefe (I. 2, 308) redet er noch von der Hoffnung, nun endlich nach Italien zu kommen, denn er glaubte, der Kaiser werde sich von Innsbruck aus auf den Kriegsschauplatz nach Piemont begeben und in der Folge nach Neapel und Sicilien weiterziehen. Auch von Innsbruck aus kann er seinem

als sein brennender Wissensdurst es sich wünschte. Während der ganzen Zeit seines bisherigen Aufenthalts in Deutschland hatte er sich eifrig für eine Studienreise nach Italien vorbereitet, das, wie es heute noch das gelobte Land der Künstler ist, damals zum mindesten dieselbe Bedeutung für die Gelehrtenwelt besass. Fleissig hatte er Italienisch getrieben und darüber wol das Deutsche vernachlässigt. Er bekennt: „In der italienischen Sprache bin ich jetzt recht gewandt, aber sicherlich trinke ich auf deutsch besser, als ich auf deutsch rede."

Einen Bericht über diesen Ausflug besitzen wir leider nicht mehr. Unzweifelhaft hat er einen solchen geschrieben, denn gerade über Italien verspricht er seinen Freunden ausführliche Nachrichten. Nur wenige zerstreute Notizen geben uns noch Kunde von dieser Episode seines reichen Lebens.

Das lange Ausbleiben seiner Diäten und die Unmöglichkeit, während der deutschen Wirren selbst zu den höchsten Zinsen in Augsburg oder einer der andern Reichsstädte Vorschüsse zu erhalten, nöthigten Morison im Laufe des Juni seinen Secretär nach Venedig zu senden und dort durch Vermittlung der ständigen englischen Gesandtschaft Geld aufnehmen zu lassen.

Die Dringlichkeit des Auftrages erklärt es uns, dass Ascham sich nur einen kurzen Aufenthalt in Venedig erlaubte und einzig in dieser einen Stadt Italien kennen lernte. Nur neun Tage ist er dort gewesen. Von seiner wissenschaftlichen Ausbeute erfahren wir aus den oben erwähnten Ursachen nichts. In seinem *Schoolmaster* bietet sich ihm jedoch einmal die Gelegenheit auf italienische Sittenzustände einzugehen, und da fällt seine Schilderung höchst ungünstig aus.

Wunsche nicht Genüge geleistet haben, da er sonst Trient berührt haben müsste, Grant aber sehr bestimmt behauptet, er sei nicht an den Sitz des Concils gekommen (III. 328). Am 19. Mai machte er die Flucht des Kaisers mit, am 2. Juli war er bei dem blinden Lärm in Villach anwesend, am 8. und 12. Juli schreibt er wieder von dort aus. Aller Wahrscheinlichkeit nach wird er da im Laufe des Juni nach Venedig gegangen sein.

„Ich war einst selbst in Italien und ich danke Gott, dass mein Aufenthalt dort nur neun Tage dauerte. Dennoch sah ich in der kurzen Zeit und in der einen einzigen Stadt mehr Gelegenheit zur Sünde, als wie ich in unserem soliden London in neun Jahren kaum erzählen hörte. Die Sünde wurde dort nicht nur nicht gestraft, man beachtete sie überhaupt nicht. Sie stand so sehr in jedermanns Belieben, wie etwa in London man niemandem darüber eine besondere Rüge ertheilt, wenn er Pantoffeln statt der Schuhe tragen will. Und das hat seinen guten Grund. Da sie sich dort zu der Wahrheit in Glaubensfragen gleichgültig verhalten, müssen sie wol zur Sittlichkeit im Leben dieselbe Stellung einnehmen. Bei uns in London wird, *blessed be Christ!* Gottes Gebot täglich eifriger verkündet, dem Herrn auch in Privathäusern fleissiger gedient, als in Italien in einer Woche in allen Kirchen des ganzen Landes zusammen genommen. Das theatralische Schaugepränge soll das Auge erfreuen, lockende Musik soll dem Ohre schmeicheln; aber der Dienst Gottes im Geist und in der Wahrheit ist aus ihren Kirchen verbannt. Der Lordmajor von London, doch nur ein Civil-Beamter, ist wahr und wahrhaftig in der kurzen Zeit seiner Amtsdauer eifriger in der Bestrafung der Sünde, diesem geschworenen Feinde Gottes und aller gesetzlichen Ordnung, als alle die blutdürstigen Inquisitoren Italiens im Verlaufe von sieben Jahren. Denn ihr Ziel und Zweck ist nicht die Sünde zu strafen, die Sitten zu bessern, die Lehre zu reinigen, sondern ihre Blutarbeit richtet sich nur darauf: zu verhindern, dass Christi wahre Religion dort Fuss fasse und um sich greife, wo der Papst einmal sein Regiment errichtet und noch Gewalt hat.

„Ich erfuhr während meines Aufenthalts in Venedig, dass man es dort für eine weise Ordnung ansieht, wenn von vier und fünf Brüdern in einer Familie nur einer heirathet (wol um das Vermögen nicht zu sehr zu zersplittern), während die übrigen in wilder Ehe leben, wie bei uns die Schweine zu thun pflegen. Dort dienen kirchliche und gesetzliche Bestimmungen zur Erhaltung derselben Unordnungen, die bei uns durch eben diese Mittel unterdrückt werden. Und wenn

dann gar der Papst in eigener Person durch seine Ablassbriefe und Licenzen solche lasterhafte Sitten in Italien nicht nur duldet, sondern bei sich in Rom die Bordelle gar zu einer Erwerbsquelle macht und von ihnen Einkünfte bezieht, so mag jeder Vernünftige urtheilen, ob Italien der geeignete Boden ist, um reine Gesinnung und gute Sitten zu zeitigen, und die rechte Schule, in der unsere jungen Leute sich zu tüchtigen Männern bilden können."[1]

Damals nämlich war es üblich, dass die jungen englischen Edelleute sich zur weiteren Ausbildung und zur Vollendung ihrer Studien für einige Jahre auf auswärtige Universitäten begaben. Die italienischen Hochschulen übten da die stärkste Anziehungskraft, entschieden zum Nachtheil der jungen Leute, wie Ascham behauptet, und wie er eben im *Schoolmaster* eingehend nachzuweisen sucht.

Er verwahrt sich eifrig dagegen, als verurtheile er die Bildung, die auf Reisen auswärts erworben werde, überhaupt, oder als werde sein Urtheil über Italien durch irgend eine *private malice, which I bear to Italy,* bedingt. Im Gegentheil verstehe er sehr wol die reichen Bildungsmittel zu schätzen, die Italien, zumal Rom, darbiete. Er erklärt sich vielmehr gegen die Sitte oder Unsitte, die Söhne des Landes schon in jungen Jahren nach Italien zu senden, wegen der grossen Gefahren, die ihnen dort für Leib und Seele drohen. Das üppige, leichtfertige Leben in den italienischen Städten, die verführerischen Künste der gluthäugigen Circen, die zersetzenden Tendenzen des italienischen Humanismus, der hochfahrende, anmassende Sinn der italienischen Gelehrsamkeit und das wüste Parteitreiben und Factionswesen, alles das stelle den nordischen Gästen Netze, denen nur wenige zu entgehen wüssten, in welchen die meisten in der einen oder in der anderen Weise sich fingen. Dann kehrten sie heim mit leeren Köpfen, verödeten Herzen, als Revolutionäre, Papisten oder Atheisten.[2]

---

[1] III. 163—165.

[2] Ascham stand mit seinem scharfen Tadel der verderblichen Studienreisen junger Engländer nach Italien nicht allein da. Wenige Jahre nach ihm eifern John Lyly in seinem Euphues und Bischof Hall

Hauptsächlich gegen den Geist der italienischen Literatur eifert er. Dass die Werke Machiavells, Boccaccios, Petrarcas ins Englische übersetzt würden und in allen Bücherläden feilständen, erklärt er für eine ernste Gefahr des Landes und der Gesellschaft und will am liebsten ein strenges polizeiliches Verbot gegen sie erlassen wissen.

Es ist aber nicht genau, wenn Disraeli meint, Ascham verdamme diese Bücher nur, weil sie italienisch und daher papistisch wären. Allerdings erklärt er im *Schoolmaster* die Fluth von neuen Uebersetungen aus dem Italienischen als einen verdeckten Schachzug der Römlinge. „Weil die geschäftigen und erklärten Papisten draussen mit ihren Tendenzbüchern nur wenige Engländer vom wahren Glauben und klaren Urtheile dringen und verführen können, haben die schlauen und geheimen Papisten zu Hause für die Ueber-

---

in seinen Satyren in ebenso nachdrücklicher Weise gegen diese Untergrabung guter englischer Sitte. Beide stützen sich dabei augenscheinlich auf ihren berühmten Vorgänger, und zumal Lyly scheint wie den Titel, so auch das leitende Motiv zu seinem Zeitroman Aschams Buche entnommen zu haben. Ein heftiger Gegner erstand ihm dagegen 200 Jahre später in dem Italiener Joseph Baretti (An account of the manners and Customes of Italy. London 1769. I—II. 8°), der in wohlentschuldbarer Weise für seine so arg getadelten Landsleute einzutreten suchte: „Aschams writings are indeed as full of Greek and Latin as they can hold: but they breathe so virulent a Spirit of unchristian enmity to our fellow-creatures on the other side of the Alps (by whom he certenly was never offended), that notwithstanding the erudition with which they are stuffed, it had surely been better to let them lie for ever in that lucky darkness in which they were buried.“ (II. 137). Er meint, dass wenn Ascham nur neun Tage in Italien gewesen, er sich ein Urtheil über dasselbe gar nicht erlauben dürfe, ohne sich der sträflichsten Oberflächlichkeit schuldig zu machen, und tadelt Johnson, der kurz vorher eine neue Ausgabe von Aschams Werken nebst Biographie hatte erscheinen lassen, dass er, anstatt die outrageous madness of those infamous accusations zu rügen, in shamful silence über dieselben hinweggegangen sei. „No eminence of learning aber or affectation of holiness ought to make us overlook the detestable brutality of him, who as far as he could endeavoured thus to set the great republic of mankind by the ears and to kindle in one part of the human species a violent and unextinguishable hatred ageinst the other“.

setzung der Schand-Bücher *(bawdy books)* aus dem Italienischen gesorgt, durch die viele jugendliche und leichtsinnige Gemüther verlockt werden, jede ernste Lectüre zu verschmähen und über Sitte und Anstand zu spotten." „Zehn Bücher wie der *Morte Arthur* richten nicht den zehnten Theil des Schadens an, den diese Bücher thun, die in Italien geschrieben und in England übersetzt werden." Und unmittelbar vorher sagt er: „Zehn Predigten in der Paulskirche wirken nicht so viel Gutes zur Befestigung der Hörer im wahren Glauben, als eines dieser Bücher Böses stiftet durch Verlockung der Leser zu sündhaftem Leben. Und ich behaupte weiter, dass ihr eigentlicher Zweck weniger darin besteht das ehrbare Leben zu vergiften, als vielmehr darin die wahre Religion zu untergraben. Mehr Papisten werden geworben durch diese schlüpfrigen Bücher aus Italien, als durch alle fanatischen Schriften aus Löwen."

Diese Stellen zeigen uns bereits, wie Ascham philosophirte. Ich finde, dass er zur Zeit der religiösen Reaction unter Maria, wenn auch nicht mit eben dem gleichen Nachdruck, aber doch immerhin, seine Stimme gleichfalls gegen die italienischen Classiker erhob. Als er im Jahre 1555 dem Cardinal Pole ein Exemplar von Osorios Werk *de Nobilitate civili Christiana* zum Geschenk machte, hob er ganz besonders das Capitel hervor, in welchem Osorio gegen Machiavelli polemisirt: „Viele urtheilsvolle Männer halten dafür, dass Machiavelli immer, wie du auch selbst weisst, mit grossem Geiste, aber oft mit wenig weiser Einsicht Christi Lehre frech zu verkleinern und gottlos zu verspotten sucht." [1]

Wir sehen, Ascham erkennt sehr wohl, dass diese Bücher nicht aus dem Geiste der katholischen Kirche entsprungen sind, dass sie weit davon entfernt sind, papistische Interessen zu vertreten. Aber sie sind ebensowenig protestantisch. Sie kehren sich überhaupt gegen jede positive Lehre, von welcher Seite auch immer diese aufgestellt werden mag. An einer Stelle nennt er sie geradezu atheistisch.

---

[1] I. 2, 442.

Diese zersetzende Tendenz ist es, aus der er die Gefahren herleitet, vor welchen er warnt. Indem durch sie die protestantische Ueberzeugung aufgelöst werde und der innere sittliche Halt verloren gehe, indem durch die leichtfertige Moral dieser Literatur für wenig charakterfeste Menschen der Unterschied zwischen Gut und Böse, zwischen Recht und Unrecht sich verwische, fürchtet er, dass dem Katholicismus in die Hände gearbeitet werde. —

Anfang August brach der Kaiser von Tyrol auf, um an der Spitze eines in der Bildung begriffenen Reichsheeres die Wiedereroberung der von Frankreich im Frühjahr besetzten Reichslande zu versuchen. Die Bisthümer Tull Verdun und Nanzig waren dem Feinde von den verbündeten Fürsten preisgegeben worden; Metz hatte König Heinrich II. von Frankreich widerrechtlich besetzt, so *unhonourably stolen away,* so unehrenhaft weggestohlen, wie Ascham sich ausdrückt.

Ueber Innsbruck ging der Kaiser zunächst wieder nach Augsburg zurück, wo er die letzte August-Woche über rastete. Dann zog er über Ulm und Strassburg weiter bis Landau.

Die englische Gesandtschaft ist dem Hofe wie üblich gefolgt; am 22. August finden wir sie in Augsburg, Mitte September in Strassburg.[1] Drei Tage weilte Ascham in der altberühmten Reichsstadt. Aber worauf er sich am meisten gefreut hatte, seinen Freund Johann Sturm kennen zu lernen, das blieb ihm versagt. Sturm war gerade verreist, und so hatte ein ungünstiger Zufall auch dieses zweite und letzte Mal die Möglichkeit persönlicher Bekanntschaft zerstört. In einem Briefe vom 20. October spricht Ascham dem Freunde sein schmerzlichstes Bedauern darüber aus, und wie lebhaft dieser solche Gefühle erwiederte, suchte er durch eine kostbare Uhr, damals eine sehr werthvolle Gabe, zu beweisen, die er Ascham zum Andenken nach Speier sandte. „Ich versichere Sie, so hatte wenige Monate vorher Aschams

[1] Sleidan an W. Cecil. Argent. 20. Sept. 1552: „ . . . Fuit hic nobiscum D. Morisynus et Aschamus . .“ (Strype, Mem. of Cranmer II. 1009).

Landsmann, John Hales, ihm über den berühmten deutschen Philologen geschrieben, es ist das lehrreichste und anziehendste, diesem Manne zuzuhören, wenn er ein Capitel aus dem Demosthenes erklärt, oder Cicero und Demosthenes vergleicht, oder diesen beiden gar noch des Aristoteles Weisheit hinzufügt! Er hat die Absicht nach England zu gehen, sich dem Könige vorzustellen und unsere Universitäten kennen zu lernen. Wie werden sich unsere Lectoren beschämt fühlen und sich selbst klein erscheinen, wenn sie ihn erst gehört haben! denn ich weiss keinen unter den Unsrigen, der es wagen dürfte, an Wissen, Geist und reifem Urtheil sich ihm an die Seite zu stellen . . . . In voriger Woche waren wir im Nidrusiano [einem gelehrten Verein, den Sturm in seinem Gymnasium um sich vereinigte] beisammen, wo man sich sehr nach Ihrer Gesellschaft sehnte. Sturm machte den liebenswürdigsten Wirth und verbreitete dadurch Behagen und Frohsinn im ganzen Kreise.“ [1]

Fehlte Sturm, so traf Ascham doch Johann Sleidan, einen der hervorragendsten politischen Geister nicht nur der einen Reichsstadt, sondern des ganzen damaligen Reiches. Schon von Augsburg und Innsbruck aus hatte Ascham in regem Briefwechsel mit ihm gestanden. Er fühlte das lebhafteste Interesse für diesen Mann, von dem man damals so viel erwartete. Früher bereits, vor seiner Abreise aus England,

---

[1] Bruchstücke der im Winter 1551—1552 ausserordentlich regen Correspondenz zwischen Hales und Ascham befinden sich in der Cambridger Universitäts Bibliothek: Moores MSS. Dd. IX. 14, fol. 76–81. (Zum Theil auch Copien davon in Bakers MSS. XXXII. fol. 498—499). John Hales haben wir schon oben in seinen Notizen über Deutschland kennen gelernt. Er war ein Mann von vielseitigen Interessen und voll des regsten Wissensdranges. Als eifriger Protestant lebte er unter Maria in der Verbannung und wurde nach Elisabeths Regierungsantritt im Finanzministerium angestellt. Im April 1564 veröffentlichte er ein Buch, in welchem er, um die katholische Maria Stuart von der Thronfolge auszuschliessen, die Rechte der jüngeren Schwestern Johanna Greys vertheidigte. Trotz der guten Absicht, nahm die Königin dieses Schriftchen so übel auf, dass sie den Verfasser ins Gefängniss werfen und ihn lange Jahre im Tower schmachten liess. —

hatte er nach Kräften mitzuwirken gesucht, dass ihm auch von dorther die durch Bucer angeregte pecuniäre Hülfe zufliesse, um in Musse sein grosses Geschichtswerk über die politischen und religiösen Kämpfe seines Zeitalters beendigen zu können. Auch in ihrer Correspondenz ist die Sache zur Sprache gekommen, und aus einem Schreiben Sleidans, dem einzigen aus dieser Correspondenz erhaltenen[1], erkennen wir, welches Gewicht derselbe auf Aschams Fürsprache bei Morison und bei seinen Freunden und Gönnern am englischen Hofe legte.

Unter den übrigen Männern, die ihn in Strassburg so liebenswürdig und gastlich aufgenommen, wie Ascham gegen Sturm dankbar hervorhebt, erscheinen ferner an erster Stelle der Stadtsyndicus Grempius, den er schon in Augsburg kennen gelernt hatte, und die zwei Brüder Werther, Anton und Philipp, die als freigebige Förderer der Wissenschaften in Strassburg damals die Rolle spielten, wie in Augsburg die Peutinger und Fugger. Als Sturm an seiner Analysis des Cicero arbeitete, gaben sie 400 Kronen jährlich her, *to find him writers.*

Toxites, mit dem er auch schon früher correspondirt, ward ihm nun innig vertraut. „Unsern Toxites, schreibt er, habe ich doch von Allen am liebsten gewonnen. Hielt ich ihn schon früher für einen tiefgelehrten Mann, so weiss ich jetzt auch, dass er der beste Mensch mit den liebenswürdigsten Umgangsformen ist.“

Die Stadt selbst hat ihm sehr zugesagt. „Als ich in Strassburg war, glaubte ich mich in das alte Sparta versetzt, nur dass eure starken Mauern zu dem Bilde nicht passten. Wie sympatisch berührte mich jene lakonische Art, die Frugalität in der Lebensweise, der Ernst in den Mienen, die Sitten durch bürgerliche Einfachheit ausgezeichnet, wenig lockend zu leichtem Lebensgenuss; die Geister voll hohen Schwunges und doch bedächtig nach lakedämonischer Art . . .“ Sehr merkwürdige Lobsprüche für die Stadt

[1] I. 2, 325 ff. — Vergl. Baumgarten, Ueber Sleidans Leben und Briefwechsel. Strassburg 1878. p. 84.

sowohl als für den Mann, der sie ausspricht! Wir müssen es bedauern, dass der eingehende Bericht über jene drei Tage, den er unzweifelhaft nach Cambridge gesandt hat, für uns verloren ist. Er würde uns ein erwünschtes und lebendiges Bild geben von dem reichen geistigen und wissenschaftlichen Leben, das damals in Strassburg blühte, und das die alte Reichsstadt zu einem der Hauptcentren der Bildung und Gesittung auf deutscher Erde machte. Ihre Bedeutung ging aber weit über die Grenzen des Reiches hinaus. In wissenschaftlicher wie in religiöser, wie auch bis dahin in politischer Beziehung behauptete diese Stadt eine Stellung, die wir als eine ebenso selbständige wie bedeutende bezeichnen müssen. Männer wie Jacob Sturm, Bucer, Fagius, Johann Sturm, Sleidan machten, dass ihr Name in England und Frankreich ebenso bekannt war als in Deutschland. Zumal mit England hatten sich enge Beziehungen geknüpft. Durch alle die Jahre finden wir hier zahlreiche englische Gelehrte; den unter Heinrich VIII. wie nachher unter der katholischen Maria flüchtigen Theologen bot sich hier eine der gesuchtesten Zufluchtsstätten; Bucer und Fagius zogen, als sie dem Interim weichen mussten, nach England; von dort her kamen Unterstützungen und Pensionen, die den Strassburger Gelehrten bei ihren Arbeiten eine Hülfe sein sollten. —

Von Strassburg ab war es den fremden Gesandten verwehrt, dem Kriegszuge des Kaisers weiter zu folgen. Karl fürchtete die spähenden Blicke der auswärtigen Berichterstatter, den möglichen Verrath seiner militärischen Massregeln und Bewegungen. Das diplomatische Corps begab sich daher nach Speier, wo es all die Monate über blieb, während deren der Kaiser bei Landau lagerte und nachher vor Metz festsass. Wir werden verstehen, wie wenig das aber nach dem Sinne der Herren war. Wenigstens Morison machte energische Anstrengungen, um für sich eine Ausnahme zu erwirken. In den letzten Tagen des September schickte er Ascham zu Arras nach Landau hinüber, um in dieser Richtung Schritte zu thun. Des Secretärs Bericht an seinen Vorgesetzten über diese Mission ist vom 1. October

datirt[1] und zeigt uns, dass er mit seinen Bemühungen vollständig gescheitert war. Arras schlug die Bitte rund ab und stellte die Zulassung in Landau und einen Empfang beim Kaiser nur für den Fall in Aussicht, dass der Gesandte einen besonderen Auftrag auszurichten hätte.

Schon unmittelbar darauf sollte sich hierzu Gelegenheit bieten. Am 4. October langten Instructionen der englischen Regierung an, denen zufolge Morison dem Kaiser ein Bündniss aller christlichen Staaten gegen die Türkei vorschlagen sollte. Sofort machte er sich auf den Weg und sandte Ascham voraus, um in Landau seine Ankunft anzuzeigen. Was der Kaiser damals von England wünschte, war aber nicht ein Bündniss gegen den Türken, sondern gegen den Feind, den er eben selbst zu bekämpfen auszog und mit dem auch England so oft und so lange schon seine Kräfte gemessen hatte. Morison und der ihn anmeldende Ascham wurden daher von Arras mit der ausgesuchtesten Liebenswürdigkeit empfangen. Unmittelbar nach seiner Ankunft wurde der Gesandte zur Audienz beim Kaiser beschieden; dann folgte die Enttäuschung Karls und eine recht kühle Entlassung Morisons. Mit der angebotenen Liga wider den Türken wusste der Kaiser im Augenblick nichts anzufangen, obwohl ein solcher Bund — so hatten die Engländer es sich gedacht — ja auch mit gewissen Nachtheilen für Frankreich, den Verbündeten des Sultans, verknüpft sein müsste. Der Gesandte ward nicht zum Bleiben in Landau aufgefordert; schon am folgenden Tage kehrten er und Ascham wieder nach Speier zurück.

Der officielle Bericht über den Ausgang dieser Action ist von Speier am 7. October 1552 datirt, ein wahres Prachtstück diplomatischer Kleinmalerei. Eingehend schildert er jeden Zug im Verkehr und Gespräch der betheiligten Per-

[1] Gedruckt bei Hardwicke, Miscel. State Papers I, 48 und Giles I. 2, 334. Ein Regest findet sich in Calendar of State Papers, For. 1547—53. p. 222; doch irrt hier Mr. Turnbull, wenn er den Bericht von Landau datirt. Ascham schrieb ihn erst nach seiner Rückkehr in Speier. Das Original befindet sich im British Museum, Cotton Galba B. XI. fol. 103—104.

sonen bis herab zu dem Pflaster auf des Kaisers Zungenspitze und der Bürste, die Arras dem Gesandten zum Abstäuben der Kleider reichen liess. Dieses Detail giebt dem Documente einen besonderen Reiz und da zugleich seine politische Bedeutung nicht unerheblich ist, halte ich mich für entschuldigt, wenn ich hier ausführlicher excerpire:[1]

„Bei Ankunft meines Secretärs in Landau, so schreibt der Gesandte, befand sich Arras gerade beim Kaiser; er traf aber Mr. Adrian, den Kammerdiener, und trug ihm seine Meldung in einer Weise auf, dass Arras unverweilt zu ihm herauskam. Als er den Grund von Aschams Wiedererscheinen gehört hatte, begab er sich zuerst in das Gemach des Kaisers zurück und machte diesem Meldung von der Sache; dann forderte er meinen Secretär auf mit ihm zu gehen, weil sofort ein Quartier für mich in Stand gesetzt werden sollte. In dem Augenblick ritt ich aber bereits in die Stadt ein und begegnete durch einen Zufall dem Bischof auf seinem Wege. Er forderte mich sehr zuvorkommend auf mit in seine Wohnung zu kommen, um dort meine Kleidung zu wechseln und auszuruhen, bis der Kaiser von meiner Ankunft in Kenntniss gesetzt oder für mich ein eignes Quartier hergerichtet sein würde. Zugleich liess er Anwerpe, den Quartiermeister, kommen und gab diesem den Befehl, darauf zu achten, dass ich g u t logirt würde. Ich meinte: bei ein oder zwei Nächten käme es nicht so gar viel darauf an, und wer sich in ein Lager begäbe, dürfe überhaupt nicht zu viel auf Bequemlichkeit sehen. Wir ritten nun ein gutes Stück durch die Stadt, ich musste dabei den Platz zu seiner Rechten nehmen und er unterhielt sich mit der ausgesuchtesten Liebenswürdigkeit. Als wir an sein Haus gelangt waren, führte er mich in sein eignes

---

[1] Vollständig gedruckt bei Hardwicke, Miscel. State Papers I, 51 ff. — Kurzes Regest in Calendar of State Papers a. a. O. p. 222. Auch bei Tytler findet es sich und ist benutzt in Froudes Hist. of England V. 283 f. — Das Original, welches Mr. Turnbull nicht mehr kannte, habe ich im British Museum, Cotton Galba B. XI. fol. 105—108 aufgefunden und aus demselben mehrere nicht unerhebliche Lücken in Lord Hardwickes Abschrift ergänzen können.

Schlafzimmer und bestand darauf, dass mein Gepäck dort hineingetragen werde und ich mich dort umkleide."

Während der Gesandte auf seine Sachen wartete, versuchte der kaiserliche Minister mit brennender Neugier hinter den Sinn und Inhalt von Morisons Mission zu kommen, aber dieser wich gewandt allen ihm gestellten Fallen aus und verrieth nichts von seinem Geheimniss. „Unterdess waren meine Sachen hereingebracht und der Bischof erklärte, er wolle mich nun allein lassen, bis meine Toilette beendet sei. Während meine Leute auspackten, was ich verlangte, sorgten seine Diener für eine Bürste und Wasser zum Waschen meiner Hände. Dann breiteten sie ein paar Servietten über den Tisch, trugen eine Pastete aus Edelhirsch auf und meldeten, es seien auch ein paar Rebhühner über dem Feuer, die sogleich fertig sein würden. Ich sagte ihnen, ich hätte bereits in Speier zu Mittag gegessen, aber der Bischof, der soeben — benachrichtigt, dass meine Diener mit mir fertig geworden — wieder eintrat, drang in mich etwas vom Wildprett zu geniessen, um mir nachher seinen Wein desto besser munden zu lassen. Ich bemerkte einen Teller voll Oliven, ass eine derselben und trank ihm dann ein Glas Wein zu, da er durchaus darauf bestand, ich müsse seinen Wein versuchen. Ich gestehe, dass ich nie vorher mit solcher Zuvorkommenheit an diesem Hofe behandelt worden bin. Da ich das Wild zurückwies, wurde es meinen Begleitern hinausgetragen, die nachher viel Rühmens davon machten.

„Wir beide begannen nun wieder die Unterhaltung, er nach dem Inhalt meiner Instructionen forschend, ich dieselbe streng für den Kaiser bewahrend". Das alte Spiel von vorhin wiederholte sich, aber wieder ging Morison als Sieger aus dem diplomatischen Wettstreit hervor. „Während wir so miteinander sprachen, erschien ein Kammerdiener vom Hofe und meldete, dass der Kaiser mich erwarte. Als Arras hörte, dass mein Ross ohne Reitdecke sei, bot er mir sein Maulthier an; aber ich dankte ihm und behalf mich, indem ich die Ehre meiner Regierung wahrte, trotz Schnürstiefeln ohne Sporen und kurzen Hosen mit meinem eignen Thier so gut es eben ging. Als wir aufbrachen sagte ich: ich wisse

sehr wol, dass mein Auftrag nun auch ihm nicht mehr lange verborgen bleiben werde. Er geleitete mich bis vor seine Hausthür und wartete draussen, bis ich im Sattel sass, dann nahm er höflich Abschied seinen Hut in der Hand haltend.

„Als ich zu Hofe kam, fand ich Adrian meiner bereits wartend und so im Eifer mich zum Kaiser zu bringen, dass ich ihn kaum bewegen konnte, mir ein wenig Zeit zum Athemschöpfen zu lassen, denn ich war schnell eine lange Treppe hinaufgestiegen. Nach dieser kurzen Pause folgte ich Adrian und fand den Kaiser an einem unbedeckten Tische, auf dem sich weiter nichts befand als seine Uhr, seine Kopfbürste, seine Brille und sein Zahnstocher.[1] Bei meinem Eintritt wollte ich mich auf die Seite Sr. Majestät stellen, die der Thür zunächst lag. Aber da dies zu seiner linken Hand war, hiess er mich fast um den ganzen Tisch herumgehen, so dass ich auf seine rechte Seite kam. Vielleicht that er so, weil er auf dem rechten Ohr besser als auf dem linken hört; ich nahm es jedoch als eine Ehre, die er meinem Herrn erwies.

„Ich überreichte nun das Königliche Handschreiben, welches Sr. Majestät ehrerbietig empfing, indem er die Hand an seine Mütze hob und das Haupt zur grösseren Hälfte entblösste. Dann bemühte ich mich mit so eindringlicher Miene und so guten Worten, als mir zu Gebote standen, auszuführen, wie mir zur Pflicht gemacht worden sei, durch meinen fast 20 Meilen weiten Ritt die Freude meines Herrn und Königs zum Ausdruck zu bringen, dass Sr. Majestät die lange und mühevolle Reise so glücklich zurückgelegt und, wenn auch ab und zu von Krankheitsanfällen heimgesucht, seine Gesundheit doch immer bald wieder erlangt hätte. Ich sagte, dass Niemand sich über Sr. Majestät glorreiche und machtvolle Annäherung an seine Niederlande mehr freuen könne, als es mein Herr gethan, der jeden Erfolg des Kaisers

[1] Unter dem in W. Maxwell Stirlings, The cloister life of the emperor Charles V., (deutsche Uebersetzung von A. Kaiser, Leipzig 1853. p. 329 ff.) aufgezählten Inventar, welches der Kaiser bei seinem Tode zurückliess, finden sich auch: siebenundzwanzig Brillen und eine Anzahl goldener Zahnstocher.

als seinen eignen ansähe, und bat ihn überzeugt zu sein, dass ich in alle dem nichts von mir aus hinzufügte, sondern Wort für Wort getreulich in italienischer Sprache wiedergäbe, was meine englischen Instructionen enthielten. Denn gerade in dieser Zeit erachte mein König es für den besten Vortheil seines Landes, der väterlichen Politik zu folgen und das gute Verhältniss zu Sr. Majestät fortzusetzen und zu befestigen.

„Der Kaiser benutzte eine kleine Pause, die ich hier machte um mir ins Wort zu fallen. In freundlichen Worten sprach er seinen Dank aus für den Brief und die Aufmerksamkeit, die sein guter Bruder ihm durch meine Sendung erwiesen. Das Reden machte ihm ersichtliche Mühe, denn er war erst ganz kürzlich von einem neuen Gicht- und Fieberanfall freigeworden; seine Unterlippe war an zwei Stellen aufgebrochen und er dadurch gezwungen, ein grünes Blatt im Munde auf seiner Zungenspitze zu halten, ein Mittel wie ich glaube gegen die Trockenheit seines Gaumens, die sich im Verlaufe des Gesprächs zu steigern schien. Er erklärte, er werde die Liebe nie vergessen, die unseres Königs Vater ihm bei vielfachen Gelegenheiten bewiesen, noch auch das Vertrauen jemals missbrauchen, mit welchem dieser ihn ehrte, als er auf seinem Todtenbette den Sohn seiner Fürsorge empfahl. Auch der Freundschaft wolle er stets gedenken, welche so lange Jahre zwischen England und dem Hause Burgund bestanden hat. Er hoffe in gleicher Weise, sein guter Bruder werde finden, dass er in diesen seinen jungen Jahren stets freundlich und ohne Hinterhalt gegen ihn gehandelt, und erkennen, wie eifrig stets sein Wunsch gewesen, das gute Verhältniss der Vorfahren auch unter ihnen aufrecht zu erhalten.

„Dies letzte sprach er ein wenig lauter als das vorhergehende, als wollte er mich davon überzeugen, wie ernstlich er das meinte, was er sagte. Und dabei hat er doch ein Gesicht, so ungewohnt irgend eine Bewegung des Herzens zu verrathen, wie ich kein zweites in meinem ganzen Leben gesehen habe. Kein Farbenwechsel in seinem bleichen Antlitz lässt ahnen, ob ihn eine Meldung erfreut oder verletzt. Selbst aus den Augen kann man nur wenig von dem errathen, was

in seinem verschlossenen Innern vorgeht. So oft ich ihn sah, musste ich der Worte Salomos gedenken: „der Himmel ist hoch und die Erde tief, aber der Könige Herz ist unergründlich“. Da ist nichts an ihm was spricht, ausser der Zunge, und wegen des Blattes im Munde, wegen der Empfindlichkeit der Lippe und seiner alten Gewohnheit nur leise zu sprechen, brachte diese die Worte so undeutlich hervor, dass es der grössten Aufmerksamkeit bedurfte sie zu verstehen. Daher suchte er dieses Mal seine Rede auch durch Blicke, durch Bewegungen seines Hauptes und den Ausdruck seines Gesichtes zu unterstützen, als sollte ich überzeugt werden, dass er alles noch viel besser meine, als er es auszusprechen vermochte. Und wenn ich in einem so wichtigen Falle eine Ansicht äussern darf, so meinte er wirklich das meiste von dem, was er sagte; er ist sicherlich zu weise, als dass er in diesem Augenblicke nicht wünschen sollte, der König wäre völlig sein“.

Als Karl zu Ende war, trat Morison mit seinem Bündniss gegen den Türken hervor. „Mein guter Bruder trägt mir seine Hülfe nur gegen unseren Feind den Türken an?“ fragte der Kaiser. Morison glaubte zu bemerken, dass ihm das Anerbieten wol gefiel, aber dass er es nicht eben hoch anschlug. Die englische Regierung war in der That, wie schon oben erwähnt, auch einem Bündniss gegen Frankreich nicht abgeneigt, aber der Vorschlag dazu sollte vom Kaiser ausgehen.

„Je gleichgültiger er sich zur Sache stellte, schreibt Morison, um so sorgfältiger hütete ich mich, meine Instructionen zu überschreiten. Wie hätte ich auch auf seine Verlegenheiten hindeuten können, ohne zugleich auszusprechen, dass zu dieser Annahme guter Grund vorhanden sei! Suchte er sie zu verheimlichen, so war es noch weniger meine Sache davon anzufangen. Aber ich sah wol, dass er andere und bessere Nachrichten von mir erwartet hatte und das Türkenbündniss nur für den unwichtigeren Theil meines Auftrages hielt.“ So endete die Audienz ohne das von beiden Seiten erwartete Ergebniss. Der Kaiser hob mit sichtlicher An-

strengung die Hand an seine Mütze, und Morison sah sich entlassen.

Während der Zeit hatte im Vorzimmer der kaiserliche Secretär Bavé sich an Ascham gemacht und suchte unter der freundschaftlichen Maske des Collegen ihm die Mittheilungen zu entlocken, die der Kaiser drinnen vergeblich vom Gesandten zu hören strebte. Aus diesem Gespräche ging deutlich hervor, mit welcher Spannung man dem Kommen der Engländer entgegengesehen hatte. Gerüchte von ernsten Verwicklungen zwischen ihrer Regierung und Frankreich waren seit einigen Tagen am Hofe verbreitet worden. Man wollte wissen, die englischen Häfen seien gesperrt, alle französischen Schiffe in denselben mit Beschlag belegt worden; ja der englische Gesandte in Frankreich sollte König Heinrich II. bereits ein förmliches Ultimatum überreicht haben, dessen Zurückweisung sofortigen Krieg bedeute. Aber wie sein Vorgesetzter blieb auch Ascham fest, und Bavé war zum Schlusse des Gesprächs nicht viel klüger geworden, als er zu Anfang war.

Als Morison das Gemach des Kaisers verliess, erwartete ihn draussen schon der Kämmerling des Bischofs und geleitete ihn in das für ihn bestimmte Quartier. „Es war dasselbe, welches der Pfalzgraf während der ganzen Zeit innegehabt hatte, die er in Landau beim Kaiser weilte. Hätte Arras meine Instructionen vorher gekannt, so hätte ich wol nicht so gut logirt und hätte auch Niemanden gefunden, der mich in meine neue Wohnung geleitet.“ Das Abendessen wurde wieder aus des Kanzlers Küche servirt. Dem Gefolge ward gebratenes Geflügel und wieder eine Hirschpastete vorgesetzt, der Gesandte genoss nur eine Flasche vorzüglichen Wein und einige Schnitten feines Semmelbrot.

Er hatte Arras noch am selben Abend zu weiteren Verhandlungen erwartet, aber dieser wartete seinerseits auf Morison. Erst am folgenden Morgen liess der Minister ihn zu sich hinüberbitten und erkundigte sich nun in des Kaisers Namen, ob er nicht noch eine geheime Instruction mitgebracht habe welche etwa die gegenwärtigen Verwicklungen berührte *(touching the present occurentes)?* Morison schwor, er wolle

sein Leben verlieren, wenn er auch nur ein Wort weniger gesagt habe, als ihm aufgetragen worden. Dann wolle er also, meinte der Bischof, zum Kaiser und ihm melden, dass er wirklich alles gehört habe, was Morisons Instructionen enthielten. Beide zögerten mit dem entscheidenden Worte, weil jeder es vom andern erwartete und zu hören wünschte. Morison bemerkte es wol, wie der gewandte Diplomat mit wachsender Ungeduld ihn zu weiteren Mittheilungen zu drängen suchte, aber das machte ihn nur immer kühler. Arras sprach auch viel von den Umtrieben und Intriguen der Franzosen, wie Alle gleichmässig davon bedroht würden. Er holte aus einem verschlossenen Kasten ein paar Briefe hervor, die D'Arramont, der derzeitige französische Gesandte in Constantinopel, geschrieben haben sollte, und die in der That sehr compromittirende Nachrichten enhielten. Morison erkannte wohl D'Arramonts Name und Unterschrift auf den Blättern, aber ob sie wirklich von ihm beschrieben worden, wagte er nicht zu entscheiden.

Er trat zuletzt aber doch einen Schritt näher. Wenn Arras ihm gestatte, für einen Augenblick seine amtliche Stellung und seinen Titel bei Seite zu legen und nur als ein armer Freund zu dem grossen Kanzler eines Kaisers zu reden, so wolle er ihm empfehlen, einen ausserordentlichen Vertrauensmann nach England zu senden, um dort das proponirte Bündniss weiter zu verhandeln. Mit diesem Bescheide begab sich Arras zum Kaiser. Wollte dieser nun den gegebenen Wink nicht verstehen, oder entging seine tiefere Bedeutung wirklich dem sonst so scharfen Blicke, genug Karl liess Morison seinen Dank für den persönlichen guten Rath aussprechen und verwies für die weiteren Verhandlungen über das Türkenbündniss auf seine Schwester. die Regentin der Niederlande.

Der Gesandte war mit diesem Ausgange seiner Mission im Grunde nicht unzufrieden. Da der Kaiser den Vorschlag zu machen zögerte, so hielt er es für die beste Politik abzuwarten, wie die Dinge sich weiter entwickeln würden. Für beide Gegner musste bei Fortgang des Krieges die englische Freundschaft immer höher im Preise steigen, und er empfahl

daher mit gesammelten Kräften der kommenden Angebote ruhig zu harren und sie gegen einander abzuwägen.[1] Seine Regierung adoptirte diesen Plan und trat erst wieder in Action, als sie nach dem Scheitern der Belagerung von Metz die Zeit zu einem Vermittlungsversuche gekommen glaubte. Besondere Vortheile sind ihr aber aus alle dem nicht erwachsen. —

Unterdess waren die umfassenden Vorbereitungen zum Feldzuge gegen Frankreich vollendet worden, und von allen Seiten setzten sich die kaiserlichen Heerhaufen in Bewegung. Allerseits fühlte man, dass von dem Erfolge der beginnenden Operationen nicht bloss das Schicksal der „gestohlenen" Reichsstadt abhing, sondern dass hier noch einmal um den Kaisergedanken Karls V. gekämft wurde. Was Ranke von Salignac und dem florentinischen Gesandten bemerkt,[2] empfanden auch die Engländer. Morison hielt es für sehr wahrscheinlich, dass der eben erst so tief gedemüthigte Monarch, wenn es ihm gelang Metz zu nehmen, noch einmal den verlorenen Boden wiedergewinnen werde: „Die Ereignisse des letzten Jahres haben viele zu der Ueberzeugung gebracht, dass es keine Vortheile, wie gross auch immer, giebt, die nicht durch Unachtsamkeit wieder verloren gehen können, und keine Nachtheile wie schwer auch immer, die sich durch Klugheit, Eifer und Thatkraft nicht wieder ausgleichen lassen."[3]

Der Feldzugsplan war umfassend genug angelegt. Man erwartete, dass noch im Laufe des November Philipp von Spanien aus einen Einfall in Frankreich machen würde, während Rue, Oranien und Martin van Roos den Auftrag hatten, vom Norden her einen Vorstoss zu versuchen. Dadurch sollte der Kaiser gegen Metz völlig freie Hand behalten. Seine erprobtesten Generale hatte der Kriegsherr

---

[1] Depesche vom 12. October 1552 in Brit. Museum, Cotton Galba B. XI. fol. 109—111.

[2] Deutsche Geschichte V. 206.

[3] Depesche vom 3. October 1552. Brit. Museum, Cotton Galba B. XI. fol. 102.

ins eigne Lager berufen: Alba selbst führte die Spanier, Marquis Marignan die Italiener, Juan Manrique leitete das Geschütz, von welchem der Ausschlag im bevorstehenden Kampfe erwartet wurde. Am 1. October brach das Heer von Landau auf, lauter auserlesenes Volk; die deutschen Regimenter allein zählten gegen 50 Fähnlein. Ueber Saarbrücken, Forbach, St. Avold ging der Marsch nach Lothringen hinein, während über Trier Monsieur le Grand mit 12,000 niederländischen Landsknechten und 4000 Reitern heranzog. Der Pfalzgraf stellte ausser einem starken Truppencorps noch einen Train von 800 Mann, dem die ausschliessliche Aufgabe zufiel, die Proviantverbindungen der Armee mit dem Rheinthale aufrechtzuerhalten. Zu demselben Zwecke machten die rheinischen Bischöfe und Städte die grössten Anstrengungen. Die Stadt Speier allein rüstete 50 mit Mehl und Hafer schwerbeladene Wagen aus und sandte 24 schwere Belagerungsgeschütze, wahrscheinlich dieselben, welche in der Folge Bresche legten und deren Donnerstimmen Ascham sogar bei Speier hören konnte. Das Geschütz ging den Rhein hinunter bis Coblenz und dann die Mosel hinauf nach Diedenhofen.

Am 19. October traf das kaiserliche Heer vor Metz ein. Schon vor der Vereinigung mit Markgraf Albrecht geben die englischen Berichte dasselbe auf „wenigstens 45,000 M. z. F. und gegen 7000 Reiter“ an. Der Geist, der die Truppen beseelte, war ein vortrefflicher. Beim Abmarsch von Landau hatten die Spanier, von denen Ascham schreibt, sie seien bereit für den Kaiser nicht nur Gut und Blut, sondern wo es Noth thut auch den besten Theil ihrer Seelen zu opfern, das Anerbieten gemacht: alle von ihnen zu hängen, die nach dem Sturm auf die erste benutzbare Bresche noch lebendig ausserhalb der Mauern zu finden seien. Die Italiener hatten das noch zu überbieten gesucht mit der Erklärung, sie wollten gleichfalls gehängt sein, wenn sie nicht eben so schnell in der Stadt wären als die Spanier. Man meinte allgemein, der Kaiser sei auch bereit, alle seine Spanier und Italiener und so viel Deutsche, als sich unter seinen Fahnen gesammelt, daranzusetzen, wenn das der Preis wäre um wieder Herr der verlorenen Reichsstadt zu werden.

„Nun müssen die Franzosen beweisen, ruft Ascham aus, ob die Spanier Recht haben, die höhnend sagen, sie seien wahre Hähne an Kampflust, so lange sie keinen Feind im Felde vor sich sehen, der ihnen den Kamm zausen könnte; wenn aber der Adler heranrauscht mit gebreiteten Schwingen, dann flüchten sie in alle Ecken und sind schwerlich mehr auf dem Kampfplatz zu finden.“ [1]

Diese Siegesgewissheit wurde aber gleich anfangs nicht von allen getheilt. Die Engländer wenigstens hatten schon sehr frühe ihre Zweifel an dem Erfolge des zu so später Jahreszeit begonnenen schwierigen Unternehmens. „Ich glaube nicht, heisst es in der Depesche vom 3. October, dass die Franzosen Metz diesmal verlieren werden, auch wenn unsere Truppen sich zu Herren des ganzen Landes und der Mosel machen sollten. Aller Wahrscheinlichkeit nach wird der Feind uns zunächst nur mit Mauern und Wällen, mit Hunger und Kälte zu bekämpfen suchen; und wie könnte eine Stadt so verproviantirt, so fest und mit solch starker Besatzung versehen, schnell genommen werden!“

Und doch stehen beide, Morison sowohl als Ascham, mit ihren Sympathien ganz auf deutscher Seite. Nicht ohne sichtliche Genugthuung berichtet der Gesandte, wie König Heinrich, dem es in diesem Augenblick so leicht gewesen wäre, aus dem Hader der Deutschen mit dem Kaiser die grössten Vortheile zu ziehen, durch seine hinterlistige Politik und sein gewaltthätiges Auftreten selbst alle Sympathien in Deutschland verscherzt habe, und wie es dadurch Karl verhältnissmässig leicht geworden sei, ihn aus dem Vertrauen und der Freundschaft der Fürsten wieder zu verdrängen. Mit der tiefsten sittlichen Entrüstung bespricht er das harte und grausame Verfahren in Metz, wo den Bürgern bekannt gemacht ward, dass jeder Hausbesitzer bei Strafe der sofortigen Verweisung aus der Stadt sich binnen 14 Tagen mit

---

[1] Wir dürfen hierin wol eine Anspielung auf die Thatsache erkennen, dass Franz I. sich seit seinem Unglück bei Pavia nie wieder in eine offene Feldschlacht mit den kaiserlichen Truppen eingelassen hat, und auch Heinrich II. hierin seinem Vater treu zu bleiben schien.

Vorräthen für ein ganzes Jahr zu verproviantiren habe. Kaum war dies geschehen, als eine zweite Proclamation erschien und allen insgesammt anbefohlen wurde, mit ihren Familien unverweilt aus der Stadt zu ziehen, ihre Vorräthe aber unberührt zurückzulassen.[1] „Wer aber bedenkt, wie Gott solche Ungerechtigkeiten rächt, der hält es für besser eine eigne Stadt in ehrlichem Kampfe zu verlieren, als eine usurpirte mit ähnlichen Gewaltthaten zu behaupten. Der Fürst wird mit Recht geachtet, der im gerechten Kriege gegen seine Feinde an Macht zunimmt, aber der andere, der durch Betrug seiner Freunde und durch Verhöhnung derjenigen, die bei ihm Hülfe suchen, wachsen will, der kann gewiss nicht lange bestehen."

Am 13. November stiess Markgraf Albrecht mit seinem Heerhaufen zu der kaiserlichen Armee vor Metz. Aus den Gerüchten über die Verhandlungen zwischen ihm und Karl, die in den englischen Depeschen einen ziemlich breiten Raum einnehmen, wüsste ich doch nichts Wesentliches beizubringen, als dass die ersten vermittelnden Schritte durch den Pfalzgrafen geschehen seien sollen, der Ende September hauptsächlich desswegen den Kaiser in Landau aufgesucht habe. Auch glaubte man sich den späten Aufbruch und langsamen Marsch der Truppen am besten dadurch zu erklären, dass Karl den Markgrafen noch vor dem Beginn der Feindseligkeiten für sich zu gewinnen hoffte. Albrecht schlug sein Lager auf der linken Seite der Mosel auf, so dass der Fluss

---

[1] In Salignac's Siège de Metz p. 299 ff. erhält dieser Befehl natürlich eine ganz andere Auslegung. Ihr zufolge ist ein wesentlicher Grund desselben die Menschenfreundlichkeit des Herzogs Guise gewesen, der die Einwohner vor den Entbehrungen, Gefahren und Drangsalen einer langwierigen Belagerung bewahren wollte. Von diesem französischen Gewährsmann erfahren wir auch, dass den ausgetriebenen Bürgern sichere Verwahrung des zurückgelassenen Besitzes versprochen wurde, zumal des Proviants, der unter Aufsicht der „commissaires des vivres" gestellt wurde, „qui donneroyent ordre de bien conserver le tout, et qu'il ne se trouveroit rien deperi à leur retour." Nur eine bestimmte Anzahl von Handwerkern behielt man zurück, von deren Diensten man sich während der Belagerung Vortheil versprach. (Collection des Memoires . . par Petitot. Tome XXXII. p. 299.)

zwischen ihm und der Stadt lag und er keine grossen Operationen gegen dieselbe unternehmen konnte. Die Franzosen erschienen aber oft auf der weiten Wiesenfläche vor seinem Lager zum Scharmützeln, als wollten sie zeigen, um wie viel grösser ihr Hass gegen ihn, als gegen die Spanier und Italiener sei. „Man erzählt, er sei in das kaiserliche Lager gekommen ganz bestäubt, Hände und Gesicht geschwärzt vom Pulverdampf, in rostigem Panzer, der ihm 20 Tage lang nicht vom Leibe gekommen war.“ [1]

Acht Tage nach ihm traf auch Karl V. bei seinem Heere ein, der auf dem Marsche, von einem heftigen Gichtanfall heimgesucht, seither krank in Diedenhofen gesessen hatte. Er hatte die Reise in einer Sänfte gemacht; als er sich dem Lager näherte, bestieg er jedoch seinen Neapolitanischen Renner und erschien so hoch zu Ross, gewappnet und in voller Rüstung vor seinen Soldaten. Das ganze Heer war in Schlachtordnung aufgestellt, und eine dreimalige Salve aus allen Geschützen verkündete den Belagerten die Ankunft des obersten Kriegsherrn in seinem Lager. Es sollte das letzte Mal sein, dass der greise Feldherr im Felde unter seinen Truppen erschien! „Er nahm Gelegenheit, so berichtet Ascham, an diesem Tage vielen freundlich zuzusprechen; die einen, von denen er etwas Gutes erfahren hatte, lobte er, die andern ermuthigte er, und wie er so entlang zog, erfüllte er alle mit Zuversicht und Hoffnung. Als er sich der Stelle näherte, wo Markgraf Albrecht und Marquis Marignan hielten, sprangen beide von ihren Rossen; der Kaiser aber blickte mit sehr freundlichem Gesicht *(looking with a very loving countenance)* auf den Markgrafen, streckte ihm die Hand entgegen und schüttelte die seinige ohne sie loszulassen zwei- dreimal, wie die Deutschen zu thun pflegen. Der Markgraf heftete seine Augen fest auf des Kaisers Gesicht, als wollte er erforschen, ob sich dort etwas von Gedanken entdecken liesse, die jener vor ihm in seinem Innern verbarg. Als er sah, dass Alles in Ordnung war, oder wenigstens zu sein schien, sprach er stehend, nicht knieend, ein paar Worte zum Kaiser, die dieser wohlwollend entgegennahm,

[1] Depesche vom 30. Nov. 1552. Brit. Museum, Cotton Galba B. XI. fol. 119—122.

und wenn er ihm auch nur Worte mit Worten vergalt, so gab er ihm doch eine gute Menge für die wenigen. Dann schüttelte er ihm noch einmal die Hand und ritt dann in das Quartier des Herzogs von Alba, in der halb ausgebrannten Clementiner-Abtei, dicht bei Metz, wo er das Mittagsmahl einnahm und verweilte, bis seine eigne Wohnung im Schloss *La Orgne* hergerichtet ward.“[1]

Unterdessen war die Belagerung der Stadt mit voller Energie, wenn auch nur mit geringem Erfolge begonnen worden. Mit grosser Mühe und nicht ohne starke Verluste hatte man die Laufgräben ausgeworfen und Schanzen errichtet, von denen aus Bresche in die Mauer gelegt werden sollte. Dann begann das schwere Geschütz zu spielen. Bis auf eine halbe Meile vor Speier ward der Kanonendonner deutlich vernehmbar, trotzdem die Entfernung in der Luftlinie 20 deutsche Meilen beträgt (Ascham berechnete das auf ungefähr 80 engl. Miles). Sonntag den 27. November war die Kanonade besonders heftig, dann verstummte sie aber plötzlich um Mittagzeit, und man glaubte in Speier, nun habe der Sturm begonnen. In der Nacht verbreitete sich sogar das Gerücht in der Stadt, Metz sei genommen. Aber als am Morgen der Geschützdonner wieder hörbar wurde, meinte man, der Wind müsse sich gestern gewendet und den Schall in andere Richtung getragen haben.

Es war in der That ein Irrthum gewesen. Erst „am 29. November stürzte ein Theil der Mauer auf der Südseite der Stadt, zwischen zwei grossen Thürmen zusammen: ein lautes Freudengeschrei erscholl und alles lobte den Geschützmeister des Kaisers, Johann Manrique: allein als der Staub sich gelegt und man die Bresche genauer ansah, so zeigte sich hinter derselben eine neue, schon ein paar Fuss erhöhte Brustwehr, von Fahnen und Standarten überweht, mit Hackenschützen dicht besetzt; alles erschien in solchem Stand, dass kein Mensch zu dem Sturme Lust behielt.“[2]

---

[1] Depesche vom 30. Nov. 1552 a. a. O. — Vergl. Salignac a. a. O. 334. —

[2] Ranke, deutsche Geschichte V. p. 207.

Wenige Tage nach diesem Ereignisse traf Ascham im Lager vor Metz ein. Anfang December nämlich ward er in Begleitung des englischen Agenten für Oberdeutschland, Christopher Mundt, von Morison mit Aufträgen für Arras dorthin gesandt: er sollte noch einmal um die Zulassung des Gesandten in die Nähe des Kaisers bitten und einen Pass für zwei junge Engländer erwirken, die mit dem französischen Heere in Metz eingeschlossen waren.

Freilich vermochte er weder in dem einen noch in dem andern Anliegen zu einem befriedigenden Resultate zu gelangen, jedoch erfuhr er von dem leitenden Minister des Kaisers die allerfreundlichste und liebenswürdigste Behandlung. Ihm wurde unbedingte Freiheit ertheilt, alles zu sehen und zu hören, was ihn im Lager interessirte. Vier Tage weilte er daselbst. Was er dann zu berichten vermochte, war für die Kaiserlichen traurig genug.[1] „Metz, schreibt er, steht noch so fest, als ob die Belagerung erst anfinge.“ Auf der Bresche flatterten noch die acht mächtigen Fahnen, welche die Belagerten wie zum Hohne der Gegner dorthingepflanzt. Selbst Arras erklärte ihm, dass man gehofft habe, mit der ganzen Sache viel früher zu Ende zu kommen. Ascham fragte Lazarus Schwendy, warum es so langsam ginge. „Die drinnen sind wachsam und einig, wir draussen aber nachlässig und unter einander zerfallen,“ antwortete der erfahrene Kriegsmann. Ascham wunderte sich anfangs, dass ein so kluger Mann wie Schwendy gegen einen Fremden so frei heraus sprach; bald merkte er aber, dass dieses Thema das allgemeine Gespräch im Lager bis hinunter zum letzten Soldaten bildete.

Man erwartete gerade viel von Minen, die Alba unter die Befestigungswerke treiben liess. Die Franzosen, durch Ueberläufer von diesen Arbeiten unterrichtet, schickten während Aschams Anwesenheit einen Trompeter heraus und liessen den Herzog höhnend fragen: ob es ihm nicht an Arbeitern fehle; sie könnten ihm leicht 1000 erfahrene Mineure

---

[1] Depesche vom 15. Dec. 1552. British Museum, Cotton Galba B. XI. fol. 123 ff.

abtreten, die sie gerade frei hätten und die mit dem Terrain wohlbekannt wären, wenn er sie dafür anständig gagiren oder wenigstens gut verpflegen wollte. Sie spielten damit auf den Geld- und Nahrungsmangel der Belagerer an. Auch im kaiserlichen Lager theilten nicht alle die auf die Minen gesetzten Erwartungen. Marquis Marignan liess sich vernehmen: wenn Minen dazu dienten, Festungen zu erobern, welcher Fürst würde dann noch so unklug sein, eine Stadt mit Mauern und Wällen zu umgeben? Und wenn sie ja zu etwas gut wären, so befänden sich in der Stadt doch weit geschicktere Ingenieure, die sich besser auf Contreminen als die Belagerten auf Minen verstünden.

Trotzdem wurde das begonnene Werk mit Eifer fortgesetzt. Graf Salm, wol derselbe, der sich schon 1544 bei der Belagerung von St. Dizier einen Namen gemacht, hatte die Leitung der Arbeiten in Händen. Sein Lieutenant war auch ein Deutscher, Giustus (?), ein Sachse. Die Stollen waren, wie Ascham berichtet, kaum 6 Spannen hoch und 4 Spannen breit, so dass nur immer je ein Mann in ihnen arbeiten konnte, und auch dieser musste sehr kurz und schmal sein oder viel Unbequemlichkeit erdulden. Im ganzen scheint man von zwei Seiten gegen die Stadt operirt zu haben. Als man in der einen Mine auf Wasser stiess, musste diese aufgegeben werden. In der zweiten versperrte plötzlich ein Felsen den Weg, durch den man sich nur mit grösster Mühe und viel Zeitverlust hindurch arbeiten konnte. Ein Stück dieses Felsens sendete Morison später als Rarität nach England. Anfangs hatte man aus diesen Arbeiten kein Geheimniss gemacht. Als die Desertionen sich aber von Woche zu Woche mehrten, als man merkte, dass viele Italiener sich absichtlich gefangen nehmen liessen, um nur dem Lagerelend zu entgehen, und fürchtete, dass diese dem Feinde all ihr Wissen verrathen würden, (Salignac lehrt uns, wie begründet diese Furcht war!) da ward angeordnet, dass hinfort nur die dazu commandirten Offiziere und Mannschaften Zutritt zu den Minen haben sollten. Aber schon war es zu spät: die Franzosen hatten Zeit und Gelegenheit gehabt ihre Gegenmassregeln zu treffen, und diese Versäumniss ist mit ein

wesentlicher Grund, dass das kühne Unternehmen, die Mauern von Metz in die Luft zu sprengen, fehl schlug. Meines Wissens ist es das erste Mal, dass in der Kriegsgeschichte die in der Tiefe der Erde wühlende Kunst des Ingenieurs so bedeutsam hervortritt, und es ist ein besonderes Verdienst unseres Engländers, dass er die wenigen Notizen, die Ranke über diese Vorgänge sammeln konnte,[1] in so anschaulicher Weise ergänzt.

Scharmützel und Gefechte fanden in den Tagen, während Ascham im Lager weilte, nur sehr wenige statt. Als er aber am 5. December, dem Tage nach seiner Ankunft, mit Mundt und seinem Diener Weston einen Spaziergang über die Wälle des Lagers hinaus machte, wären die drei um ein Haar französischen Reitern, welche gerade im Felde schwärmten, in die Hände gefallen. Bald kamen wol auch die Spanier von der andern Seite, aber sie erkundigten sich bei ihnen, ob Feinde da gewesen und wohin sie sich gewandt hätten. Ascham sieht in dem ganzen Vorfall einen Beweis, wie schlecht der Wachtdienst von den kaiserlichen Feldwachen besorgt werde.[2]

Auf dem Wege nach Metz waren er und Mundt in Saarbrücken von Dr. Bruno[3] aufgesucht worden, der ihnen aus dem gräflich nassauischen Schloss Wein und Speise zutragen liess, ihnen einen Wegweiser ins Lager mitgab und sie durch einen Brief seinem Bruder, dem Grafen Johann von Nassau, aufs wärmste empfahl. Bei einem Diner im Zelte des Grafen Johann war es dann auch, dass Ascham den Markgrafen Albrecht sah und auf Grund dieser Begegnung das treffliche Bild des brandenburgischen Fürsten in seinem *Report* ent-

---

[1] Ranke, V. 207. — Vergl. Salignac a. a. O. p. 351 f.

[2] Salignac a. a. O. p. 350.

[3] Johann v. Nidbruck, der Schwiegervater Sleidans, ein in dem diplomatischen Treiben jener Zeit viel erfahrener und oft genannter Mann. Die Stelle, aus welcher sich seine nahen verwandschaftlichen Beziehungen zum Grafen von Nassau ergeben, befindet sich in derselben Depesche vom 15. Dec. 1552 (a. a. O.) und lautet: This Conte [John of Nassau] and also his elder broder D. Bruno doth lead as he [i. e. Markgraf Albrecht] liste . . . . .“.

werfen konnte, die lebendigste Schilderung seiner Persönlichkeit, die wir von einem Zeitgenossen besitzen.

Wenige Tage vor Aschams Eintreffen hatte Albrecht eine besonders kühne Reiterthat vollführt, die noch in Aller Munde war. Am 2. December gab er den niederländischen Feldobersten in seinem Zelte einen Schmauss, als plötzlich gemeldet wurde, dass fünfhundert Franzosen im Felde schwärmten. Alles sprang auf; ungepanzert warf man sich aufs Pferd und eilte dem Feinde entgegen. Graf Arenberg wurde schwer am Kopf und Schenkel verwundet, der Landgraf von Leuchtenberg musste blutend heimgetragen werden. Aber Markgraf Albrecht mit seinen Mannen setzte den Feinden so tapfer zu, dass sie bald in wilder Flucht über den Fluss zurück den Thoren zueilten. Als Albrecht ihnen auch dahin folgen wollte, ergriff Graf Egmont seinen Arm und suchte ihn zurückzuhalten: „Herr! Gebt Acht! Keine grössere Freude für die Franzosen, als Euch zu fangen!“ Aber ein Schlag seines Faustkolbens traf Egmonts Arm und er hielt nicht eher still, als bis auch der letzte Franzose verschwunden war.[1] Während des Gefechts gelang es dem Herzog von Nemours und dem Prinzen d'Enghien mit bloss 25 Begleitern den Ring der Belagerer zu durchbrechen und aus der Stadt zu entkommen, um dem Könige Nachricht über die Lage der Dinge zu bringen. Als der Markgraf davon hörte, zog er noch selben Tages einen breiten und tiefen Graben von seinem Lager bis an die Mosel, so dass auf jener Seite nun niemand mehr durchzubrechen vermochte (*that the frenchmen must leape or light, before they shalle so easelye escape that waye agayn*) und alle Ausfälle fortan hauptsächlich auf der Ostseite stattfanden, wo dann freilich die Bewachung eine sehr schlechte

[1] Bei Salignac a. a. O. p. 346—49, gestaltet sich dieses Scharmützel zu einem ganz stattlichen Siege der Franzosen. Albrecht selbst ist, wie er uns berichtet nur durch die Schnelligkeit seines Rosses einem Lanzenstosse des Baron de Turcy entgangen. Die Zahl der französischen Verwundeten ist beträchtlich genug, und Todte hat es auf beiden Seiten gegeben. Salignac erwähnt nichts von dem Durchbruch der beiden Prinzen, spricht jedoch nachher noch mehrfach von Nemours als in Metz anwesend.

war. Am 7. December wurden dort viele Kaiserliche von den plötzlich im Felde erscheinenden Belagerten getödtet.

Mit Alba ist Ascham damals zweimal in persönliche Berührung gekommen. Zuerst wurde er ihm von Lazarus Schwendy in Albas Hauptquartier im Clementiner Kloster vor Metz vorgestellt; andern Tages suchte er ihn in den Laufgräben auf. Es war wegen des Trompeters, der in die Stadt gesandt worden, um die beiden jungen Engländer zu holen. Es hiess, derselbe sei ohne Antwort zurückgeschickt worden. Ascham aber glaubte, Alba habe ihm den ertheilten Bescheid vorenthalten, weil er nicht recht für fremde Ohren geeignet gewesen sein mag.[1]

Verhängnissvoller als der energische Widerstand, den die Belagerten und ihr tapferer Führer, Herzog Guise, leisteten, wurden für den Ausgang des Krieges und das Schicksal des kaiserlichen Heeres Uebelstände, denen mit Kanonen und Minen noch weniger beizukommen war. „Die drinnen sind wachsam und einig, wir draussen aber nachlässig und unter einander zerfallen", hatte Lazarus Schwendy zu Ascham gesagt. Wenn wir in den englischen Depeschen von der argen Zerfahrenheit unter den im Lager vereinigten Nationen: Spaniern, Italienern, Deutschen, Flamändern, Böhmen — mancherlei lesen, so kann uns das nicht gross Wunder nehmen. Dass Karl V. zu den meisten seiner Kriege Regimenter aus allen seinen weiten Reichen zusammenzog, mochte nicht nur in seiner Ansicht von der verschiedenartigen militärischen Begabung derselben seinen Grund haben, sondern darf ebensowohl als ein Versuch gelten, die Völker selbst einander näherzubringen, indem er sie durch Waffen-

---

[1] Dass Ascham recht vermuthet, geht aus der Bemerkung hervor, mit welcher Salignac dieser Begebenheit gedenkt: (p. 364) Sur le soir vint un trompette de la part de l'ambassadeur d'Angleterre . . porter des lettres à deux gentilshommes anglois estans à la suite du Vidame de Chartres . . . par lesquelles les persuadoit eviter le hazard où ils estoyent, et de s'en venir au camp pour delà se retirer en Angleterre: mais estant cogneu que s'estoyent des ruzes de l'ennemy, le trompette fut renvoyé avec responce qu'ils estoyent plus asseurez dans la ville qu'ils ne seroyent dehors.

brüderschaft verband und alle gleichmässig an seinem Kriegsruhm theilnehmen liess. Der Versuch muss als misslungen bezeichnet werden. Kaum etwas anderes hat dem Kaiser in Deutschland soviel böses Blut erweckt, als dass er fremdes Kriegsvolk ins Land zog, und dass spanische Regimenter Jahre lang im Reiche garnisonirten. Oft ist es in und ausser den Lagern zwischen Deutschen und Welschen zu blutigen Schlägereien gekommen. Ja einmal, in Halle, unmittelbar nach Beendigung des Elbfeldzuges im schmalkaldischen Kriege, hatte es fast so geschienen, als wollte solch ein gelegentlicher Lagercravall zu einem allgemeinen Kampfe ausarten, der nicht nur die Spaniern sondern den siegreichen Kaiser selbst mit Verderben bedrohte. Es hatte seines persönlichen Einschreitens bedurft, um den wilden Aufruhr zu stillen.

Zu diesen Gegensätzen im Heere gesellten sich vor Metz noch heftige Zwistigkeiten und Reibungen unter den Generalen. Schon in Landau, als davon die Rede war, dass der Kaiser seines leidenden Zustandes wegen das Heer nicht werde persönlich ins Feld führen können, weigerte sich Markgraf Hans von Küstrin unter Alba zu dienen. Er erachtete es als eine Kränkung seiner Ehre, dass er, ein deutscher Reichsfürst, dort Untergebener sein sollte, wo ein spanischer Herzog das Oberkommando führte. Zwischen Markgraf Albrecht und Don Louis de Avila, dem Geschichtschreiber des schmalkaldischen Krieges, damals Führer der leichten spanischen Reiterei, bestand die heftigste persönliche Feindschaft, und wenig Jahre vorher hatte nur ein Machtspruch des Kaisers einen Zweikampf zwischen ihnen verhindert. Als beim Beginn des Feldzuges Albrecht noch für einen Verbündeten der Franzosen galt, meldet Ascham: „Luice d'Avila ist mit seinen Reitern von Landau aufgebrochen, wie ich vermuthe ebenso erfreut mit dem Markgrafen zusammenzutreffen, als ich weiss, dass dieser sich schon lange danach sehnt, ihn einmal vor die Klinge zu bekommen".

Besonders viele und heftige Gegner besass Herzog Alba, und schwer genug mag es ihm bei dem unglücklichen Verlauf der Operationen geworden sein, die Opposition niederzuhalten, die sich gleich Anfangs gegen ihn und seinen

Rath, die Belagerung noch im Spätherbst zu beginnen, geltend gemacht hatte. Aber doch behauptete er sich im Vertrauen seines Monarchen. „Ein mir befreundeter Mann, der täglich zur Person des Kaisers Zutritt hat, schreibt Morison am 15. December, liess mir durch Ascham melden, dass die Uneinigkeit unter den Führern alles verderbe, und dass die flandrischen, deutschen und italienischen Feldobersten gar nicht mehr zu Wort kommen, selbst diejenigen nicht, denen Herzog Alba (dies sind seine eignen Worte) nicht einmal würdig ist, die Sporen abzuschnallen".[1] Der einflussreichste unter diesen Gegnern war der Marquis Marignan, der zweite Officier im Heere. „Marignan kann Alba nicht ausstehen, heisst es in der Depesche vom 25. December *(M. cannot brook d'Alba)*. Dieser hauptsächlich überredete den Kaiser zum Unternehmen auf Metz, während jener sein möglichstes that um dasselbe zu verhindern".

Zu alledem kam noch das rauhe Klima der lothringischen Hochebene in einem nassen Herbst und einem kalten Winter. Schon am 30. November melden die Engländer, die Welschen erlägen den Unbilden der Witterung in solchen Massen, dass ein Sturm, auch wenn Bresche gelegt werden sollte, kaum mehr ausführbar erscheine. Namentlich die heftige Kälte forderte viel Opfer. „Obgleich in nur 5 oder 6 (engl.) Meilen Entfernung reichliche Wälder stehen, sind die Wege doch so schlecht, dass es unmöglich sein soll, die nöthigen Quantitäten herbeizuschaffen. Die Böhmen, welche das Heer als Pioniere begleiteten, sind fast alle beim Holzfällen desertirt, und nun müssen die Soldaten selbst Pionier-Dienste thun. Hierherum kann man jetzt keinen Weg reiten, ohne diese Deserteure in Haufen von 10 bis 12 Mann in kläglichem Zustande anzutreffen". „Ich verstehe auch nicht, wie Thiere geschweige denn Menschen bei der grausamen Kälte, die hier zumal in den Nächten herrscht, im Freien ausdauern können! Ich habe die grösste Mühe mich warm zu halten,

---

[1] „. . quorum calceos (thies were his wordes) Dux Albanus non esset dignus qui tangeret."

trotz einer vorzüglichen Wohnung und reichlichem Vorrath an allen Mitteln, die einen fehlenden Kamin ersetzen können".

An Proviant waren anfangs so reichliche Vorräthe vorhanden, dass ein ganzer Ochse im Lager um 2 Kronen und ein Schaf um 4 Grote zu haben war. Aber den Soldaten ward seit vielen Wochen kein Sold gezahlt, so dass sie auch die billigen Nahrungsmittel nicht kaufen konnten. Und später, als die anhaltenden Regengüsse die Verbindungen immer mehr erschwerten, wurde auch der Proviant seltener und theurer. Zu Kälte und Krankheit gesellte sich auch der Hunger. „Im Lager sind sie so sehr Philosophen geworden, dass viele sich freuen, dem Tode halbwegs entgegenzulaufen".

Besonders hart wurden von diesen Strapazen und Entbehrungen die südländischen Truppen mitgenommen. Am 30. November zählten Spanier und Italiener zusammengenommen nicht viel mehr über 4000 kriegstüchtige Leute. Sie mussten daher zu einer Sturmcolonne zusammengezogen werden. Am 17. December fand grosse Musterung statt, bei der sich die Italiener nur noch 1500 Mann stark erwiesen, obgleich die ganze Dienerschaft des Herzogs von Savoyen und Francesco d'Estes, und was sonst an nichtregimentirten Italienern zur Stelle war, mit ins Glied treten musste, um die zusammengeschmolzene Schaar etwas ansehnlicher zu machen, „und die kaiserliche Kasse um eine nicht unbeträchtliche Summe zu betrügen". Am 21. December waren von ihnen kaum noch 1000 übrig, die im Stande gewesen wären in Metz einzurücken, „auch wenn kein Mauerwall dasselbe umgeben hätte". Wir können uns da wol denken, wie die Antwort gelautet haben mag, als Guise dem Herzog Alba das Anerbieten machte, von dem uns die englische Depesche vom 28. December meldet: „er selbst werde 20 Yards seiner Mauern niederreissen lassen, wenn Alba sich verbürgen wolle, dass die Kaiserlichen alsdann wirklich den Sturm beginnen würden. Denn auch die übrigen Truppentheile, Deutsche und Niederländer, hatten schwere Verluste erlitten. Bei jener Musterung zählte Markgraf Albrechts Corps keine 7000 Mann zu Fuss und 1200 Reiter mehr, obgleich er mit 10,000 Landsknechten und 2000 Reitern ins Lager gekommen war.

Und aus der Masse todter und vielfach unbeerdigt gebliebener Körper erwuchs den Ueberlebenden eine neue Gefahr. „Die Luft im Lager ist durch die vielen Todten und die gestürzten Thiere so verpestet, dass auch jeder Gesunde dort krank werden muss. Wir meinten seither, dass die Kälte ihnen das meiste Ungemach zufüge, aber nun hören wir, dass sie sich vor nichts mehr fürchten als vor stillen, sonnigen Tagen, weil nämlich die Wärme die gebundenen Dünste entfesselt, und diese alles verpestend wirken".

Sochen Einflüssen erlagen auch viele, die sich durch ihre bevorzugte Stellung gegen Frost und Hunger noch leidlich schützen konnten. Beide Aerzte des Kaisers erkrankten: Cornelius lag schwer darnieder, und Vesalius hielt sich nur noch mit Mühe aufrecht. Ein Ohrenzeuge berichtete in Speyer, Vesalius habe sich sehr entschieden dahin geäussert, dass wenn der Kaiser nicht bald von seinem obstinaten Vorsatze abstünde, höchst wahrscheinlich weder er, noch ein Doctor, noch ein Officier oder Soldat lebend das Lager verlassen würde. Es sei nicht gar weit hin vom Lager bis zu der Stelle, auf welcher einst Herzog Karl von Burgund, der Urgrossvater dieses Mannes *(of this man)*, um die Weihnachtszeit erschlagen wurde. „Wenn Doctor Cornelius stirbt, fügt Ascham hinzu, so mag in Anbetracht des Ortes, der Zeit und der Thatsache, dass der Kaiser eigentlich nur noch *a post of physik* ist, die Prophezeiung des Vesalius sich gar bald als wahr erweisen".

Grossartig ist dagegen die Energie, mit der Karl V. trotz seiner schweren körperlichen Leiden an dem einmal gefassten Entschlusse festhielt. Allen voran leuchtete er, ein Beispiel der Pflichttreue und einer hohen Selbstverleugnung. Einst — um die Mitte December — meldete Alba ihm, dass Marignan und andere Generale nur geringe Hoffnung auf den Erfolg der Minen setzten. Da soll der Kaiser sich erhoben, beide Arme in die Seiten gestemmt und mit grossem Nachdruck gesprochen haben: „Ich bin einmal hierher gekommen; ich bin hier nun schon eine gute Weile gewesen; ich werde nun auch noch länger aushalten und nicht fortgehen, und daher

soll mir niemand wieder vom Abmarsch reden!“ Damit setzte er sich wieder nieder.

Als sich aber die Minen wirklich als wirkungslos erwiesen, als der Kaiser das Zwecklose eines längeren Verweilens und noch weiteren Hinopferns seiner Mannschaften erkennen musste, da gab er doch den Befehl zum Rückzuge. Am 1. Januar 1553 verliess er Schloss La Orgne und begab sich nach Diedenhofen, am 2. Januar folgte ihm das Gros des Heeres unter Alba, am 3. Januar erst Markgraf Albrecht, der den Rückzug deckte und dabei das schwere Geschütz rettete, das sonst hätte zurückbleiben müssen. Die Kranken und Verwundeten konnten darüber freilich nicht alle mitgenommen werden. Eine nicht geringe Anzahl Italiener, Spanier und Deutsche blieben elend zurück, aber Herzog Guise liess sie menschenfreundlich in die Stadt schaffen, sie verpflegen, versah sie nachträglich mit Pässen und Reisegeld und entliess sie ungekränkt in ihre Heimath, was ihm ebensoviel verdientes Lob als dem Kaiser Nachrede eintrug, der die Seinen im Stich gelassen und der Gnade des Feindes preisgegeben hatte.[1]

Nur sehr wenig wissen wir über Aschams Leben während der drei Monate, die er unterdessen in Speier, der altberühmten Kaiserstadt zubrachte. Wir dürfen wol annehmen, dass er fleissig auf der Bibliothek gearbeitet haben wird und nun reichlich das nachholte, was er bei seinem ersten Besuche der Stadt hatte versäumen müssen. Drei Briefe haben sich von ihm aus jener Zeit erhalten; kein einziger geht auf diese Verhältnisse näher ein oder berührt sie auch nur.[2]

Wir erfahren jedoch, dass er hier in sehr freundschaftlichen Verkehr mit dem venetianischen Gesandten am Hofe Karls V. trat, mit Marco Antonio Damula, und auch in Brüssel noch setzten sich diese angenehmen Beziehungen fort. Damula war ein vielseitig gebildeter Mann, voll tiefer Erfah-

[1] Calendar of State Papers. For. 1547—1553. p. 240.
[2] I. 2, p. 330 ff., 337 ff., 341 ff.

rung und Menschenkenntniss, der vor Antritt seines Botschafterpostens lange Jahre Gouverneur der venetianischen Besitzungen in den griechischen Meeren gewesen war. Ascham schildert ihn als grossen Verehrer Sturms, von dem er ihm viel erzählen müsse. Da es Damula versagt geblieben war, auf seiner Herreise Strassburg zu berühren, sandte er Sturm von Speier aus ein reiches Geschenk, um ihm seine Hochachtung zu beweisen. Als er in Speier einst erkrankte und für einige Zeit das Bett zu hüten gezwungen war, musste Ascham ihn öfter besuchen und ihm aus Sturms Werken vorlesen. Er erzählte dafür von italienischen Zuständen, von den Gelehrten seiner Heimath: von Contareno, Bembo und Sadolet, und vergrösserte Aschams Münzsammlung durch werthvolle Geschenke.

Als Damula Aschams Wunsch erfuhr, einige Jahre in Italien und dem Orient leben zu können, machte er ihm sogar das Anerbieten für diese Zeit in die Dienste seiner Republik zu treten. Es werde ihm durch seine Verbindungen ein leichtes sein, ihn an einer der Gesandtschaften in Constantinopel, Damascus oder Cairo anzubringen und zwar in zusagender Stellung, *„where I should be partaker of weighty matters.“* Ascham wäre mit Freuden auf diesen Vorschlag eingegangen; er wollte aber vorher von Hause so gestellt sein, dass er auf jede andere Gage ausser freier Station verzichten konnte. Er erklärte sich gern bereit, einem gebildeten Manne, soweit es seine Musse gestatten werde, im Studium des Griechischen behülflich zu sein, in ein Dienstverhältniss zu einem fremden Staate mochte er aber nicht treten, . . . *but I would live surely by the benifit of my prince and country.*[1] Bis zum Tode Eduards VI. gingen seine Bemühungen dieses möglich zu machen ununterbrochen fort, dann ward auch diese Aussicht für immer zerstört.

Auch auf der päpstlichen Nuntiatur suchte Ascham hier in Speier Verbindungen anzuknüpfen, trotz seiner Verachtung und seines Hasses gegen ihren Herrn und Meister. Im

[1] I. 2, 354.

Report wie auch in den Briefen giebt er diesen Gefühlen oft in drastischer Weise Ausdruck.[1] Er fragte bei Cecil an, ob er, ohne dass es zu Hause Anstoss erregen würde, hier im Auslande mit den Leuten des Nuntius verkehren dürfe, wie er es mit den übrigen Agenten und in Speier weilenden Italienern thue. Er könnte auf diesem Wege leicht hinter manche wichtige und nützliche Neuigkeit kommen. „Ich traue mir wol zu, meine Worte so zu hüten, dass ich gewiss mehr ihnen herausziehe, als sie mir entlocken dürften."

Von Speier aus ist Ascham auch zweimal in Heidelberg gewesen. „Ich denke, du erinnerst dich noch daran," so schrieb ihm noch nach vielen Jahren einer der Männer, die er damals kennen lernte, „wie du einst bald nach dem Moritzischen Kriege mit einem gewissen englischen Gesandten hierher nach Heidelberg kamst; wie du da von meinem seligen Herrn, Kurfürsten Friedrich II. Pfalzgrafen bei Rhein, auch zum Frühstück auf's Schloss geladen wurdest; wie ich bei dieser Gelegenheit dich durch den wahrlich sehenswerthen Bau führen und das Amt eines Freundes bei dir üben durfte. Und das verdiente die Humanität deiner Sitten und die feine Durchbildung deines Geistes wohl."[2] Dieser Besuch fand am 24. November und den paar nächstfolgenden Tagen statt. Es war eine Jagdpartie, zu der Pfalzgraf Friedrich den englischen Gesandten eingeladen. Der Fürst hatte dabei alles officielle vermieden, um ohne zu verletzen den päpstlichen Nuntius umgehen zu können, doch bat er Morison, er möchte wie von sich aus die beiden andern gerade in Speier weilenden fremden Botschafter, von Venedig und Ferrara, mitbringen. Ausserdem begleiteten ihn noch mehrere Herren vom englischen Gesandtschaftspersonal, unter ihnen auch Ascham. Bis auf eine Meile vor Speier war der zuvorkom-

---

[1] Die bekannte Adoption eines Strassenjungen aus Parma und Erhebung desselben zum „Cardinal Monte" — welchen Titel der Papst selbst seither geführt hatte — glossirt Ascham mit folgenden Worten: „Pope Julius is a very king. He hath made a boy of his kitchen, an apekeeper, cardinal de Monte, whereof he was cardinal himself. Men say now: Parturiunt montes, nascetur simia turpis. (I. 2, 279).

[2] II. 166 a. Cirler an Ascham. Heidelberg, Febr. 16. 1568.

mende Wirth seinen Gästen entgegengeritten und wartete dort drei Tage hindurch auf Morison, der so lange durch Amtsgeschäfte zurückgehalten wurde. Als der Zug zur Jagd aufbrach, bestand der Pfalzgraf darauf, dass Morison sein Pferd den Dienern übergab und zu ihm in den Wagen stieg. Besondern Eindruck machte es auf den englischen Edelmann, dass er ihn auf den Platz der Pfalzgräfin nöthigte und diese selbst in einen anderen Wagen zu ihren Hofdamen schickte. „Sie führt den Titel einer Königin, und doch litt er nicht, dass sie sich mir gleichstellte.“ [1]

Alles, was wir über diesen Besuch erfahren, zeigt uns wie eifrig Kurfürst Friedrich wünschte, die Engländer von seinen aufrichtigsten Freundschaftsgefühlen gegen ihren jungen König zu überzeugen. Bei offener Tafel erklärte er: sein Hemd liege ihm nicht näher am Leibe, als der verstorbene König (Heinrich VIII.) seinem Herzen nahe gestanden habe, und die Pfalzgräfin bat Morison dringend, seine Frau bald zu längerem Besuche nach Heidelberg hinüberzusenden. Ob Lady Morison dieser Aufforderung gefolgt ist, weiss ich nicht, aber die englische Gesandtschaft blieb während der ganzen Zeit, die sie noch in Speier lag, in engster Verbindung mit dem Heidelberger Hofe. Für Inhalt und Werth der Morison-Aschamschen Depeschen aus jener Zeit ist das von grosser Bedeutung, denn bei vielem des interessanten Details, welches sie bringen, erfahren wir ausdrücklich, dass es aus jener vorzüglichen Quelle stammt.

Bald nach seiner Rückkehr aus dem Lager vor Metz musste Ascham ein zweites Mal nach Heidelberg hinüberreiten, um in Vertretung des Gesandten, der gerade unwohl war, dem Pfalzgrafen Friedrich einen Brief König Eduards zu überbringen. Wir wissen von dieser Mission nur durch eine Notize im *Report.*[2] Ascham berichtet dort, wie tief gekränkt sich der greise Fürst durch Avilas Buch über den schmalkaldischen Krieg fühle, welche Schritte er gethan

---

[1] Pfalzgräfin Dorothea war die älteste Tochter König Christians II. von Dänemark.

[2] III. p. 29.

hätte, um sich wegen der ungünstigen Bemerkungen in demselben beim Kaiser Genugthuung zu verschaffen, und schliesst mit den Worten: „Der gute Herr erzählte mir das alles selbst in seinem Schlosse zu Heidelberg, als ich ihm König Eduards Brief überbrachte, während der Gesandte in Speier zufällig krank lag.“

Durch diese Besuche war Ascham mit mehreren Heidelberger Gelehrten in persönliche Berührung gekommen, die zu einem regen wissenschaftlichen Austausch führte, vor allem mit Thomas Hubert Leodius, dem gelehrten Rathe Palzgraf Friedrichs II. Hauptsächlich die Aussprache des Griechischen war Gegenstand der Discussion gewesen, und man war übereingekommen, die Sache in einer öffentlichen Disputation eingehend durchzusprechen. Ascham gedachte daher noch einmal in das freundliche Neckarthal hinüber zu eilen, aber die endliche Aufhebung der Belagerung von Metz, der Aufbruch des Kaisers nach Brüssel und neue von England eintreffende Instructionen hatten Morisons plötzliche Abreise von Speier zur Folge und vereitelten zu Aschams grösstem Leidwesen die projectirte Disputation. Wenigstens die mündliche; in Briefform setzte er den Heidelberger Freunden von Brüssel aus in oft humoristischer und höchst ergötzlicher Weise hart zu. Doch wurde auch diese Correspondenz durch Königs Eduards Tod und Aschams Heimkehr plötzlich und unvermittelt abgebrochen. —

Am 5. Januar trafen Depeschen in Speier ein, welche Morison die Weisung gaben, unverzüglich aufzubrechen. Er sollte dem Grafen Dudley entgegen reisen, der sich in ausserordentlicher Mission auf dem Wege zum Kaiser befand, um in diesem Augenblick einen Vermittlungsversuch zwischen ihm und Heinrich II. zu machen. In Trier trafen beide Gesandten zusammen und weilten hier mehrere Tage, in Ungewissheit wo ihnen von Karl würde Audienz ertheilt werden. Ascham benutzte die Zeit, um eine ihm werthe Bekanntschaft mit dem Secretär des Kurfürsten, den er einst in Augsburg kennen gelernt hatte, wieder zu erneuern. „Mancherlei erfuhr ich von ihm über die Geschichte der Stadt. Einst ist sie eine berühmte Akademie gewesen, was ich auch schon

aus Hieronymus wusste, der hier zum Theil seine Studien gemacht hat. Noch jetzt zeugen die Ruinen von der alten Grösse. Ich erfuhr auch manches über die Kaiserin Helena und über Constantin den Grossen, deren Leiber hier begraben liegen(!). und von denen in Denkmälern und Reliquien noch vielfach Spuren vorhanden sind. (?)" Sein Gewährsmann zeigte und erläuterte ihm eingehend alle Sehenswürdigkeiten und schenkte ihm zum Schluss eine kostbare goldne Münze der Kaiserin Helena.

Unterdess war die Nachricht eingetroffen, der Kaiser, der bis dahin in Diedenhofen gewesen war, wolle den englischen Gesandten auf seiner Durchreise in Luxemburg Audienz ertheilen. Obgleich der Weg durch Hochwasser so gefährlich war, dass mehrere aus ihrer Begleitung um ein Haar ertrunken wären, beschleunigten Dudley und Morison ihre Reise doch so sehr, dass sie noch vor dem Kaiser, spät Abends am 18. Januar in Luxemburg anlangten. Sie wurden in das Palais des Erzbischofs von Trier einquartirt; ein zweites, „fast ebenso stattliches" Gebäude stand ihnen für ihre Dienerschaft zur Verfügung.

Am folgenden Tage um 3 Uhr Nachmittags erschien der oberste Kammerherr Monsieur du Rue und vier andere Cavaliere des Hofes, um die fremden Diplomaten im Namen ihres Souveräns willkommen zu heissen. Auch der kaiserlichen Kellermeister stellte sich vor und sprach die Bitte aus, zu gestatten, dass er sie mit den nöthigen Weinen versehen dürfe. Der Kaiser hatte die beiden Gesandten gleich an jenem Tage empfangen wollen, aber ausser heftigen Gichtschmerzen in Hand und Schulter hatte ihn unmittelbar nach dem Mittagessen ein heftiger Schüttelforst und Fieberanfall ergriffen, so dass er die Audienz aussetzen musste. Er wollte aber Pillen nehmen und hoffte am folgenden Tage wieder hergestellt zu sein. Aber dann griffen ihn die Pillen wieder zu sehr an. Seine Aerzte wollten unter keiner Bedingung zugeben, dass er sich jetzt den Kopf noch mit Staatsgeschäften belaste, und dann kam wieder das Fieber über ihn mit solcher Gewalt, dass die Audienz immer weiter verschoben werden musste.

Diese Notizen über das Befinden Karls V. sind desswegen von Interesse, weil sie zeigen, in welch elendem Gesundheitszustande er Metz verlassen hatte. Weit verbreitet war damals das Gerücht, er sei den Strapazen und der Gemüthsbewegung bereits erlegen. Als Dudley durch Brüssel reiste, wurde allgemein geflüstert, der Kaiser sei todt, und Morison schrieb am 4. Januar:[1] „Ich glaube nicht, dass er noch viel länger eines Gesandten bedürfen wird, oder dass er viel länger verweilt, wo ich oder ein anderer mit ihm sprechen kann. Es giebt wenige, die des Glückes wechselnde Gaben mit mehr Gleichmuth tragen, den Schicksalsschlägen energischeren Widerstand entgegensetzen können als er; aber auch die beste Natur findet ihr Maass."

Endlich nach achttagelangem Harren kam die Weisung, der Kaiser sei bereit. Zur bestimmten Stunde erschienen der Oberkammerherr mit 8 Cavalieren zu Pferde vor der Wohnung der Gesandten und geleiteten sie in das Quartier des Monarchen. Dieser empfing sie umgeben von seinem ganzen Hofstaate, ihm zunächst der Prinz von Piemont, Herzog Alba, der Bischof Arras, Don Diego di Mendoza, Monsieur de Vaux und Graf Egmont. Der Saal war prachtvoller geschmückt, mit kostbareren Tapeten behangen, als Morison je vorher gesehen, der überhaupt fand, dass während seiner ganzen Anwesenheit am Kaiserhofe noch nie eine fremde Gesandtschaft mit solchem Glanze und solcher Auszeichnung empfangen worden war.

Karl redete zunächst Morison italienisch an. Er sprach sehr leise und Dudley, der stark erkältet war, konnte anfangs kein einziges Wort verstehen. Aber obgleich erst schwach und heiser, wurde die Stimme, als er auf seinen

---

[1] Das Datum ist so und nicht „after the 6th" zu ergänzen, wie in Calendar etc. p. 236 geschieht. Denn ibid p. 239 lesen wir, dass Morison schon am 5. Januar die Weisung zur Abreise aus Speier erhielt, während er hier noch nichts davon weiss. Aus dem achttägigen Turnus, in welchem er seine Correspondenz abfertigte, ergiebt sich für dieses Schreiben als Datum der 4. Januar 1553. Der vorhergehende Brief ist nämlich geschrieben am 28. December 1552. Brit. Museum, Cotton Galba, B. XI. fol. 131—134.

Gegner zu reden kam, so laut und fest, dass selbst Dudley den Worten folgen konnte. Der Kaiser stand unerschütterlich auf seiner Ehre; er war dem Frieden nicht abgeneigt, aber er wollte, bevor er sich irgend aussprach, erst die Gesinnung des Feindes kennen. Augenscheinlich griff das Gespräch und die Anstrengung, die er sich damit auferlegte, den Monarchen heftig an: er schien einer Ohnmacht nahe, und so wurde die Audienz schnell beendet.

So lange Morison in Deutschland war, hatte er den Kaiser nie so schwach gesehen *(so nigh gone)*, nie hatte sein Gesicht so leichenhaft, seine Hand so dünn, blass und durchsichtig ausgesehen; seine Augen, sonst voll Leben auch wenn der ganze übrige Körper der Krankheit schon zu erliegen schien, blickten schwer und matt und trübe. „Ich habe ihn sehr oft in sehr übler Verfassung gesehen, so nach dem Grabe niemals. Wenn er wirklich, wie er beabsichtigt, morgen nach Brüssel aufbricht, so sollte es mich wundern, wenn er dort lebend ankommt".

Und wie auf dem Herrn, so schien auf seiner ganzen Umgebung ein schwerer Druck zu liegen. Arras war sehr trübe gestimmt *(very sad)*. Der Prinz von Piemont versuchte sich zum Scherz zu zwingen, aber man merkte wol, dass er sich damit Gewalt anthat. Am meisten ausser Fassung *(out of countenance)* erschien Herzog Alba, und doch meldet Morison bald nachher, dass er beim Monarchen kaum in höherer Gunst stehen könnte, wenn er ihm Metz und Paris dazu erobert hätte.

„Ew. Lordschaft werden aus all dem Mitgetheilten erkennen," so schliesst der Bericht über diese Audienz, „dass der Kaiser leicht dahin zu bringen sein dürfte, unter anständigen Bedingungen Frieden zu machen, wenn die Franzosen nur dafür sind, und dass er schwerlich je wieder Krieg beginnen wird." Darin lag nun aber die Schwierigkeit. Der Kaiser verlangte, das erste Wort zum Frieden solle von Frankreich ausgehen, und König Heinrich erklärte in ganz gleicher Weise, er könne die englische Vermittlung nur annehmen, wenn der Kaiser zuerst die Hand biete.[1]

[1] Calendar of State Papers a. a. O. p. 245.

Bei diesem aussichtslosen Stande der Dinge wurde Dudley von seiner Regierung endlich wieder zurückberufen. Die Abschiedsaudienz fand am 11. Februar statt. Der Kaiser erschien diesmal ohne Stock und ohne sich auf jemanden zu stützen. Sein Sessel befand sich auf der entgegengesetzten Seite des Zimmers,[1] und er durchschritt den ganzen Raum, als ob er zeigen wollte, wie gut er noch ohne Hülfe gehen könne. Gegen die beiden Gesandten war er von einer ausgesuchten Liebenswürdigkeit, ja Herzlichkeit. Freilich erklärte er noch einmal mit voller Entschiedenheit bei seinem früheren Beschlusse stehen bleiben zu müssen, doch erschien den Engländern jedes Wort darauf berechnet, sie erkennen zu lassen, wie sehr er den Frieden wünsche. Dieser Eindruck war so gross, dass die beiden Diplomaten meinten, er würde nicht abgeneigt sein, seinen Streit mit Frankreich dem Schiedsgericht eines dritten anheimzugeben.[2]

So wurde denn der Krieg fortgesetzt, und ein neuer Vermittlungsversuch, den die englische Regierung im April machte, verlief ebenso erfolglos. Viele Wochen mussten Morison und die ihm beigegebenen Bevollmächtigten warten, ehe sie zur Audienz vorgelassen wurden, denn wieder war der Kaiser schwer krank. Er lebte in solcher Zurückgezogenheit, dass das Gerücht: nun sei er wirklich gestorben, weiten Glauben fand und nur von denen bezweifelt wurde, die behaupteten, er sei irrsinnig und würde desshalb so abgeschlossen gehalten. Die englischen Diplomaten wussten zuletzt nicht, was sie von alle dem halten sollten und fragten endlich direkt beim Prinzen Emanuel Philibert an, ob der Kaiser noch lebe oder todt sei. Sie erfuhren, er lebe allerdings, aber er sei sehr schwach und von der Krankheit hart mitgenommen. Oft verlange er zu sitzen oder auf und niederzugehen; dann werde er von zwei Dienern geführt und versuche sich dabei selbst noch auf seinen Stock zu

[1] Dasselbe war mit prächtigen Tapeten ausgeschlagen, auf welche die Königin Maria die Siege des Kaisers, vor allen den bei Tunis hatte wirken lassen, und mit denen sie den Bruder bei seiner Ankunft überrascht hatte.

[2] Calendar of State Papers a. a. O. p. 240.

stützen. Kaum habe dass eine kleine Weile gedauert, so müsste er wieder niedergelegt werden und fühle sich dann so durchkältet, dass es lange währe, bis man ihn wieder erwärmen könne.

Endlich am 9. Juni wurden die Gesandten zum Kaiser befohlen. Man führte sie zu ihm in sein Privat-Cabinet, wo sie ihn sitzend fanden, die Füsse auf einen Stuhl gestreckt, sehr bleich und schwach, dünn und zusammengefallen, aber doch lange nicht so krank, als sie gedacht hatten, denn seine Augen blickten wieder lebhaft genug und seine Stimme klang recht verständlich. Auch die Antwort, die er ihnen gab, lautete so fest und bestimmt wie früher: er wünsche den Frieden von ganzem Herzen und danke dem Könige für seine eifrigen Bemühungen ihn herbeizuführen, aber die Vorschläge dazu müssten von französischer Seite ausgehen.

Der englischen Regierung lag es damals weniger an der Friedensvermittlung, als an dem Abschluss eines Bündnisses, das England, den Kaiser und die deutschen Fürsten umfassen sollte. Man verfolgte den neuen Gedanken mit grossem Eifer, so sehr auch Christopher Mundt, der gründliche Kenner deutscher Zustände, seine praktische Ausführbarkeit bezweifeln mochte. Ende Mai war in derselben Angelegenheit ein besonderer Gesandter an König Ferdinand und Maximilian unterwegs. Auf sie und auf Johann Friedrich rechnete man hauptsächlich bei Durchführung des Planes, der, so weit er den Kaiser betrifft, als durchaus abenteuerlich bezeichnet werden muss. Karl V. scheint davon auch gar keine Kenntniss erhalten zu haben. Noch ehe die Gesandten so weit zu sein meinten, ihm die Sache vorzutragen, starb König Eduard VI, und es erfolgte ein Umschwung in England, der die ganze Grundlage, auf welcher dieser Entwurf fusste, gründlich zerstörte. —

Ueber Ascham persönlich kann ich aus dieser ganzen langen Zeit nur wenige Notizen beibringen.

Mitte April ist er noch einmal nach Löwen hinübergeritten, hatte aber auch hier wieder das Unglück, zwei dort lebende Landsleute, die er aufsuchen wollte, zu verfehlen. Doch war er mit dem Professor Nannius, einem in seiner

Zeit nicht unbekannten Philologen, zusammen und dieser empfing, wie wir von anderer Seite erfahren, einen sehr günstigen Eindruck von Aschams Erscheinung und liebenswürdigem Wesen.

Die übrige Zeit scheint er sich ununterbrochen in Brüssel aufgehalten zu haben. Wie fleissig er hier in der grossen Gesellschaft verkehrte zeigt uns der *Report,* wo er sich oft auf Mittheilungen beruft, die er bei Gastereien von diesem und jenem Gentleman oder Ambassador gehört hat.

Die schon in Speier angeknüpften Beziehungen zu Damula wurden im Laufe der Brüsseler Monate womöglich noch inniger. Hier war es, dass der Gesandte ihm das Anerbieten machte, dessen ich oben gedacht habe.

Seine numismatischen Studien brachten ihn hier auch mit Don Diego di Mendoza, einem der bedeutendsten Staatsmänner Karls V. in Berührung. Wir wissen bereits, dass beide eifrige Sammler waren. „Vorigen Monat war ich bei ihm," schreibt Ascham am 7. Juli an Cecil, „er zeigte mir seine überaus reichhaltige Sammlung alter Münzen, schenkte mir auch einige Stücke daraus und fragte mich, ob ich bereits viel beisammen hätte. Ich zog eine Kupfermünze hervor, die ich zufällig bei mir trug. Er betrachtete sie lange und genau, dann sah er wieder mich an: „Weisst du auch, was du da für eine Münze hast?" „Einen Caesar Augustus," antwortete ich. „Recht so! Aber aus dem gesammten Alterthum giebt es keine unter allen uns erhaltenen Münzen, die seltener und daher werthvoller ist, als diese. Du erinnerst dich, dass Livius uns berichtet, der Tempel des Janus sei im ganzen Verlauf der römischen Geschichte nur zweimal geschlossen gewesen, weil nur zweimal Friede im ganzen Reiche herrschte: zuerst unter unter Numa, dann unter Augustus in dem Jahre, in welchem der Heiland geboren werden sollte. Senat und Volk der Stadt Rom, die den Rathschluss Gottes ja nicht kannten, legten sich diesen allgemeinen Frieden als einen Erfolg der Weisheit des Augustus aus. Sie begrüssten ihn laut Senatsbeschluss als Gott und als Vater des Vaterlandes und liessen zur Erinnerung an dieses Friedensjahr diese Münze schlagen mit dem geschlossenen

Janustempel und der Umschrift *Providentia,* indem sie unter der göttlichen Vorsehung den Augustus meinten.“ Er fragte mich dann, woher ich sie hätte? „Aus einem kleinen Städtchen am Rhein,“ erwiederte ich. „Wol möglich, sprach er, denn bald nachher überzogen Drusus und Tiberius jene Gegenden mit Krieg.“ Da ich sah, wie sehr ihn die Münze interessirte, bot ich sie ihm zum Geschenk an, aber er wollte sie nicht entgegennehmen und meinte, die Münze sei es wol werth, dass ich sie mit nach England nähme und sie dort dem Könige als Geschenk darbrächte“.[1]

---

[1] Ascham schenkte die seltene Münze an Cecil. Noch 1732 sah Francis Peck sie in Burghley-House bei Stanford und beschrieb sie in seinen Desiderata curiosa I, 46 (London 1732. Fol. —)

III.

A REPORT

and Discourse . . . of Germany.

Die Musse, welche ihm der längere Aufenthalt in Brüssel bot, benutzte Ascham dazu, die Resultate seiner Beobachtungen und politischen Studien in einer Schrift zusammenzufassen, die mir in jeder Beziehung einzig für jene Zeit dazustehen scheint.

Eine überaus anziehend geschriebene Plauderei, voll Geist und Leben, erinnert sie vielfach an die französische Memoirenliteratur, an die biographischen Charakterzeichnungen Brantômes, steht aber an Fülle und Tiefe der Gedanken, an sittlicher Höhe des Standpunktes, an gesundem Urtheil und umfassendem Blick weit über den pikanten Erinnerungen des alten Hofmannes.

Auch Ascham belebt seine Erzählung durch prächtige Charakteristiken der vorgeführten Personen, die er ja meist aus eigner Anschauung kannte; er flicht in witziger, zuweilen beissend sarkastischer Form, Anekdoten aus dem Hofes- und Gesellschaftsleben hinein. Aber er zeichnet sich zu gleicher Zeit aus durch die Treue seiner Darstellung, durch die Genauigkeit seiner thatsächlichen Angaben, und — trotz aller Vorliebe für die Helden des Protestantismus — doch auch durch eine grosse Unparteilichkeit in der Berichterstattung. Der Werth aller dieser Eigenschaften wird noch erhöht durch die Anspruchslosigkeit, in welcher das Schriftchen auftritt. Es präsentirt sich uns als eine ganz persönlich gehaltene

Mittheilung an seinen Freund John Ashley, den Gemahl der Erzieherin Elisabeths.[1]

Nach einigen einleitenden Worten überblickt der Verfasser kurz die bedeutsamen Ereignisse, die sich in den letzten Jahren unter seinen Augen abgespielt haben; geht dann auf eine treffliche Untersuchung über Zweck, Ziel und Form einer jeden guten Geschichtschreibung über; weist ferner auf den plötzlichen und gewaltigen Umschlag in der Lage und Machtstellung Kaiser Karls V. hin und kommt endlich zu dem Schluss, dass seine *unkindness*[2] der Hauptgrund dieses jähen Glückwechsels gewesen sei. Diese Behauptung sucht er dann in vier gesonderten Kapiteln zu beweisen, welche vom Türken, vom Fürsten von Salerno, Markgraf Albrecht und Herzog Moritz handeln.

So sonderbar und oberflächlich Aschams Ansicht auch auf den ersten Blick aussieht, müssen wir sie doch in so fern als berechtigt gelten lassen, als die *unkindness* nicht den Grund, sondern die schroffe Aeusserungsform tieferliegender Motive bildet. Dass sie da war, und dass sie äusserst verletzend nach den verschiedensten Seiten gewirkt hat, wird ihm nicht gut bestritten werden können. Die gewaltigen, weltumfassenden Plane des Kaisers mussten ihn ja in stete Collision mit den Interessen anderer bringen, und wo dann der Wille des Herrschers mit den Rechten der Untergebenen collidirte, da empfand man peinlich die *unkindness*, mit welcher der Machthaber auf seinem Willen bestand.

Es ist derselbe Gedanke, den Ranke, meisterhaft wie immer, in folgende Worte zusammenfasst: „die italienischen Verhältnisse haben in so weit eine gewisse Aehnlichkeit mit den deutschen, als der andauernde stille Druck, mit dem auch dort die kaiserliche Oberherrschaft ausgeübt ward, ebensowohl

---

[1] Für alles, was sonst über die Entstehungsgeschichte des Report zu sagen ist, verweise ich zurück auf meine Besprechung desselben p. 101—104.

[2] Die Uebersetzung dieses Wortes würde sich am besten mit „Unfreundlichkeit“ „unfreundliche und schroffe Behandlung“ — geben lassen.

einen geheimen Widerstand erweckte, der nur den geeigneten Augenblick erwartete um loszubrechen".[1]

Ascham führt aber den dadurch erregten Unmuth auch auf eine Reihe persönlicher Momente zurück, die bestimmend und oft verhängnissvoll in den Gang der grossen Politik eingegriffen haben sollen. Er hat das Verdienst einzelne derselben, die nachweislich auf Thatsachen beruhen, zuerst so nachdrücklich hervorgehoben zu haben.

Wie gross die Erbitterung war, die Avilas Buch über die beiden Feldzüge des schmalkaldischen Krieges erregte, erfahren wir erst aus Aschams *Report*.

Auch seine Andeutungen über die Stellung des Herzogs von Cleve zum Kaiser sind wenigstens in der bestimmten Form neu.

Ueber das erste Zerwürfniss Markgraf Albrechts mit dem Kaiser zu Brüssel 1549, ist Aschams Darstellung die erste und einzige, die diesen seither unbekannten Vorgang beleuchtet.

Für Herzog Moritzens Jugendjahre erhalten wir einige schätzbare Notizen und einen Bericht über den Eindruck (wenigstens den officiellen), den seine Todesnachricht in Brüssel machte. Gerade während Ascham schrieb, traf sie ja ein.

Georg Voigt nennt Aschams Abhandlung „die anziehendste Discussion . . , die wir von einem Zeitgenossen über Moritz besitzen",[2] und ganz ähnlich lautet das Urtheil Rankes über die Darstellung Albrechts.[3]

Ueber die Quellen, die Ascham zu seiner Schrift benutzte, spricht er sich in der Einleitung selbst näher aus: mündliche Mittheilung und schriftlicher Bericht, beides aus erster Hand der mitbetheiligten Personen. An wichtigeren Stellen nennt er wol auch ausdrücklich seine Gewährsmänner. In wie hohem Grade er in der Lage war, direkte und unmittelbare Infor-

---

[1] Deutsche Geschichte V. 211.

[2] Moritz von Sachsen 1541—1547. p. 4. Note 3.

[3] Das Bild, das Ranke vom Markgrafen entwirft, ist hauptsächlich auf Aschams Darstellung gegründet. V. 228 ff.

mationen einzuziehen, hat uns der vorhergehende Abschnitt genugsam gezeigt. Daneben ging seine eigne scharfe und aufmerksame Beobachtung.

Ueber die Gesichtspunkte, von denen er beim Schreiben seiner Abhandlung ausgegangen, und über die Grundsätze, nach denen er bei der Darstellung verfahren, äussert er sich folgendermassen: „Ihre Bitte — so wendet er sich zu Ashley — ist wol in wenig Worten ausgesprochen, aber sie umfasst grosse und mannigfaltige Dinge. Zunächst sind es die Ursachen des neuen Türkenkrieges, die geheimen Intriguen, die dem plötzlichen Ausbruch der Wirren in Italien und Deutschland vorangingen, die feinen Kunstgriffe der französischen Umtriebe, das Doppelspiel der römischen Curie mit allen Parteien, dann specieller: warum Herzog Octavio, der Prinz von Salerno, Markgraf Albrecht und Herzog Moritz sich gegen den Kaiser erhoben, die ihm doch alle so eng verbunden waren. Alle Beziehungen der Verwandtschaft des Bluts, der Unterthanentreue und Dankbarkeit für erwiesene Wohlthaten schienen dem Kaiser ihre dauernde Anhänglichkeit verbürgern zu dürfen. Denn Octavio war sein Schwiegersohn,[1] der Fürst von Salerno[2] sein Kammerherr, Markgraf Albrecht sein Blutsverwandter und Herzog Moritz von ihm mit so viel Wohlthaten überhäuft, dass der Herzog sich schwerlich mehr wünschen konnte, als der Kaiser ihm gewährt hatte.

„Hier ist wahrlich Stoff genug, um ein vorzügliches Geschichtswerk zu Stande zu bringen, wenn die Arbeit geschickten Händen anvertraut wird.

„Als Sie und ich den Livius zusammen lasen, wie Sie sich dessen noch erinnern werden, da einigten wir uns bald nach kurzer Debatte über die Punkte, auf welche ein Geschichtschreiber hauptsächlich sein Augenmerk richten müsse. Zunächst, dass er nichts absichtlich Falsches schreibe; dann,

---

[1] Octavio Farnese, Sohn des 1547 ermordeten Pierre Luigi, war vermählt mit einer natürlichen Tochter Kaiser Karls V.

[2] Fürst Ferrante IV. von Salerno, der vornehmste Nobili des Königreichs Neapel.

dass er den Muth habe, die Wahrheit zu bekennen. Dadurch werden zugleich die beiden schweren Fehler, Schmeichelei und Hass, von vorn herein ausgeschlossen. Diese beiden Cardinalpunkte sind zugleich der Grund, dessentwegen Caesar mit dem höchsten Lobe, der Italiener Jovius[1] mit dem gerechtesten Tadel gelesen werden.

„Ferner muss der Geschichtschreiber bei allen bedeutenderen Begebenheiten sorgfältig untersuchen: die Ursachen, die Beschlüsse, die Handlungen und die Folgen. Und zwar die Ursachen, ob sie gerecht oder ungerecht, die Beschlüsse, ob sie wohlerwogen oder überstürzt, die Handlungen, ob sie energisch oder zaghaft ausgeführt sind. Aus den Folgen endlich sind gewisse allgemeine Schlüsse zu ziehen, die Summe der Begebenheiten, die uns in vorkommenden ähnlichen Fällen zur Weisheit und Vorsicht mahnen und unsere Erfahrung bereichern soll. In dieser Hinsicht haben Polybius in griechischer, Philipp Comines in französischer Sprache alle Pflichten weiser und tüchtiger Geschichtschreiber erfüllt.

„Auch die Chronologie muss mit Aufmerksamkeit behandelt werden. Bei Beschreibung von Gegenden und Personen ist nicht nur auf die äussere Gestalt, sondern auch auf den in ihnen lebenden Geist Sorgfalt zu verwenden. Tucydides thut das öfter und sehr schön, Homer immer und immer unübertrefflich. Auch unser Chaucer hat darin sehr tüchtiges geleistet, was jeder zugeben muss, der ihn aufmerksam gelesen und mit irgend einem unserer heutigen Schriftsteller verglichen hat.

„Der Styl muss ungekünstelt und klar verständlich sein, bald schwungvoller, bald einfacher, immer dem Gegenstande angemessen, *as matters do rise and fall.* Denn wenn in passenden und zutreffenden Worten, in wohlgefügten Stätzen das Thema lebendig vorgetragen wird, sei dieses nun bewegt oder ruhig, ärgerlich oder angenehm, so wird der Leser der Erzählung nicht unbetheiligt gegenüberstehen, sondern sich

---

[1] Es ist das die alte Ansicht über Jovius, die erst durch Ranke, wie mir scheint, endgültig widerlegt ist. Vergl.: Zur Kritik neuerer Geschichtschreiber p. 70—78.

bei der Handlung mitbetheiligt fühlen. Und hierin trägt Livius unter allen Schriftstellern aller Zungen meiner Ansicht nach den höchsten Ruhm davon. Auch Sir Thomas More befriedigt, wie ich glaube, in seiner Monographie über Richard III. in allen diesen Punkten seine Leser in so hohem Grade, dass wenn der weitere Verlauf unserer englischen Geschichte in gleicher Weise zur Darstellung gekommen wäre, wir uns in dieser Hinsicht mit Frankreich, Italien oder Deutschland sehr wohl vergleichen dürften.

„Was nun aber Ihre Bitte betrifft, einiges über die Ursachen und den Verlauf aller dieser jüngsten Wirren zu erfahren, so dürfen Sie von meiner Schrift nicht das strenge Festhalten jener scharfbegränzten Regeln erwarten, wie wir sie in unsern Gesprächen wol aufstellten. Es ist doch ein gewaltiger Unterschied zwischen Theorie und Praxis! Ich überschätze mich nicht in dem Grade, dass ich etwas so Grosses wagte, und Sie werden nachsichtig genug sein, derartiges von mir nicht zu verlangen.

„Nur damit Sie sehen mögen, dass ich kein träger Zuschauer gewesen bin während der langen Zeit meiner Abwesenheit, und dass ich nicht als einer nach Hause komme, der nichts zu erzählen wüsste von dem, was er draussen gesehen und gehört, will ich einfach und ungekünstelt, aber doch nicht ganz ohne inneren Zusammenhang, Ihnen unter uns einiges von dem mittheilen, was ich so für mich aufgezeichnet habe. Alles habe ich entweder selbst erlebt und gesehen, oder an solchen Orten und von solchen Personen gehört, die sowohl den Willen gehabt darauf zu achten, als auch Gelegenheit hinter die Sachen zu kommen, und Verstand genug besassen, um das Wesentliche vom Unwesentlichen zu unterscheiden, das Charakteristische jeder Begebenheit herauszufinden. Kaum eine Woche verging, in der mir nicht eingehende Nachrichten über alle bedeutsameren Vorgänge in der Türkei, Ungarn, Italien, Frankreich und Deutschland in die Hände kamen.

„Wenn ich Ihnen nun diese Vorgänge auseinandersetze, so will ich nur die beiden ersten Punkten, die wir damals für den Schriftsteller als erforderlich hinstellten, festhalten.

Ich will meiner Erzählung nichts hinzufüfen, was falsch ist, und will nichts von dem, was wahr ist, verschweigen. Denn da mir in dem Drama keinerlei Rolle zufällt, da ich vielmehr als unbetheiligter Zuschauer dasitze und weder kaiserlich noch französisch, sondern ausschliesslich englisch gesinnt bin, so habe ich die Absicht, wahrheitsgetreu die Thatsachen zu berichten. Und da ich mich in der Lage sehe, unter einem Fürsten wie König Eduard und in einem Lande wie England (wofür ich Gott danke!) leben zu dürfen, so habe ich auch weiter keinen Grund, weder den einen um meines Vortheils willen zu schmeicheln, noch die Missgunst der anderen zu fürchten.

„Möchte daher mein guter Wille, Ihnen den wahren Sachverhalt mitzutheilen, Sie eben so sehr zufriedenstellen, als die ungenügende Behandlung des Gegenstandes Ihnen vielleicht missfällt.

„Wenn ich aber so viel vom wahren Sachverhalt und von der Wahrheit rede, die ich mittheilen will, so meine ich damit natürlich nicht alle die verborgenen Geheimnisse *(such a hid truth)*, wie sie auf des Kaisers Seite etwa in Monsieur d'Arras' Brust verschlossen ruhen, oder wie sie auf der Seite des Herzogs Moritz der Baron Heideck besitzt, mit welchem nebst noch einem anderen von seinen Räthen[1] Moritz ausschliesslich alle seine Pläne berieth, schon 3 Jahre bevor er mit dem Kaiser brach;[2] sondern ich meine die Kenntniss der Verhältnisse und Begebenheiten, wie sie unter den Gesandten und Agenten an diesem Hofe verbreitet war, und wie ich sie bei anderen einsichtsvollen und unpartheiischen Personen gefunden habe.

„Und ich weiss nicht, in wie ferne irgend ein lateinischer, griechischer oder anderweitiger Geschichtschreiber mit Ausnahme von Xenophon, Caesar und Philipp Comines bessere Gelegenheit gehabt hätte, hinter die Wahrheit zu kommen,

---

[1] Er meint hier wol Arnold, der in derselben Zeit wie Heideck in Moritzens Dienste trat.

[2] Nicht ganz genau. Heideck trat erst nach der Zerstreuung des Verdenschen Haufens (Jan. 7. 1551) in Moritzens Dienste.

als ich. Die beiden ersteren schrieben ihre eignen Thaten, und so sehr ohne jeden Verdacht einer Parteilichkeit, dass nach meinem Urtheil seither niemand, auch bei Schilderung der Thaten anderer nicht, einen so hohen Grad von Aufrichtigkeit erreicht hat. Der dritte, dem sich bis zu einem gewissen Maasse dieselbe Gelegenheit bot, hat doch, so viel ich weiss, nicht dasselbe Lob erworben.

„England liefert den Stoff und besitzt auch Männer, wohlausgerüstet mit allen Eigenschaften des Schriftstellers. Wenn diese nur wollten, so wären sie wohl im Stande in gleicher Weise wie jene beiden berühmten Männer für sich selbst durch ihre Schriften Ruhm zu erndten und anderen Nutzen zu bringen. Sie entschuldigen sich mit dem Mangel an Musse, und dies ist in der That wahr. Wenn wir aber die gewaltige Thätigkeit Caesars bedenken, so erkennen wir um so mehr, wie er würdig des höchsten Lobes ist, denn trotzdem er Tag und Nacht beschäftigt war, fand er doch noch Zeit seine Memoiren zu schreiben.

„Wollte Gott, dass diese unsere Männer, wie sie bereit sind Caesar zu rühmen, ebenso bereit wären ihm nachzuahmen und ähnlichen Ruhm für sich selbst zu erringen!

„Ich will Sie aber nicht länger mit meinen Privatansichten aufhalten, sondern lieber von dem Gegenstande selbst beginnen und zwar mit der Quelle, aus welcher all das Ungemach entsprang, welches heute den grössten Theil der Christenheit überfluthet. Gott allein im Himmel vermag dem unheilvollen Trauerspiel, welches aufzuführen sich die beiden mächtigsten Herrscher ein solches Vergnügen bereiten, ein Ende machen![1]

„Viele erkären, dass man in der Religion und der Freiheit *(in religion and liberty)* die Hauptursachen aller dieser Wirren suchen müsse. Ich aber meine, und die Thatsachen selbst werden es erweisen, dass nur Unfreundlichkeit *(unkindness)* die Wurzel aller dieser Uebel ist. Ein englischer Edelmann achtbaren Angedenkens um seines Verstandes, seiner

---

[1] Es ist hier nicht der Kampf zwischen Moritz und Albrecht, sondern der zwischen Karl V. und Heinrich II. gemeint.

Gelehrsamkeit und Erfahrung willen, der alte Sir Thomas Wyat,[1] schrieb einst an seinen Sohn, dass der grösste Fehler der Menschen, und doch der am wenigsten gestrafte, die Unfreundlichkeit sei. Der grösste Fehler ist sie in der That, und auch am wenigsten durch ein bürgerliches Gesetz oder einen Rechtsspruch strafbar. Dennoch bin ich jetzt durch meine Erfahrung belehrt worden, wie Unfreundlichkeit die Menschen so sehr erbittert hat, dass sie nicht davor zurückschreckten ihre Rache zu üben, noch auch der Kaiser im Stande war dem erregten Unwillen zu widerstehen. Ja, Unfreundlichkeit war allein der Haken, dessen sich König Heinrich von Frankreich alle diese Jahre hindurch bediente, um so viele Fürsten vom Kaiser ab- und auf seine Seite hinüberzuziehen und so viel Vortheile über ihn zu erringen, als er augenblicklich besitzt. Mit diesem Haken, wohl umwickelt mit Gold, dem Köder für jedes Unrecht, hat Heinrich nicht unterlassen nach allen den Herzen zu angeln, von denen er wusste, dass sie irgendwie durch die Unfreundlichkeit des Kaisers verletzt waren.

„Und es giebt wenige Fürsten im Kaiserreich, wenn ich Musse genug hätte, könnte ich das wol bis ins einzelne nachweisen, und sobald ich nach Hause komme, will ich Ihnen das mündlich des weiteren auseinandersetzen, die nicht in der einen oder der andern Weise Unfreundlichkeit vom Kaiser erfahren haben. Ja selbst Ferdinand, sein Bruder, Maximilian, sein Neffe und Schwiegersohn, die Herzoge von Baiern und Cleve, die seine Nichten geheirathet, sind in peinlicher Weise davon berührt worden. Auch die papistischen Bischöfe z. B. von Mainz, Bamberg, Würzburg, Salzburg haben ihr Theil bekommen.[2] Nur wenige Fürsten und

---

[1] Der Dichter Thomas Wyat. Auf diesen Brief nimmt Ascham auch Bezug in einem Ermahnungsschreiben an einen jungen Freund. I. 2, p. 193.

[2] In ähnlicher Art zählen auch die Venetianer die Fürsten auf, die der Kaiser in verschiedener Weise, zumal durch Vorgänge, die mit dem schmalkaldischen Kriege in Verbindung stehen, sich entfremdet habe. So Contarini (Gachard a. a. O. p. XI. — Bucholtz VI. 491), und Mocenigo (Fiedler a. a. O. 149—152. — Bucholz VI. 515).

Staaten, gleichviel ob protestantisch oder papistisch, sind davon verschont geblieben.

„Aber wie das Wechselfieber anfangs nur ein flüchtiges Unbehagen erzeugt: noch ahnen wir nicht, was daraus entstehen kann, bis es uns plötzlich an bestimmten Tagen und Stunden packt, ebenso wühlte diese allgemeine Verstimmung anfangs nur heimlich im Reiche und trat nirgend offen zu Tage, bis sie allmählig in den Herzen der Menschen anschwoll und endlich zu Innsbruck ausbrach zu so schlimmer Krankheit und gleich mit so zwingender Gewalt, dass, wenn der Kaiser und wir nicht schleunige Luftveränderung vorgezogen hätten, ich überzeugt bin, sie hätte auch für uns, die wir damals bei ihm waren, sehr gefährlich werden können.

„Wie dieses Unbehagen so allmählig mit immer bestimmteren Merkmalen auftrat, und ich im Grunde doch nur wenig dadurch belästigt ward, daneben aber hinreichend Zeit und Musse hatte, die Kranken genau zu beobachten, so begann ich täglich den Fortschritt der Krankheit zu notiren, namentlich vom 19. Mai 1552, da wir aus Innsbruck flüchteten, bis zum 1. des folgenden Januars, als die Belagerung von Metz aufgehoben wurde. Bevor ich darauf eingehe, will ich nur kurz auseinandersetzen, wie der Kaiser, der bei unserer Ankunft in Augsburg 1550 mit aller Welt in Frieden stand, bald nachher sich von so viel Feinden umringt sah, dass er nicht wusste, wohin sich vor ihnen zu flüchten."

Aschams Darstellung über den Türkenkrieg und die italienischen Verwicklungen übergehe ich. Er selbst sieht sie ja nur als eine Einleitung zu seinen Betrachtungen über die deutschen Zustände an. Nur einzelnes möchte ich hervorheben.

Seinen historischen Blick und eine in jener Zeit wahrhaft seltene Unparteilichkeit in Beurtheilung geschichtlicher Thatsachen beweist der Verfasser durch sein Urtheil über den Beginn der Feindseligkeiten mit den Türken. Hat doch auch heute noch nach 300 Jahren nach weitverbreiteter Ueberzeugung der Muselmann Unrecht, eben weil er Musel-

mann ist! Wir haben oben (p. 32—33) Gelegenheit gehabt uns zu überzeugen, in wie hohem Grade Ascham sich für den Kampf gegen die Ungläubigen begeistern konnte. Er hielt es für die grosse weltgeschichtliche Mission des Kaiserthums, den Mohamedanismus wieder aus Europa hinauszuwerfen. Die Art aber, in welcher von Seiten der Christen der Kampf geführt wurde, erfüllte ihn mit schmerzlichem Bedauern und tiefem Widerwillen. Mancherlei Details theilt er uns mit über die Scheusslichkeiten, die man sich auf beiden Seiten zu Schulden kommen liess. „Ich bin nicht so empört über die Türken, die sie verüben, als betrübt über die Christen, dass sie jenen hierin nacheifern!“ Er lässt den türkischen Führer vor Tripolis dem vermittelnden französischen Gesandten wol zur Antwort geben: „man könne vom Muselmann nicht verlangen, dass er sein Versprechen halte, wo ihm vom Christen mit schnödem Wortbruch begegnet werde.“

Ascham sucht nicht zu entschuldigen. Im Gegentheil giebt er völlig zu, dass der Friedensbruch zunächst vom Kaiser ausgegangen sei. „Der Waffenstillstand mit dem Türken lief erst 1551 ab, aber als der Kaiser von den gewaltigen Rüstungen hörte, die jener mache, hielt er es für vortheilhafter den Frieden mit einem errungenen Vortheile abzuschliessen, als abzuwarten bis ihn der Türke mit gesammelter Macht angriff. Der Vice-König von Sicilien, John de Vega, und Andrea Doria nahmen daher im Sommer 1550 die Stadt Afrika.“ [1]

Es ist auffällig, dass Ascham unter den Flottenführern nicht auch den Vice-König von Neapel, Don Garcia de Toledo, nennt, der bei der Eroberung der Stadt das meiste gethan hatte. [2] Uebrigens lag ihm eine Schilderung des Kriegszuges von einem Augenzeugen, einem Spanier, in trefflichem Latein vor, die er neben seinen eignen Aufzeichnungen, von welchen

---

[1] Giles erklärt dieselbe irrthümlich für Tunis. Ranke V. 106 nennt sie Afrikija oder Mehdia, wol dasselbe wie Mahadia, fast zwei Breitengrade südlicher als Tunis, an der Küste westwärts von Malta.

[2] Ranke V. 107.

vor, die er neben seinen eignen Aufzeichnungen, von welchen sich Reste in seinen Briefen erhalten haben, benutzte. Es wird dies wahrscheinlich der *Commentarius de Aphrodisio expugnato* des Joannes Christophorus Calvetus Stella gewesen sein. Trifft die Voraussetzung zu, so liefert diese Stelle den Beweis für die Richtigkeit von J. Voigts Annahme dass jenes Werk,[1] schon vor 1554 im Druck erschienen sei.

Aus dem Briefe an Raven, 1551 Mai 10—18,[2] erfahren wir, dass bei dem Wiedererscheinen der Flotte des Dragut-Rais an der italienischen Küste man im ersten Schrecken glaubte, Andrea Doria sei mit seiner ganzen Macht vollständig von den Türken vernichtet worden. Erst geraume Zeit nachher ergab es sich, dass es Dragut gelungen war, unbemerkt aus seiner gefährlichen Position in der Bucht von Dscherbe zu entwischen. Doria selbst hielt noch ruhig auf seinem Wachtposten am Eingange der Bucht, und erst dieaus Italien kommenden Schreckensnachrichten meldeten ihm, dass er vor leerem Käfig stand.

Ein direktes Versprechen des Kaisers Mahadia an Sultan Soliman zurückzugeben, wie im *Report* behauptet wird, hat wol nie stattgefunden. Ascham weicht darin selbst in etwas von seiner Darstellung in den Briefen[3] ab, denn dort heisst es: „Ob ein Versprechen auf Wiedergabe der Stadt entweder gar nicht gegeben oder nur nicht gehalten worden ist, kann ich nicht angeben.“ Karl suchte seinen Gegner vielmehr mit allerlei Ausflüchten und Einwänden hinzuhalten, auf welche dann der türkische Anfall auf Malta und die Wegnahme von Tripolis erfolgte. Uebrigens kennt Ascham nicht die Anschuldigung einer Verrätherei von Seiten d'Arramons, des französischen Gesandten, auf dessen Vermittlung hin die Ritter Tripolis übergaben, und das ist um so bemerkenswerther, als seine Angaben doch zu allermeist aus spanisch-italienischen Quellen stammen und die Berichte wiedergeben, wie sie in den Hofeskreisen colportirt wurden.[4]

---

[1] Geschichtsschreibung des schmalk. Krieges p. 19, (585).

[2] I. 2, p. 283—284.

[3] I. 2, 311 ff.

[4] Vergl. über alle diese Verhältnisse: Ranke, Deutsche Geschichte V. 106—109.

„Und wie der Türk losbrach und in Bewegung war, fingen allmählig auch die an sich zu regen, welche allerlei Privat-Beleidigungen zu rächen hatten, und Frankreich schürte wie immer und spornte jeden, der irgend einen Grund zur Unzufriedenheit mit dem Kaiser zu haben glaubte.“ Mit diesen Worten findet Ascham den Uebergang zunächst zu den italienischen Verwicklungen.

Hier sind es hauptsächlich zwei Fürsten, die — wie der Verfasser darstellt — sehr wider ihren Willen und nur aus Nothwehr sich zur Auflehnung gegen ihren Herrn und Kaiser getrieben sahen: Herzog Octavio Farnese von Parma und Fürst Ferrante von Salerno. Im höchsten Grade charakteristisch und anschaulich weiss er die sich bunt verwirrenden Intriguen auseinanderzulegen und auf wenig Seiten ein lebensvolles Bild von dem Italien jener Tage zu entwerfen.

Und doch ist dieses Bild in nicht unwesentlichen Punkten verzeichnet. Sein Kapitel über Italien ist unstreitig, was den historischen Werth betrifft, der schwächste Theil der ganzen Abhandlung.

Jener Ausspruch, den er einst selbst aus dem Munde des kaiserlichen Secretärs Pyramus, eines höchst eifrigen Katholiken, vernommen: „Julius III. ist ein Schurke, aber der Papst ist ein ehrenwerther Mann,“ mag ein noch so berechtigter sein, Ascham bürdet „dem römischen Bischof“ doch mehr auf, als ihm zukommt, wenn er ihm z. B. auch Schuld giebt, der Anstifter des Uebertritts der Farnesen zur französischen Partei zu sein. Die Resultate, zu denen Ranke in seiner Forschung gekommen (V. 122 –125), und denen sich auch Maurenbrecher (Karl V. p. 262—264) anschliesst, sind doch wol die richtigen und aktenmässig belegten. Nicht auf Rath des Papstes, sondern im Gegensatz zu demselben näherte sich Octavio allmählig Heinrich II., und wenn jener dann das Oberlehnsrecht des römischen Stuhles gegen den abtrünnigen Vasallen mit Waffengewalt aufrecht erhalten wollte, so geschah das nicht unter einem Verrath, den er gegen die Farnesen übte, sondern in Vertheidigung der Interessen des päpstlichen Stuhles und in Folge der intimeren Beziehungen, in denen er damals noch zum Kaiser stand.

Auch die bedeutende Rolle, die Ascham dem Papste für den Verlauf des Krieges in Italien zuweist, zeigt sich als nicht ganz richtig. Die Franzosen behaupteten sich in Parma, Mirandola und Siena nicht durch den Verrath, den er hier am Kaiser begangen haben soll, sondern wegen der ungenügenden Macht, mit der Karl seinem Gegner nur entgegentreten konnte.[1] Eben sie war auch der Grund, wesswegen Julius III. sich veranlasst sah, wieder seinen Frieden mit Frankreich zu machen.

Ich finde überhaupt, dass Ascham diesem Papste mit den weitausschauenden Plänen, die er ihm unterschiebt, den fein angelegten Intriguen, die er ihn spinnen lässt, zu viel Ehre anthut. Julius III. hat den bewussten Einfluss auf den Gang der Begebenheiten nie besessen. „Die Schwäche seines Charakters, die Haltlosigkeit seines Willens trat nie handgreiflicher zu Tage, als in seiner Wendung von dem Kaiser zu den Franzosen.“[2] Der Schurke, als welchen Pyramus ihn charakterisirt, war er wol, aber nicht der geniale Schurke, als welchen Ascham ihn zeichnet.

Zum Theil mögen die Quellen, aus denen Ascham seine Nachrichten bezog, an den gerügten Fehlern Schuld sein, doch werden wir ihn hier schwer von einer gewissen Voreingenommenheit freisprechen können. Hier sah er doch mehr mit dem Auge des Protestanten jener Zeit, der sich den Papst nicht nur als die Personification aller schlechtesten Leidenschaften im Menschen, sondern auch als die Quelle, aus der alles Uebel und Unheil floss, zu denken gewöhnt hatte. —

Ascham kommt dann in seinem dritten und vierten Abschnitt auf die Verwicklungen in Deutschland zu sprechen. Er kleidet auch hier die Erzählung wieder in die Form biographischer Skizzen und wählt sich als Träger seiner Darstellung mit glücklichem und richtigem Griffe die beiden bedeutsamsten Erscheinungen unter den deutschen Fürsten

---

[1] Ranke V. 211—213. — Maurenbrecher 285—287. — Ranke, Gesch. der Röm. Päpste I. 176—181.

[2] Maurenbrecher 287.

jener Zeit: Markgraf Albrecht und Herzog Moritz. Wie weit er damals von seiner anfangs so hohen Meinung über Kaiser Karl V. zurückgekommen war, erkennen wir auch darin, dass er ihm hier keinen besonderen Platz zuwies.

Form und Inhalt des Gesagten wird es in gleicher Weise rechtfertigen, wenn ich des Verfassers Worte in möglichst getreuer Uebersetzung vollständig wiedergebe und meine Bemerkungen nur als ergänzende oder kritische Noten hinzufüge.

Er selbst legt auf diesen Theil seiner Schrift den grösseren Nachdruck; er weist ihm den höheren Werth zu und sieht ihn als den Haupttheil der Arbeit an. Musste er sich in den früheren Abschnitten zumeist auf Mittheilungen anderer stützen, so treten hier vorwiegend eigne Beobachtungen und Urtheile uns entgegen.

Albrecht Markgraf von Brandenburg.

„Beim Beginn des Aufruhrs 1552 schrieb und veröffentlichte Markgraf Albrecht ein Buch, worin er die Gründe seines Abfalls vom Kaiser auseinandersetzte. Sehr schlau schob er darin die gemeine Noth *(common misery)* als gerechte Ursache seines Privat- (persönlichen) Unternehmens vor. Damit machte er aber doch nur anderer Leute Verderben zum Heilmittel seiner eignen Schäden und suchte durch Unheil, das über alle kam, seine persönlichen Kränkungen zu rächen. Er bewies wie die Freiheit verloren sei, wie der Glaube in ganz Deutschland unterdrückt werde; er klagte über die lange Gefangenschaft der beiden mächtigen Fürsten, über die Vertreibung seines Schwiegervaters, des Herzogs Ott-Heinrich, von seinem angestammten Besitz;[1] bitter lehnte er sich auf gegen den Uebermuth der Spanier, gegen die Gewalt, die man Fremden einräume: Fremde hätten das Reichssiegel in Händen, ihrem Gutdünken seien die grossen Angelegenheiten

[1] „father in law“ (p. 28) ist nicht ganz genau. Albrecht war nie verheirathet. Pfalzgraf Ott-Heinrich war vielmehr sein Stiefvater, da Albrechts Mutter 1529 sich ihm in zweiter Ehe vermählt hatte.

des Reichs anheimgegeben, sie hätten sich schon vorher der Stimmen aller derjenigen versichert, die man zu den Reichstagen zu berufen beliebe; die Deutschen würden gezwungen in ihrem eignen Lande, bei ihren internen Berathungen sich fremder Sprachen zu bedienen und dürften selbst dann nur entweder gar nicht mitsprechen oder doch nichts Entscheidendes vorbringen; des Reichskammergerichts zu Speier bediene man sich nur als Schlüssel, um die Geldtruhen der Leute zu öffnen, so oft man nach dem Inhalt derselben Verlangen trage; — und das waren die Hauptpunkte in des Markgrafen Buch.[1]

„Der Markgraf war auch entrüstet über Luis de Avila, dass er solch ein Buch zu schreiben wagte, wie er es gethan, und über den Kaiser, dass er die Veröffentlichung zuliess, denn in demselben sei die Ehre ganz Deutschlands, der deutschen Fürsten und insbesondere der gute Name des Markgrafen, der in den ersten Kriegen auf Seite des Kaisers focht, in hohem Grade vor aller Welt beschimpft worden. Ja er gerieth über dieses Buch in so gewaltigen Zorn, dass er, während ich am Hofe war, Luis de Avila zum Zweikampf herausforderte; doch wollte der Kaiser, in weiser Erwägung der Sache, und weil er beiden wohl wollte, denselben unter keiner Bedingung zugeben.[2]

---

[1] Es ist hier das Kriegsmanifest Albrechts gemeint, vom 1. April 1552, welches er zu veröffentlichen für nöthig fand, da er nicht zu den Gliedern des Fürstenbundes gehörte, sondern sich demselben nur als Hülfsgenosse in Verfolgung theilweise gleicher Ziele angeschlossen hatte. Dasselbe ist gedruckt bei: Falkenstein, Nordgauische Alterthümer IV. n. 461, p. 573. Hortleder II, Bd. V. Cap. 4, p. 1298—1302. Sleidan XXIII. 418—420 hat es im Auszug, dessgleichen: Bucholtz VII. 46—48. Häberlin, Neueste Teutsche Reichsgeschichte II. 149—152. Pfister, Gesch. d. Teutschen IV. 225 f — J. Voigt: Albrecht Alcibiades p. 272—275. — Vergl. Ranke V. 171.

[2] Die beiden Relationen des Avila über den schmalkaldischen Krieg, unter dem Titel: „Commentario .... de la Guerra de Alemaña hecha de Carlo V . . Enel año de 1546 y 1547“ kamen zuerst 1548 zu Venedig in spanischer Sprache heraus, „Con Privilegio“. Die von Ascham geschilderte Aufregung in Deutschland wird wol aber erst durch die 1550 zu Antwerpen erschienene und von W. van Male

„Und nicht allein der Markgraf, sondern auch die im vorigen Jahre zu Passau versammelten Fürsten erhoben eine

---

sehr frei angefertigte lateinische Uebersetzung hervorgerufen worden sein. Ihr folgte dann erst 1552 eine von Herzog Philipp Magnus von Braunschweig-Lüneburg gemachte deutsche Uebersetzung, der aber nicht der Originaltext, sondern eine französische Ausgabe zu Grunde liegt, und die auch im Uebrigen fehlerhaft ist. Wir finden sie bei Hortleder. (Vergl. J. Voigt: Zur Geschichtschreibung des Schmalkaldischen Krieges, p. 24 ff.). — Die Stelle über Avilas Buch, über welche der Markgraf so entrüstet war, bezieht sich auf den Unfall, den er bei Rochlitz gehabt hatte. Es ist nun aber doch wol erwiesen, dass Avilas Darstellung auf Thatsachen beruht und Albrecht nicht von der Verantwortlichkeit an seinem Missgeschick freigesprochen werden kann. Ich finde auch sonst nicht, dass der Spanier sich besonderer, zumal unbegründeter Schmähungen gegen die deutsche Nation schuldig gemacht hätte. Sein Bericht ist im ganzen sehr massvoll gehalten, und Kaiser Karls Vertheidigung ist entschieden richtig, wenn er Moritzen bei den durch Hans Walther von Hirnheim zu Augsburg im April 1552 geführten Verhandlungen antworten lässt: „das Buch des Avila ist durchaus Privatsache, und wenn — wie alle pflegen — er (Avila) sich für die Ehre seiner Nation entflammt zeigt, so hat er darin nur gethan, was alle andern thun, wie man es auch aus dem, was die Deutschen in ihren Werken schreiben, sehen kann, und wie es alle andern Nationen ebenfalls in ihren Geschichtsbüchern zu halten pflegen; und namentlich hat Herzog Moritz nicht Ursache sich über jenes Buch zu beschweren, wegen der ehrenvollen Art, wie er darin erwähnt ist.“ (Bucholtz VII. p. 58—59). — Avilas Worte in Bezug auf Albrecht lauten in der Uebersetzung des Herzog Philipp Magnus bei Hortleder p. 624 folgendermassen: „. . . . . obgemelter Markgraf Albrecht war in einem Städtchen genannt Rochlitz . . dasselbig Städtlein stund zu einer Wittwen, welche war des Landgrafen Schwester, dieselbige unterhielt den Markgrafen Albrecht mit Tanzen, Banketieren und andern Frewden, wie es im teutschen Land gewöhnlich ist, und bewiess ihm so viel willen und Freuntschaft, dadurch er seiner selbst vergass und sich nicht so embsig und . . . . . fleissig in dem Krieg erzeigte, wie dann wol einem Obersten hette gebühren wollen. sondern wurd durch solche vielerley Frewd und Wollust etwas hinlässiger, als vorhin beschehen. Gleichesfalls unterliess sie nicht den Widerpart alles zu verständigen, welcher dasselbige Mal 3 Meil wegs von Rochlitz lag — — — —, der ruckte fruhe Morgens vor das Städtlein, da Markgraf Albrecht in war, welcher gut dauchte herauszuziehen und mit ihm zu schlagen, wie er dann auch thet, jedoch ward er mit den seinigen erleget und gefangen, welcher mehr schlug wie ein

gemeinsame Klage gegen dieses Buch.[1] Ich weiss auch, dass der gute alte Fürst Friedrich, Pfalzgraf bei Rhein, im ver-

---

tapferer keker Mann, als ein erfahrener, geschickter Oberster. Aber es seyend viel und mancherley Meynung dieses Handels. dann etliche meynen dass solcher Ort nicht gewesen sey zu erhalten. Andere meynen, do der Markgraf wäre darin verharret und blieben, het er leichtlich Hülf und Entsatzung von hertzog Moritzen können bekommen. Etliche sagen auch, dass er die 4 Fähnlein hat entsetzen wollen, die da lagen in der vorstadt, auff dass dieselbigen nicht möchten erlegt werden, und dass er derhalben ins Feldt gezogen". — Aus Aschams Darstellung (p. 34) ergiebt sich, dass Albrecht schon vor dem Erscheinen der lateinischen Ausgabe, Antwerpen 1550, um die ihm angethane Beleidigung wusste. Die spanische Antwerpener Ausgabe 1549 erschien ohne Privileg, aber da er gerade dem Kaiser für die ertheilte Genehmigung zürnt, so müssen wir bis auf die Venediger Ausgabe 1548 „Con Privilegio" zurückgehen. Ob Avila aber damals, als Albrecht bei Hofe in Brüssel 1549 erschien, in den Niederlanden anwesend oder noch nicht aus Spanien zurückgekehrt war, bleibt dahingestellt; doch ist mir das letztere wahrscheinlicher. Die Herausforderung ist jedenfalls erst in Augsburg erfolgt, in der Zeit des währenden Reichstages nach Aschams Ankunft am 28. October 1550. Um diese Zeit hatte Albrecht schon seine Plassenburg verlassen und lag vor Magdeburg, noch auf kaiserlicher Seite, aber schon mit weitaussehenden Plänen und Rüstungen beschäftigt und mit dem Kaiser zerfallen. (J. Voigt, 219 ff.). Ascham erwähnt wol der eignen Anwesenheit am kaiserlichen Hofe, als die Herausforderung stattfand, aber nicht derjenigen des Markgrafen. Dieser traf erst im Lager vor Metz wieder persönlich mit dem Kaiser und Avila zusammen, aber den Conflikt mit letzterem erst hierher zu verlegen verbietet: 1) Aschams Ausdruck: when J was in the court, (nicht — in the camp), und 2) dass die Forderung nach Art der Mittheilung der im März 1552 erfolgten Erhebung vorausgegangen sein muss. In seinem Kriegsmanifest 1552 lautet die Stelle, in welcher der Markgraf seinem Zorn über Avila Ausdruck gab, folgendermassen: „Und ist zwar uns der teutschen Chur- und fursten, die sich in der verlauffenen Kriegsübung der Kays. M. anhängig gemacht und bey derselben Leib und Leben auch verlierung unserer Land und Leute getrewlich zugesetzt, in Beschreibung desselben krieges, darinnen das gantz Deutschland, mehr dann unrühmlich insimuliert wird, durch Don

[1] Es bezieht sich dies auf den Punkt 18 der zu Passau aufgestellten und verhandelten Gravamina: „Wider etliche Diener kaiserl. M. deutscher Nation sey in Büchern, so unter J. M. besonderen Privilegien erschienen, schimpflich geschrieben, als wären sie schon nicht mehr frei, sondern eigne Leute". (Bucholtz VII. 91).

gangenen September, als der Kaiser auf seinem Marsche gegen Metz mit der Armee bei Landau in der Nähe von Speier lag, und auch bei seinem Rathe über eine gewisse beleidigende Stelle in demselben Buche Klage führte.[1] Der gute Fürst erzählte mir das selbst auf seinem Schlosse in Heidelberg, als ich ihm einmal einen Brief König Eduards überbrachte, während der Gesandte in Speier zufällig krank lag.

„Und wohlunterrichtete Leute erzählen, auch der Herzog

Luis de Avila, denselben verlogenen Hispanischen Ertzbuben, recht säuberlich abgedankt worden, und solt ja einem jeden ehrliebenden Teutschen hoch und nieders Stants sein hertz erkalten, dass die ehrlichen Chur- und Fursten und in gemein die Teutsche Edelste und furnemste Nation der gantzen Christenheit zu ewigeme Schimpf also mit Unwahrheit und (des wir uns gar nicht versehen) mit sonderer darzu gegebener keyserl. Begnadigung und Freyheiten beschrieben und abcontrafeyt worden seyn, als ob es irgent ein Barbarische, unbekannte Nation, dero alle ehrliche Manhafte und adeliche Tugent unbekant weren".

[1] „Das betrifft ohne Zweifel die Entschuldigungen, die der Pfalzgraf nach Avilas Bericht bei seiner demüthigen Unterwerfung vorbrachte, und deren Leerheit Avila deutlich genug zu verstehen giebt. Jener hatte dem Heerlager der Protestanten 300 Reiter zugesendet, die dasselbe erst wenige Tage vor dem allgemeinen Abzug der Schmalkaldischen wieder verliessen. Später wollte er durch seinen besonderen Bund mit Wirtemberg dazu verpflichtet und genöthigt gewesen sein. Wiederum bei Darstellung der Unterwerfungsscene, die Avila (p. 619 f.) in recht kläglicher Weise ausmalt, spricht er von den Entschuldigungen, die niemand für ausreichend erachten konnte: „Aber nach meinem Erachten und auch anderer, die da gegenwertig waren, halff nicht wenig sein Zorn und Trawren, dessgleichen die grosse Unterthänigkeit, die er braucht, dann zu sehen einen solchen alten furnehmen herren, der da eines alten Geschlechts und Herkommens, auch des Keysers vetter war, in so weissem und grauem haar und mit blossem haupt, worlich das war eine sach, die da sehr bewegte, dass ihm sein Straf der Verwirkung geringert und er also zu gnaden wieder aufgenommen ward, und wiewol ihr M. ihne erstlich fast ernstlich empfing, nichts desto weniger aber unterliess sie nicht und war folgends also gnädig gegen ihm." (J. Voigt. Geschichtsschreibung p. 611). — Nach Druffel p. 674 u. 678 beklagte sich der Pfalzgraf schon im Juni 1551 gegen Veldwyk über Avilas Buch.

von Baiern sei übel zufrieden mit dem, was Avila in jenem Buche von seinem Vater geschrieben hat. Derselbe verdient weit eher, dass die Kaiserlichen seiner mit Lob und Dank gedenken, als dass sie Schmach und Unehre auf seinen Namen wälzen. Denn in den Kriegen gegen den Landgrafen von Hessen und den Herzog *(duke)* von Sachsen hat der Kaiser von ihm so wichtige Unterstützung erfahren, wie kein Fürst in ganz Deutschland sie ihm sonst hätte bieten können. Baiern ist für ihn die sichere Basis für alle seine Kriegsoperationen gewesen, Truppen und Lebensmittel konnte er aus den herzoglichen Landen ziehen, so viel er deren bedurfte, und endlich hätte sich ihm hier die einzige Zuflucht geboten, wenn er im Kampf unterlägen wäre, was doch leicht genug geschehen konnte. Es war aber Gottes unerforschlicher Wille und Rathschluss, dass die Dinge den Verlauf nehmen mussten, wie weltkundig ist. Herzog Albrecht von Baiern aber, der seinem Vater in der Herrschaft gefolgt ist und des Kaisers Nichte zur Gemahlin hat, soll aus dem angeführten Grunde demselben nun stark entfremdet sein. Man erzählt, er habe das Unternehmen des Herzogs Moritz und den Ueberfall in Innsbruck, der den Kaiser zu nächtlicher Flucht zwang, gar nicht ungern gesehen und habe zu den verbündeten Fürsten vertraulicher gestanden, als ohne die Beleidigung seines Vaters wol schwerlich geschehen wäre.[1]

---

[1] Die Stellung Baierns zum Fürstenbunde ist bekannt, und wir sehen, dass Ascham sie richtig auffasste. Der Grund zu dieser Verstimmung Herzog Albrechts ist aber nicht allein in der durch Avilas Buch erfahrenen Kränkung, sondern auch in dem Nichteinhalten der seinem Vater einst gegebenen kaiserlichen Versprechungen in Betreff des Kurfürstenthums und Pfalz-Neuburgs zu suchen. Die Art, in der Avila des Herzogs von Baiern gedenkt, hat diesen Fürsten und seinen Erben in der That verletzen müssen. Aus der nächsten Umgebung des Kaisers hervorgegangen, bespricht die Schrift doch in durchaus falscher und entstellender Weise das Verhalten des Herzogs während jener für Karl so gefahrvollen Zeit. Der Verfasser macht einen Vorwurf daraus, dass Baiern „mit den Lutherischen lavierte“ (Hortleder, VI. 81. p. 588); dass es den Kaiser hinderte, sich rechtzeitig und gehörig zu rüsten; dass es ihm die Zufuhr zu erschweren suchte (ibid. p. 590); dass seine Truppen sich unzuverlässig und verrätherisch zeigten (ibid. 593). Nun

„Und hieraus mag jeder Schriftsteller, der über Fürstenangelegenheiten schreibt, eine wichtige Lehre ziehen: sich ebensowohl vor einseitiger Schmeichelei als vor Parteihass zu hüten. Denn wenn er auch durch derlei Mittel für den Augenblick das Wohlwollen seines Fürsten erringen mag, so kann er ihm in der Folge dadurch doch schwere Unannehmlichkeiten zuziehen. Luis de Avila wenigstens hat dem Kaiser, seinem Herrn mit jenem Buche mehr Schaden als Nutzen gebracht.

„Freilich war dasselbe nicht die Hauptursache aller der ausbrechenden Wirren in Deutschland. Aber ich weiss es ganz bestimmt, dass viele deutsche Fürsten gerade damals sich durch dasselbe schwer beleidigt fühlten, als der Kaiser am meisten ihrer Herzen und Arme bedurfte und sich vergeblich nach Freunden umsah.

„Gerechter Tadel jedes Lasters, der Gottlosigkeit, der Ungerechtigkeit, Feigheit und Lasterhaftigkeit muss frei und offen ausgesprochen werden, aber in massvoller Weise, dass man nicht den Verdacht erwecke, aus bedachter Bosheit oder vorgefasstem Widerwillen zu falscher Anklage verleitet zu sein. Dieser tadelnswerthen Richtung ist Paulus Jovius in seinem Geschichtswerke in so hohem Grade gefolgt, dass, wie ich von wohlunterrichteten und einsichtsvollen Männern gehört

---

war aber gerade diese scheinbar neutrale Stellung Baierns für Karl von unberechenbarem Vortheil, indem sie den Verbündeten, die sich mit leeren Worten abspeisen liessen, die Grenzen verschloss, ihm selbst aber die Hülfsquellen des Landes zur Verfügung stellte und eine gesicherte und feste Position gewährte. Allerdings hatte es grosser Zugeständnisse bedurft, um Baiern zu sich herüberzuziehen (Ranke IV. 287; 308. Maurenbrecher 102), aber Mocenigo erklärt, es sei des Kaisers ausdrücklicher Wunsch gewesen, dass der Herzog nicht förmlich mit den Schmalkaldischen brach: „Non volse Cesare, che'l Duca di Baviera si demonstrasse palese amico suo, et nimico di Protestanti, ma volse ben, che secretamente li facesse novo giuramento, che li saria come ad Imperator di Germania ubidiente vassalo". (Fiedler a. a. O. 87). Es ist auffällig, dass Avila dieser Sachverhalt unbekannt geblieben. Freilich berücksichtigt er mehr die militärische, als die diplomatische Seite des schmalkaldener Krieges, aber gerade für die Kriegsoperationen war Baierns eingenommene Stellung von der allergrössten Bedeutung.

habe, selbst seine Freunde bekennen, der ganze Zweck seiner Arbeit bestehe darin: den Kaiser zu verunglimpfen, Frankreich zu schmeicheln, England zu schmähen, Deutschland zu verläumden, den Türken zu preisen, den Papst zu unterstützen, Christum zu stürzen und seine wahre Religion, so viel an ihm liegt, zu untergraben.

„Aber ich kehre wieder zu meinem Thema zurück.

„Alle diese von mir nur kurz angedeuteten Motive werden in dem Schreiben des Markgrafen ausführlich dargelegt. Um Sie aber auch in die geheimen Verhandlungen, die dem offenen Wort und der That vorhergingen, einen Blick thun zu lassen, zumal um die hervorragende Stellung zu erklären, die der Markgraf Albrecht in allen diesen Wirren einnahm, will ich zuerst etwas weiter ausholen.

„Es giebt heute im Ganzen 5 Markgrafen von Brandenburg: der erste ist Kurfürst Joachim [II.]; der zweite Johann [von Cüstrin], sein Bruder, der in allen politischen Fragen mit seinem ganzen Einfluss *(with migth and main)* auf kaiserlicher Seite steht, in der Religion aber mit Herz, Mund und Leben als ein christlicher Fürst erscheint. Dr. Christoph Mundt, ein gelehrter und kluger Mann, der im Dienste unseres Königs steht und sein Agent in Deutschland ist, hat mir öfter erzählt, dass dieser Markgraf Johann und der Herzog von Schwaben die beiden ausgezeichnetsten Fürsten in Deutschland seien, gleich gross in der weisen Erwägung und der kraftvollen Durchführung jedes wichtigen Unternehmens. [1]

„Der dritte ist Markgraf Georg, dessen Besitzungen in Franken liegen, unweit Nürnberg. [2]

„Der vierte, Markgraf Albrecht der ältere, Herzog von

---

[1] Ein solches Lob für den allerdings höchst ehrenwerthen, aber pedantischen, doctrinären und jedem kraftvollen Entschluss abgeneigten Markgrafen Hans, müssen wir als unbegründet zurückweisen. Er erscheint als die Verkörperung der politischen Unfähigkeit des damaligen Protestantismus. Für Herzog Christoph von Schwaben ist diese Auffassung weit zutreffender.

[2] Markgraf Georg Friedrich von Ansbach; er zählte 1553 erst 15 Jahre und stand noch unter Vormundschaft.

Preussen, ist ein mächtiger Fürst, der sich mit jedem anderen messen kann. 15 Jahre lang hat er ganz allein in ununterbrochenem kühnem Kampfe der Macht des Polenkönigs Widerstand geleistet. Nirgendwo in ganz Deutschland ist das Papstthum völliger gebrochen, die reine Lehre des Evangeliums gründlicher durchgeführt worden, als in seinem Lande. Er liebt die Wissenschaft und ehrt die Gelehrten. Im Jahre 1544 hat er eine neue Universität in Preussen, Königsberg, gegründet, hat sie reich dodirt und gelehrte Männer aller Facultäten *(in all tongues and sciences)* hinberufen. Es ist ein Oheim des berühmten Markgrafen Albrecht. Da er kinderlos ist, hat er ihn zu seinem Erben und Nachfolger bestimmt und ihn auch bereits im Herzogthum Preussen investirt.[1]

„Der fünfte endlich, Markgraf Albrecht, von dem ich hier reden will, ist ein Sohn des Markgrafen Casimir, eines Sprossen aus polnischem Königsgeschlecht. Der Vater hatte für seine ausgezeichnete Tapferkeit in den Türkenkriegen den Beinamen Achilles Germanicus erhalten. Da wird es uns verständlich, wie er solch einem hitzigen Pyrrhus das Leben geben konnte.[2] Ich habe wohlorientirte Leute erzählen hören, dass der Markgraf in seinen jungen Jahren sehr roh gewesen sei und durchaus keinerlei Merkmale verrathen habe, aus denen man auf seine künftige Bedeutung hätte schliessen können. Der Fehler mag wol in der mangelhaften Erziehungsweise und der ungenügenden Bildung zu suchen sein, ein grosser und allgemeiner Uebelstand bei den deutschen Fürsten, oder er mag in der schüchternen Natur liegen *(bashful nature)*, die er in seiner Jugend gezeigt haben soll. Xenophon aber, der uns dieselben Eigenschaften von Cyrus meldet,

---

[1] Ueber die preussischen Verhältnisse scheint Ascham nur einseitig unterrichtet gewesen zu sein. Das Verhältniss Herzog Albrechts zur Krone Polen ist doch durchaus verwischt und unklar gegeben.

[2] Nicht sein Vater Casimir, der allerdings mit Auszeichnung gegen die Türken gefochten hatte, führte den Beinamen Achilles, sondern sein Grossvater, Kurfürst Albrecht von Brandenburg. — Den Beinamen Alcibiades, den Albrecht der jüngere in der Geschichte führt, kennt Ascham noch nicht.

bemerkt sehr weise, dass Schüchternheit in der Jugend ein Zeichen hohen Strebens im Alter sei.

„Markgraf Albrecht ist jetzt etwa 31 Jahre alt.[1] Er hat eine kräftige Gestalt, weder zu gross noch zu klein, untersetzt doch nicht dick, mehr muskulös als fleischig. Sein Gesicht ist kühn geschnitten, schön, frei, offen und männlich. Er erinnert an den Marquis of Northampton in dessen jungen Jahren. Seine Augen, gross und rollend, beleben in der Unterhaltung seine Züge. Denjenigen, dem er sein Ohr leiht, fasst er zugleich fest ins Auge, ohne jedoch Misstrauen kund zu geben oder zudringlich zu werden. Ich beobachtete ihn genau, als ich einst während der Belagerung vor Metz Gelegenheit hatte mit ihm zusammen im Zelte des Grafen von Nassau zu speisen. Ich bemerkte, dass er lieber zuhört, als selbst redet. Wenn er aber spricht, so ist seine Stimme volltönend; dann vermeidet er alle unnützen Worte, und spricht frei, furchtlos und sicher, als ob er meine, Worte und Gedanken müssten bei ihm stets übereinstimmen . . . . Dabei ist er dennoch verschwiegen in seinen Plänen und weiss seine Schritte, wo es nöthig ist, sehr wohl geheim zu halten.

Aber obgleich er schnell bei der Hand ist, wo es andere zu schädigen gilt, und sich ebenso sorgfältig vorsieht selbst in Nachtheil zu gerathen, passirte es ihm anfangs doch einmal, dass er mit seiner eignen Ruthe geschlagen wurde. In den letzten deutschen Kriegen focht er auf Kaiser Karls Seite, wobei er das Unglück hatte, in die Gefangenschaft Herzog Johann Friedrichs von Sachsen zu fallen. Eben diesen Unfall hat Avila ihm dann in so höhnischer und verletzender Weise vorgeworfen, dass der Markgraf sich gezwungen sah, ihn zum Zweikampf zu fordern, wie ich oben berichtete.

„Als ich ihn sah, dürstete er nach neuen Thaten. Er war der munterste beim fröhlichen Gelage und doch auch wieder der energischste bei mühevollem Werke. Keiner seiner Soldaten kann besser Hitze und Kälte, Hunger und Durst ertragen, als er. Sein Aussehen ist kriegerisch; er ist be-

[1] Albrecht war geboren 1522 März 28.

kannter durch kühne Thaten als durch prunkvolles Auftreten. Seine Soldaten fürchten ihn wegen seiner Strenge und lieben ihn doch wegen seiner Freigebigkeit. So weiss er sich das Ansehen eines strengen Vorgesetzten zu erwerben und findet doch auch den Gehorsam, den man dem tapferen Manne zollt.[1]

„Im vorigen Jahre, kurz vor seinem Bündniss mit dem Kaiser, revoltirten seine Soldaten, weil ihnen der Sold zu lange ausblieb und sie Mangel litten. Da versteckte der Markgraf sich nicht vor den Empörern: kühn trat er unter sie, liess die Hauptschreier ergreifen und hängen. Dann erklärte er fest und unerschrocken, dass niemand ungestraft wagen dürfte in seinem Heer Unordnung und Aufruhr zu stiften; aber Mangel leiden sollte auch keiner, so lange er selbst noch einen Pfennig in der Tasche und ein Brod auf seinem Tische habe.[2]

„So ist sein Ausseres und sein Inneres, sein Auftreten und seine Gemüthsart beschaffen, wie ich es theils selbst an ihm beobachtet, theils von solchen gehört habe, die ihn aus Erfahrung wol kennen mussten, und deren Charakter jede Parteilichkeit für oder wider ihn ausschloss. Dass er aber mit dem Kaiser zerfiel, hat folgende Bewandtniss.

„Albrecht hatte in den früheren Kriegen in Deutschland gegen den Landgrafen und den Herzog von Sachsen, wie schon gesagt, dem Kaiser gedient. Dabei hatte er etwas an Ehre verloren und viel Geld verausgabt. Als der Kaiser bald darauf hierher nach Brüssel herunterkam, war Markgraf Albrecht in seinem Gefolge. Er erwartete eine Wiedererstattung seiner grossen Auslagen, erhielt aber wenig. Vielmehr sah er nicht allein seine Ehre gekränkt durch den peinlichen Unfall, den er im Felde erlitten, sondern nun auch noch seinen Namen für immer beschimpft durch eine

---

[1] Diese Charakteristik ist verarbeitet bei Ranke V. 228—229.

[2] Ascham meint hier die Meutereien unter Albrechts Kriegsvolk, die durch französische Umtriebe angezettelt, in den letzten Tagen vor dem Gefecht bei St. Nicols-Port (1552 Nov. 4.) ihn in grosse Gefahr brachten. (J. Voigt, Alb. Alcibiad. II. 5—7).

Schrift, die unter kaiserlichem Privilegium in die Welt gesandt wurde. Er ergrimmte über die Sache in so hohem Grade, dass er seine Besuche bei Hofe ganz einstellte. Er verschloss sich in seine Wohnung, stand sehr frühe auf, und schrieb den ganzen Vormittag mit grösstem Eifer. Was er schrieb, konnte niemand erfahren, doch wurde seine Zurückhaltung bald Tagesgespräch. Sein plötzlich erwachter Studieneifer erregte die höchste Besorgniss des Kaisers. Dieser kannte sehr wohl des Markgrafen kühnen Muth und seine Rücksichtslosigkeit und sandte daher Monsieur Granvella zu ihm in seine Wohnung. Er sollte unter der Hand Albrechts Treiben erkunden und ihn dann, wie von sich aus, der Gnade des Kaisers versichern, der ihn zum grossen Manne machen wolle und ihm eben jetzt einen einträglichen Posten in der kaiserlichen Münze anzubieten beabsichtige. Der Markgraf aber antwortete kurz und bündig: er wüsste nicht, wie der Kaiser ihn, der ein Markgraf von Brandenburg sei, noch erhöhen könnte; im Uebrigen sei er nicht gewohnt sein eignes Geld zu zählen, denke daher auch nicht daran für andere Rechnungen zu machen. Nur bitte er, der Kaiser wolle ihn beurlauben, da er sich auf seine Besitzungen verfügen wolle. Der Kaiser ertheilte ihm den Urlaub, zugleich eine Pension von 4000 Kronen jährlich. Kaum aber war Albrecht (Ascham sagt immer Albert) vier Meilen von Brüssel entfernt, als er das Papier dem Kaiser per Post zurückschickte und ihm sagen liess, er möge das Geld für solche verwenden, die desselben mehr bedürften als er, (der Markgraf). Und in der That, Albrecht ist schwieriger, etwas von seinen Freunden aus Wohlwollen entgegenzunehmen, als er stets bereit ist, es seinen Feinden mit Gewalt zu entreissen, was von seinem etwas zu wilden Muthe kommt.[1]

---

[1] Albrecht begleitete nicht den Kaiser nach Belgien, sondern folgte ihm erst im Januar 1549. Bis in die zweite Hälfte des Mai blieb er in Brüssel. In erster Linie führten ihn die Angelegenheiten seines Oheims, des Herzogs von Preussen dorthin, die bis zum April auch zu seiner Befriedigung erledigt wurden. Voigt erwähnt bei Albrechts Abreise noch nichts von dem Zerwürfnisse zwischen ihm und

„So kehrte der Markgraf wie sich leicht verstehen lässt in höchster Unzufriedenheit nach Hause zurück, den Kaiser sah er nachher nicht eher wieder, als im Lager vor Metz.

„Zu Hause erwarteten ihn aber sehr grosse Unannehmlichkeiten. Schon sein Vater und dann er selbst hatten sehr verschwenderisch gelebt und sich zu allen Zeiten tief verschuldet befunden. Dem einen war sein kriegerischer Aufwand, dem andern sein jugendlicher Leichtsinn verderblich gewesen. Beide hatten sie leicht geborgt aber schlecht bezahlt. Jetzt traten die Gläubiger mit ihren Forderungen wieder auf, und das brachte den Markgrafen dann zu all den Verwicklungen mit der Stadt Nürnberg, dem Bischof von Würzburg, seinem Nachbar, und dem Bischof von Bamberg, seinem eignen Pathen.[1]

„Die Bischöfe nahmen jetzt die Zeit wahr, in der Albrecht den Hof verlassen hatte, und das freundschaftliche Verhältniss zum Kaiser, wenn auch noch nicht ganz gelöst, so doch bedeutend gelockert erschien, um allerlei alte Forderungen gegen ihn geltend zu machen. Kaum war er zu Hause angekommen, so begannen wieder die Quälereien von Seiten des Reichskammergerichts in Speier, vor welchem der Markgraf stets Unrecht bekam, sei es nun, dass seine Ange-

---

Karl (I. 183—189). p. 199 citirt er einen Brief G. Heidecks vom 16. August, der bemerkt, „der Markgraf sei vom Kaiser in allen Gnaden abgeschieden". Erst später p. 201 ff. bespricht er die zwischen beiden eingetretene Verstimmung, schiebt sie aber in die folgende Zeit, da er die Auflösung des Dienstverhältnisses erst in den August setzt. Unzweifelhaft sind alle die Gründe, die Voigt anführt, für den Bruch mitbestimmend gewesen. Aber auch Aschams Erzählung findet daneben Raum. Aus Voigts Citat p. 199 ist nicht ersichtlich, ob Heideck die Aufkündigung des Dienstes wirklich als erst im August geschehen meldet; sie kann darnach eben so gut früher stattgefunden haben. Aschams Angaben aber werfen ein helles Licht über diesen seither dunklen Vorgang. — In der Höhe der Pension, ob 3000 oder 4000 Kronen, wird jedenfalls Voigts Angabe vorzuziehen sein.

[1] Die Angaben sind richtig. Hauptsächlich wol seine Schuldenlast trieb Albrecht zu dem gewaltsamen Vorgehen gegen die verhassten Nürnberger und die „Pfaffen", an denen er sich schadlos zu halten suchte. — Der Bischof von Bamberg hatte bei ihm zu Gevatter gestanden. Voigt I, 11.

legenheiten wirklich so schlecht standen, oder dass er sie nicht recht zu vertreten verstand, oder aber dass das Uebelwollen des Hofes hierin mitspielte. Jedenfalls trug diese Sache bedeutend dazu bei, Albrechts Zorn gegen den Kaiser zu steigern. Man erzählt sich, dass damals wirklich Briefe hervorragender Hofbeamten in Speier eingetroffen seien, und nicht nur einer! mit der Weisung: die Gegner zu begünstigen und ihm Schwierigkeiten in den Weg zu legen.

„Bald darauf begann die Belagerung von Magdeburg, deren Leitung vom Kaiser dem Herzog Moritz anvertraut ward. Markgraf Albrecht erbot sich wieder zu einem Zuzug von 500 Rossen. Ihn mag dazu ebensowohl das Verlangen bewogen haben, den häuslichen Wirren zu entfliehen, als auch durch den Krieg einige Vortheile zu erringen, oder der Gedanke, so vielleicht eine Gelegenheit zu finden, sich für den Verdruss zu rächen.

„Zu Anfang des Frühjahrs 1551 brach er auf und besuchte auf seinem Wege seinen Vetter Ernst, Herzog von Sachsen, einen Bruder Johann Friedrichs, der damals Gefangener des Kaisers war. Dort traf er mit Lazarus Schwendy zusammen, den der Kaiser gerade an Herzog Ernst gesandt hatte, um diesen nachdrücklich aufzufordern, für sich und sein Land das Interim anzunehmen.

„Meinem Zwecke gemäss, der ja doch ist, Ihnen in meiner Schrift ein möglichst wahrheitsgetreues Bild aller Personen zu geben, die irgend wie eine hervorragendere Rolle in diesen Verwicklungen gespielt haben, damit Sie, der ihr Treiben nicht selbst mitangesehen, doch mit grösserem Interesse von demselben lesen mögen, will ich auch diesen Mann schildern.

„Lazarus Schwendy ist ein stattlicher, schöner Mann, der in Basel bei Oecolampadius in der Schule war, wie mir ein geachteter Herr erzählte, der in jener Zeit mit ihm wohlbekannt gewesen ist. Er gedachte sein Glück aber lieber auf seine Erscheinung, als auf die Tugenden seines Geistes und Herzens zu gründen, wurde ein nachlässiger Schüler, träumte nur von der grossen Welt und wurde endlich Soldat. Und da er mit seiner Gottesfurcht und seinem christlichen

Glauben ein gutes Geschäft zu machen hoffte, wurde er ein fanatischer, wüthiger Papist und war stets bei der Hand, wo es einen blutigen und grausamen Anschlag gegen die armen Protestanten galt, wie das so die Art solcher Renegaten ist. In welcher Weise dieser Bote seinen Auftrag ausführte, kann man sich leicht denken.

„Herzog Ernst antwortete, dass er dem Kaiser mit Land und Leben stets treu und gewärtig sein werde. Der Kaiser wisse, wie ruhig er sich immer verhalten habe. Er vertraue daher, dass wie er dem Kaiser in treuem Gehorsam diene, dieser ihm auch gestatten werde mit unbeschwertem Gewissen Gott zu dienen, denn er wolle lieber Land und Leute verlieren und mit Weib und Kindern betteln gehen, als die Lehre des reinen Evangeliums verleugnen.

„Und nun merken Sie wol, wie deutlich Gott zeigte, dass dergleichen Missionen in Deutschland, gegen ihn und sein Wort ausgesandt, ihm missfällig seien, und auch wie schwer die Gebete und Seufzer gerechter und reiner Herzen manchmal bei ihm wiegen: Ein hoch angesehener Mann, von tiefstem Wissen und grösster Erfahrung in allen deutschen Angelegenheiten, erzählte mir, dass von dem Augenblick an, als diese Commissionen (zur Durchführung des Interim) ausgesandt wurden, die heimlichen Umtriebe in Deutschland begannen, nicht so offen, dass der Kaiser hätte einschreiten können, aber auch nicht so geheim, dass er nicht Grund gehabt hätte ihnen zu misstrauen. Ihm fehlte jedes Mittel zu gründlicher Heilung, und er musste seinen Unwillen in sich verbeissen *(and thereby he both lacked help for open remedy, and wanted no displeasure for inward grief).*

„Als man dann bei Tische sass, Herzog Ernst, Markgraf Albrecht und Lazarus Schwendy, und man gerade wieder vom Interim sprach, brach der Markgraf plötzlich los:

„Was zum Teufel! *(what the devil!)* Wird der Kaiser denn niemals aufhören, gegen Gott zu agitiren, indem er die wahre Religion untergräbt, die Welt in Verwirrung bringt und aller Menschen Freiheit gefährdet!“ Dann fügte er noch manches hinzu, wie dieser Kaiser bei allen unbeliebt sei,

mit niemandem es aufrichtig meine, die ihm geleisteten Dienste vergesse und seine eignen Versprechungen nimmer halte.

„Der Herzog wollte solche Worte an seinem Tisch nicht dulden: er sagte manches zu Lob und Preis des Kaisers, sprach viel von seiner Freigebigkeit und von der Treue, mit der er am gegebenen Wort festhalte. „Nun wohl", fuhr der Markgraf auf. „ich will dir dafür ein Beispiel geben. Wenn er geleistete Dienste belohnte und sein Versprechen einlöste, so würde ich nicht hier sitzen und ihn anklagen, noch auch du und ihn vertheidigen; denn mir hat er einst dies Schloss und alle deine Besitzungen versprochen. Du fürchtest Vetter, dass ich zu laut rede, und dass man meine Worte zu weit hören könnte. In der That, wenn der Bote der ist, für den ich ihn halte, und er seinem Herrn so treu dient, als er sollte, so wird er nicht verfehlen über dieses Gespräch zu berichten. Und nur unter dieser Bedingung, mein Herr Commissionär, komme ich Ihnen ein Stück," und dabei trank er ihm einen grossen Humpen Wein zu.[1]

---

[1] Lazarus Schwendy, der nachher berühmte General Ferdinands und Maximilians, bekannt auch durch seine militärischen Schriften, war damals einer der rührigsten Parteigänger des Kaisers. Als Soldat und Diplomat that er schon damals, erst in der Mitte der zwanziger Jahre stehend vorzügliche Dienste, die der Kaiser mit höchstem Lobe anerkannte. Die namentlich durch Lanz und Druffel von ihm veröffentlichten Briefe zeigen ihn als einen sehr begabten Menschen, durchaus nicht ohne die tiefere Bildung, die Aschams Gewährsmänner ihm absprechen wollen. Die Anklagen gegen seinen Charakter sind besser begründet. Die Rolle, die Schwendy bei der Hinrichtung Sebastian Vogelsbergers spielte, ist eine zu gravirende, und es gelang ihm nicht, trotz des energischen Schutzes, den der Kaiser ihm damals angedeihen liess, sich von dem Vorwurfe schwärzester Verrätherei gegen seinen früheren Waffenbruder zu befreien. (Ich verweise hier vor allem auf Sastrow II, 166). Schwendy stand in Folge dessen „bei vielen Fürsten in solcher Verachtung, dass sie sich (gleich damals) untereinander das Wort gegeben hatten, mit ihm nie wieder an einem Tische zu sitzen, viel weniger sich mit ihm in eine Verhandlung einzulassen". (Voigt I, 222). Als im April 1550 der Kaiser ihn in officieller Mission an Albrecht schickte, um über dessen Rüstungen Auskunft zu verlangen und ihm das Fortführen deutscher Truppen in englischem Solde zu untersagen, liess dieser den Gesandten gar nicht vor, sondern fertigte ihn mit kurzen Worten durch seine Räthe ab. (Vergl. Druffel n. 394;

„Schwendys Antwort klang damals zuvorkommend und ruhig, denn er war über den Markgrafen sehr erschrocken. Aber kaum war er zum Kaiser zurückgekehrt, als dieser an Herzog Moritz den Befehl schickte, dass wenn der Markgraf, der eben damals vor Magdeburg angekommen war, seine Dienste anbiete, er ohne Sold *(without wages)* dienen solle.[1]

n. 401; n. 405. Es ist nicht recht ersichtlich, ob Schwendy zweimal diese Behandlung erfahren hat, oder ob nur 394 falsch datirt ist. —) Diese Vorgänge zeigen uns, wie trefflich Ascham es verstanden hat, den Ton wiederzugeben, in welchem Albrecht zu dem „vorzweifelten Bosewicht" geredet haben mag, als er sich dann doch mit ihm zusammen an die Tafel Herzog Ernsts setzen musste. Vor Magdeburg war Schwendy als kaiserlicher Kriegs-Commissar dem Oberbefehlshaber Moritz beigeordnet, und wir erfahren, dass es dort zu allerlei Zwistigkeiten zwischen ihm und Albrecht, dem Locumtenens der Kurfürsten gekommen ist. Dann treten sich die beiden Männer erst wieder nahe, als Schwendy im Auftrage des Kaisers die Fähnlein des Markgrafen in Pflicht nahm, bevor dieser sich vor Metz mit dem Hauptheer vereinigte. (Voigt II. 5 ff.) — Was Coburg anbetrifft, so mag Albrecht auch hier genau so gesprochen haben, wie Ascham uns berichtet; der Sachverhalt ist aber doch nicht genau vom Markgrafen wiedergegeben. Als Preis für seine Dienste im schmalkaldischen Kriege hatte der Kaiser ihm am 19. Dec. 1546 wol die Herrschaft Schwarzenberg zum Geschenk gemacht, die Pflege Coburg dagegen nur in des Kaisers Namen einzunehmen und bis auf weiteres zu verwalten angewiesen. (Voigt I, 131—132). Albrecht hatte Coburg aber nicht zu nehmen vermocht; nur das Schloss Königsberg fiel in seine Hand. (ibid. 185). Nach Beendigung des Krieges beliess der Kaiser den ungefährlichen Herzog im Besitze Coburgs. Das eroberte Amt und Schloss Königsberg blieb dagegen in Albrechts Händen. (ibid. 164). Der Markgraf war schon im Herbst 1550 zur Belagerung von Magdeburg aufgebrochen, und kehrte jetzt nur von einem Besuche zurück, den er seinen Besitzungen gemacht hatte.

[1] Brief Karls an Moritz d. Augsburg 1551 Febr. 25. (Druffel n. 591. p. 584. — J. Voigt I, 238 u. 244). Druffel meint, es sei hier nur der Kostenpunkt vorgeschützt, dessentwegen die Anstellung Albrechts verworfen werde. Freilich steht da nicht, wie Voigt auch sagt: der Markgraf wäre für diesen Posten ungeeignet. Doch dürfte der Zusammenhang, wie Ascham ihn giebt, desswegen nicht von der Hand zu weisen sein. Eben über ungenügende Belohnung seiner Dienste hatte Albrecht in Coburg ja geklagt. Seit Mitte April bis Mitte September fungirte er trotz des Kaiserlichen Widerspruchs, in Stellvertretung von Moritz, der meist abwesend war, als Oberbefehlshaber und Leiter der Belagerung. (Voigt I, 240).

„Sie können sich denken, wie sehr der Markgraf dadurch von neuem aufgebracht wurde, der nun nach dem Verlust eines Theils seiner Leute auch noch all seine Mühe umsonst verschwendete und seines Lohnes verlustig ging, dazu noch seine Ehre verletzt sah durch den Hohn seiner Feinde und die Ungnade des Kaisers.

„War der Markgraf ärgerlich und verstimmt, so war Herzog Moritz über diese Wendung der Dinge um so erfreuter. Denn eben damals hatte sein Secretär, [Christoph Arnold], auf Rath des Baron Heideck die geheimen Verhandlungen mit Frankreich angeknüpft, die zu dem nachherigen Aufstand führten, und Moritz war nun erfreut, dass auch der Markgraf für seine Pläne so leicht zu gewinnen war.[1] Dieser ging auch um derselben Sache willen gegen Ende des Jahres selbst nach Frankreich und trat dort in Gesellschaft von Schertlin als einfacher Landsknecht auf unter dem Namen Capitain Paul, bis er endlich doch von den Spionen des Kaisers erkannt wurde. Mit Schertlins Beistand verhandelte er dort über alle die Kriege und Unruhen, die in der Folge ausbrachen.[2]

---

[1] Der Ansicht Aschams, als wäre Albrecht erst durch Moritz für den Plan einer Erhebung, zumal im Bunde mit Frankreich gewonnen worden, steht die Vermuthung Rankes (V. 164) gegenüber: „Wie er wol der erste gewesen war, der den Gedanken einer Vereinigung wie diese überhaupt gefasst hat". Jedenfalls war er schon lange bevor der Kaiser ihn durch Verweigerung des Oberbefehls verletzt hatte in die französischen Händel eingeweiht und in ihnen eifrig thätig. (Druffel p. 569 u. 572. — Ranke VI. p. 395 ff.). Unter dem Secretär ist Christoph Arnold gemeint, der mit Heideck zugleich in sächsische Dienste tretend, in den französischen Praktiken neben ihm Moritzens einziger Vertrauter war.

[2] Albrecht trat die Reise schon im October an (Druffel n. 795. p. 786) und erschien am 10. Nov. unter dem Namen Capitain Paul von Biberach am französischen Hofe, wo er von Schertlin als einer seiner früheren Officiere eingeführt wurde. (Druffel p. 788. Note 1., p. 818 u. 819). — Ueber seine Verhandlungen sind die betreffenden Aktenstücke am vollständigsten bei Druffel gegeben. Sofort nach Unterzeichnung und Beschwörung des Vertrages, zwischen Heinrich II. und den protestantischen Fürsten, zu Chambord Jan. 15, kehrte er nach Deutschland zurück. (Ranke V. 164 nach Du Mont IV. III. 33; vergl.

„Dies alles wurde mir von Johann Medardus erzählt, einem Augsburger Oberprediger, der in Deutschland gebannt (wann und wie, sollen Sie später hören) zur Flucht gezwungen war und sich damals gerade bei Schertlin in Frankreich aufhielt.

„Zu Anfang 1552 kehrte der Markgraf aus Frankreich zurück und fing an Truppen zu sammeln, doch wusste niemand zu welchem Zweck. Der Kaiser aber, der damals in Innsbruck war, misstraute der Sache und schickte den Dr. Hasius zu ihm, seine Pläne und Absichten zu erkunden, und ihn zu fragen, was für eine Ursache er habe neue Unruhen anzuzetteln.

„Dieser Dr. Hasius war einst ein eifriger Protestant und geheimer Rath des Pfalzgrafen. Aus Ehrgeiz aber und in der Hoffnung bessere Carriere zu machen, verrieth er zuerst seinen Herrn und darauf seinen Gott. Da er von den protestantischen Fürsten früher zu allen ihren geheimen Berathungen gezogen worden und mit allen ihren Plänen und Absichten genau bekannt gemacht worden war, konnte er ihnen jetzt viel schaden und dem Kaiser viel nützen. Dieser hielt ihn auch sehr warm in der Hoffnung, mit seiner Hilfe leichter die protestantischen Fürsten niederzuwerfen, und mit ihnen auch Gott und sein Wort in ganz Deutschland. Er erinnert sehr an Mr. Parry, unserer Prinzessin (Elisabeth) Schatzmeister, hat eben solch einen Kopf, solch ein Gesicht, solche Beine und eben solch einen Bauch.[1]

„Was der Dr. Hasius für eine Antwort erhalten hat, kann ich nicht angeben; doch bin ich gewiss, dass in eben dieser Zeit der Markgraf sein Buch gegen den Kaiser schrieb oder gar es schon drucken liess.

Voigt I. 258; Langenn, Moritz v. S. I. 489). Am 24. Nov. 1551 glaubte der Kaiser den Markgrafen in Preussen. (Druffel p. 829 u. 825). Am 3. März 1552 wusste er, dass Albrecht in Frankreich gewesen war. (Lanz III. p. 99.)

[1] Dr. Heinrich Haase, einer der einflussreichsten deutschen Räthe Karls, wurde namentlich in den kirchlich-religiösen Streitfragen verwandt. Bei Durchführung des Interims spielte er eine bedeutende Rolle. Ueber diese Sendung an Albrecht habe ich sonst nirgend weiter etwas finden können.

„Darauf brach er mit seinem Haufen vor und besetzte Dillingen an der Donau. Diese Stadt gehört dem Cardinal von Augsburg, der in Begleitung von nur wenig Priestern in grösster Eile zum Kaiser nach Innsbruck flüchtete. Der kalte Empfang und die geringe Bequemlichkeit, die er dort fand, trieben ihn bald weiter nach Rom.

„Zahlreiche Haufen Reiterei und Fussvolk strömten unterdess den Fahnen des Markgrafen zu, bis er Ende März vor Augsburg zog, sich dort mit Herzog Moritz vereinigte und in Verbindung mit ihm, dem jungen Landgrafen, den Herzogen Georg und Albert von Mecklenburg, dem Herzog Wilhelm von Braunschweig und anderen verbündeten Fürsten die Belagerung der Stadt begann.[1]

„Hier verlasse ich ihn, bis ich Herzog Moritz und seine Thaten auf dieselbe Zeit und an denselben Ort gebracht habe.

Herzog Moritz.

„Noch vor wenigen Jahren war Sachsen unter zwei von einander sehr verschiedene Fürsten getheilt. Der eine, Herzog Johann Friedrich, früher Kurfürst, der Beschützer Luthers, ein treuer Diener Christi und Verbreiter seines Evangeliums, ist noch am Leben; der andere, Herzog Georg, Ritter des goldenen Vliesses, ein eifriger Anhänger des Kaisers, Beschützer des Cochläus, eine hervorragende Stütze des Papstthums in Deutschland, ist bereits todt.

„Herzog Johann Friedrich ist jetzt 50 Jahre alt, von so gewaltigem Leibe, dass ein starkes Pferd kaum im Stande

---

[1] Voigt I. 271 giebt den Zug Albrechts an: Crailsheim-Dünkelsbühl-Rotenburg, an welchem letzteren Orte er sich mit Moritz und Landgraf Wilhelm vereinigte. Von hier aus zogen sie dann vereint gegen Augsburg und überschritten bei Donauwörth die Donau. (Bucholtz VII. 50). Wol mögen Albrechts Reiter schon vorher bis Dillingen, einige Meilen oberhalb Donauwörth gestreift sein. Ueber die Flucht des Cardinals Otto von Augsburg meldet Bucholtz VII. 51. — Ausser den genannten sind, so viel ich weiss, keine weiteren Fürsten an diesem Zuge betheiligt gewesen.

ist ihn zu tragen. Trotzdem erscheint er noch gewaltiger in allen Tugenden, in Weisheit, Gerechtigkeit, Hochherzigkeit, Tapferkeit, Mässigung, Wohlwollen, in allen Lebenslagen und Verhältnissen von derselben unerschütterlichen Treue und Beständigkeit. Selbst Luis de Avila und der Secretär von Ferrara [Girolamo Faleti], welche beide die Geschichte der ersten Kriege in Deutschland geschrieben haben und beide sowohl in politischen wie auch in religiösen Fragen als entschiedene Gegner des Kurfürsten auftreten, werden doch durch seine Vorzüge in dem Grade zum bekennen der Wahrheit gezwungen, dass ihre Schriften einzig zu seinem Lob und Preis geschrieben zu sein scheinen.

„Er lebte 5 Jahre lang als Gefangener an diesem Hofe und erwarb sich in dieser Zeit in so hohem Maasse die Liebe aller, dass die Spanier jetzt erklären, sie würden heute mit derselben Begeisterung für seine Wiedereinsetzung fechten, als sie damals bei seinem Sturze gegen ihn kämpften. Denn sie haben erkannt, dass er weise ist in all seinem Thun, gerecht in allen seinen Handlungen, herablassend gegen den Geringsten, fürstlich gegen den Stolzesten, liebenswürdig gegen alle, einer, den weder Unglück noch Gewalt je bewegen konnte von seiner Ueberzeugung zu lassen. Und hier muss ich noch einmal lobend des Secretärs von Ferrara gedenken, der selbst ein Papist doch nicht Anstand nimmt, in seinem Buche dem Herzog Friedrich ein ehrendes Zeugniss auszustellen wegen seines unerschütterlichen Beharrens bei Gott und seinem Wort.[1]

„Als der Kaiser den Herzog gefangen genommen hatte, zog er gleich darauf vor die Stadt Wittenberg. Einige blut-

[1] Die betreffende Stelle aus Avila siehe bei Hortleder II. III 81. p. 636 und 640. — Girolamo Faleti, war Secretär des Francesco d' Este, Herzogs von Ferrara, in dessen Gefolge er den schmalkaldischen Krieg mitmachte. Sein Werk: „della guerra di Alamagna" erschien 1552 zu Venedig und ist bei Hortleder II. III. 81. p. 642—753 in deutscher Uebersetzung gedruckt. Faleti ist sehr gegen Moritz eingenommen, wie überhaupt die Protestanten auf des Kaisers Seite ihm als Verräther erscheinen, und ist ein unbedingter Bewunderer Johann Friedrichs. (Vergl. J. Voigt. Geschichtschreibung des schmalkaldischen Krieges 96 ff.).

dürstige Räthe suchten ihn zu überreden, Herzog Friedrichs Tod werde unter den Protestanten solchen Schrecken verbreiten, dass sie unschwer das alte Bekenntniss wieder annehmen würden. Der Kaiser liess ihn damals wirklich zum Tode verurtheilen und bestimmte, dass die Hinrichtung gleich am folgenden Morgen auf hohem Schaffote im Angesicht der ganzen Stadt Wittenberg vor den Augen seiner Gemahlin und seiner Kinder vollzogen werde.

„Das Urtheil wurde, vom Kaiser unterzeichnet, noch in derselben Nacht dem Herzog in sein Zelt gebracht und mitgetheilt. Er sass gerade mit seinem Vetter und Leidensgefährten dem Landgrafen von Lüneburg am Schachbrett, las das ihm vorgelegte Papier bedachtsam durch, legte es ruhig bei Seite, erwähnte des Inhalts gar nicht weiter, sondern sagte: „Vetter! habe wohl Acht auf deine Partie“, und ruhig weiter spielend, als habe er irgend einen gleichgültigen Privatbrief erhalten, setzte er seinen Gegner in glänzender Weise matt.[1]

„Als der Kaiser von dieser seltenen Standhaftigkeit des Herzogs Kunde erhielt, da änderte er, wie ich nicht zweifele, zunächst durch Gottes gnädigen Willen, dann durch seine eigne grosse Weisheit und angeborene Milde bewogen, seinen Entschluss und widerrief das Todesurtheil. Und auch nachher hat er ihm immer mehr Ehre und grössere Gnade erwiesen, als irgend ein anderer Fürst gegen seinen gefangenen Feind je gezeigt haben mag.

---

[1] Benutzt bei Ranke IV. 380. In etwas abweichender Form erscheint dieselbe Darstellung bei Faleti, den Ascham wol durch mündliche Berichte ergänzt hat. Dass er ihn kannte, bezeugt sein Ausspruch und Urtheil über ihn. Auch in Müllers sächsischen Annalen 106 findet sich eine etwas variirende Darstellung. Ascham nennt den Mitgefangenen des Kurfürsten einen Landgrafen von „Lithenberg“ [Leuchtenberg]. Es war dies jedoch der Herzog Ernst von Braunschweig-Lüneburg. Der Landgraf von Leuchtenberg, der treue Waffengefährte Markgraf Albrechts, war seit dem Unfall bei Rochlitz selbst Gefangener Johann Friedrichs und erhielt in Folge der Schlacht bei Mühlberg vielmehr seine Freiheit wieder. (J. Voigt I, 163). Vielleicht liegt jedoch nur ein Versehen des Herausgebers vor der Lithenberg für Linenberg oder Lunenberg gelesen hat.

„Johann Friedrich ist ein so eifriger Gönner der Wissenschaften, dass seine Büchersammlung, die sich auf alle Sprachen und Wissenszweige erstreckt, alle anderen Bibliotheken in christlichen Staaten bei weitem übertrifft. Mein Freund Hieronymus Wolf, der den Demosthenes aus dem Griechischen ins Lateinische übersetzt hat und der auch die Bibliothek des Königs von Frankreich kennt, erzählte mir einst in Augsburg, dass obgleich er in 6 Monaten nicht im Stande war, blos die Titel der Fuggerschen Bibliothek auszuschreiben, jene des Herzogs Friedrich, die er in Sachsen gesehen, doch noch bei weitem grösser ist.

„So viel mir bekannt, spricht er von fremden Sprachen ausser etwas Latein nur noch gebrochen Französisch. Dabei erscheint wunderbar, was mein Freund Johann Sturm mir einmal geschrieben, und was er bei Gelegenheit einst aus Philipp Melanchthons Munde über diesen Fürsten gehört hat. Melanchthon soll nämlich gesagt haben: „er glaube, dass der Herzog bei seinen Privatstudien täglich mehr lese und schreibe, als er und Aurifaber zusammen," und doch sind diese beiden Männer allgemein als die fleissigsten Arbeiter der Universität Wittenberg bekannt, als diejenigen, die dort am meisten lesen und schreiben.

„Und was er so mit ausdauerndem Fleisse liest, das kann er bei seinem vortrefflichen Gedächtniss auch trefflich wiedererzählen, zumal geschichtliche Ereignisse. An seiner Tafel weiss er stets etwas neues vorzubringen, niemals wiederholt er sich und spricht mit solcher Gewandtheit und solchem Ausdruck, dass man über dem zuhören wol gar das essen vergisst. Und dann hört er wieder aufmerksam zu, auch dem was der Geringste sagt, und sucht nie seine Ansicht jemanden aufzuzwingen. Nie bricht er beim Sprechen in Schmähungen aus, und nie klingt sein Scherz an Hohn an; nie spottet er über eines anderen Schwächen, nie lässt er sich durch Hass zur Rachsucht verleiten.

„Sein Prediger erzählte mir einst in Villach, dass es bloss zweierlei Menschen gäbe, die er nicht in seinem Hause dulden mag. Erstens einen Spötter, den seine Eitelkeit verleitet, von dem eignen Witz so hoch zu denken, dass seine

grösste Freude darin besteht, sich über andere lustig zu machen; der diejenigen, denen Gott weniger Verstand gegeben hat, zu vollständigen Dummköpfen stempelt und, ehe er sich einen Scherz versagt, lieber sähe, dass die übrigen wirklich einfältig wären. Zweitens einen heimlichen Angeber, einen Ohrenbläser, einen Intriguanten, der immer so sehr mit anderer Leute Angelegenheiten beschäftigt ist, dass er die eignen darüber versäumt; auch in einem grossen Haushalte könne solch einer die Ruhe stören und Unfriede säen. Derlei Charaktere, meint der Herzog, sind eine Plage ihrer Umgebung und kommen selten zu einem guten Ende. Er mag ausserdem auch keine frechen und dickhäutigen *(thick-skinned)* Gesichter leiden, aus denen sich die wahre Herzensgesinnung niemals erkennen lasse. Geheimnissvolles Flüstern, das nur auf der Lauer liegt nach dem, was andere sagen, ist ihm auch zuwider. Er will vielmehr, dass alle Worte so frei gesprochen werden sollen, als sie wahr im Herzen empfunden werden.

„Und daher denkt der Herzog selbst nichts, was er nicht sagen könnte, und spricht nichts, was er nicht auch die Absicht hat zu thun. Da seine Gedanken tiefer Weisheit entquellen, so ist seine Rede stets von hoher Mässigung begleitet und sein Thun so sehr wahrer Ueberzeugung entsprungen, dass er niemals durch Worte verletzt oder je durch Handlungen kränkt, ausser wo Unverschämtheit ein Vergehen begleitet. In diesem Falle pflegt er sich einer Rüge nicht zu enthalten.

„Solch ein Fall ereignete sich im vorigen Jahre in Villach. Ein Spanier, der zu des Herzogs Wache gehört hatte, als er noch Gefangener war, nahm es sich heraus, ungebeten zu einem Diner zu erscheinen, das der Herzog mehreren Grossen des Hofes gab, nachdem er bereits auf freien Fuss gesetzt war. Der diensthuende Edelmann bemerkte dem ungebetenen Gast in höflicher Weise, dass der Platz bereits für einen anderen reservirt sei, aber der erwiederte mit spanischer Unverschämtheit: „Herr, Ihr kennt mich, denke ich, gut genug!“ und setzte sich zu Tisch. Der Herzog sah das und sagte, seinem Diener das Wort abschneidend: „In

der That kenne ich Euch gut genug, denn Ihr seid es ja doch, der jüngst sich den Becher vom Tische mitnahm. Und daher möget Ihr, wenn Ihr gegessen habt, auch ohne Abschied gehen, mit der Erlaubniss wiederzukommen, wenn Ihr gebeten werdet. Bis das geschieht wird ein besserer Mann Euren Platz einnehmen".

„Doch ich sehe, dass mich die Erinnerung an einen guten Fürsten zu weit von meinem eigentlichen Thema fortgeführt. Die Erinnerung an ihn ist jedoch überall am Platze, da seine Tugenden niemals vergessen sein werden.[1] —

„Herzog Georg von Sachsen, der kinderlos starb, enterbte kurz vor seinem Tode durch ein Testament seinen Bruder Heinrich, weil dieser Protestant war, und vermachte Hab und Gut, Land und Leute dem römischen Könige Ferdinand. Herzog Johann Friedrich aber vertheidigte mit Waffengewalt die Rechte seines Vetters und setzte ihn selbst in sein Erbe ein *(by force of arms set and kept his cousin . . in his right)*. Derselbe starb aber bald darauf und hinterliess zwei Söhne, Moritz und August. Auch dieser beiden hatte sich der Herzog in ihrer Jugend mit Rath und That kräftig angenommen und sie in ihren Rechten geschützt. Moritz war in seinem Hause erzogen worden, als wäre er sein eigner Sohn. Nachher hat er des Landgrafen Philipp Tochter geheirathet.[2]

---

[1] Ich erinnere hier an jene Charakteristik, die Ascham in einem früheren Briefe der viel weniger günstigeren des Landgrafen Philipp gegenüberstellte. p. 112.

[2] Herzog Georg der Bärtige starb nicht kinderlos. Landgräfin Christine von Hessen, die Gemahlin Philipps des Grossmüthigen, seine Tochter, überlebte ihn. Seine 4 Söhne freilich waren alle vor ihm gestorben und sein Bruder Herzog Heinrich der Fromme war sein legitimer Erbe. — In seinen Nachrichten über den Uebergang der Herrschaft an die Freiberger Linie ist Ascham nicht ganz genau unterrichtet. Georg hatte allerdings die Absicht seinen Bruder zu enterben; das Testament war auch bereits entworfen, in welchem die Länder, falls Heinrich nicht zur katholischen Kirche zurückträte, an den Kaiser und König Ferdinand fallen sollten. Es war aber noch nicht unterzeichnet, noch nicht rechtskräftig geworden, als der Tod den Erblasser wegraffte. (Ranke IV. 101 ff.). Ohne irgend welchen Widerstand zu

„Da kam die Zeit, in der der Kaiser den Entschluss fasste, das Papstthum mit dem Schwert wieder in Deutschland zu begründen. Dieser Absicht traten Johann Friedrich und der Landgraf mit Waffengewalt entgegen, nicht als Rebellen wider die kaiserliche Hoheit, wie die Gegner ihnen wol vorwarfen, sondern als Vertheidiger der wahren Religion,

---

finden, ohne dass es des bewaffneten Einschreitens Johann Friedrichs bedurft hätte, trat Herzog Heinrich die Herrschaft an. Allerdings erklärte dann der schmalkaldische Bund, den Herzog zu schützen, falls König Ferdinand dennoch Ansprüche geltend machen wollte. Doch ist es nicht weiter nöthig gewesen. Auch den Beistand, den Joh. Friedrich dem jungen Moritz sowohl bei seinem Regierungsantritt, als auch vorher geleistet hatte, will J. Voigt (Moritz von Sachsen p. 7) lange nicht so hoch angeschlagen wissen, als Ascham es thut, und als man seither überhaupt zu thun gewohnt war. Er will nur zugeben, dass der Kurfürst vielleicht zur Beseitigung finanzieller Verlegenheiten des jungen Regenten mitgeholfen habe (8). Es ist aber doch wol hauptsächlich Johann Friedrich gewesen, der eine Theilung der Albertinischen Lande, wie Herzog Heinrich sie beabsichtigte, verhindert hat. (Ranke IV. 196). — Was die Verbindlichkeiten Moritzens gegen den Oheim aus früherer Zeit betrifft, so hat Voigt hier unzweifelhaft mehr Recht, wenn er den Mittheilungen Aschams entgegentritt. Anknüpfend an die von Ascham gebrachte Erklärung des Franz Kramm äussert sich Voigt folgendermassen: „Was Moritz in jenen Jahren Johann Friedrich verdankt, ist nachmals so häufig zu dem Vorwurf ausgestaltet worden, als habe er seinen zweiten Vater und Erzieher mit bitterer Impietät gelohnt. Wir wissen kaum mehr, als dass der Kurfürst dem Vetter mit kleinen Geldsummen ausgeholfen, die vielleicht nicht zu dessen Heile dienten. Der moralische Satz von der Dankbarkeit hat auch seine Kehrseite.“ Der Anschuldigung des Franz Kramm lässt sich auch entgegenhalten, dass Moritz nicht bei Johann Friedrich, sondern an dem glänzenden und üppigen Hofe des Erzbischofs Albrecht von Mainz seine ersten Jünglingsjahre verlebte und die Mängel in seiner Erziehung, so wie die üblen Angewohnheiten, die er später so mannhaft niederkämpfte, sich auf diese Zeit zurückführen lassen. Nachher hat er in des Kurfürsten Hause nur vorübergehend als Gast gelebt. (Voigt, Moritz p. 4. n. 5. Langenn, Moritz von Sachsen. I, 54—56). Den Vorwurf der Undankbarkeit führt Voigt (p. 29) auf ein Wort Luthers zurück, das er zur Zeit der Wurzener Fehde einst an Amsdorff geschrieben: „Moritz wäre nicht geboren und nichts geworden, hätten nicht einst die Kurfürsten Friedrich und Johann seinen Vater gegen Herzog Georg in Schutz genommen“. (Luthers Briefe V. 1). Vergl. Ranke IV. 295.

falls jemand dieser Gewalt anthun wollte. Sie verwarfen nicht, sondern forderten vielmehr ein freies gesetzmässiges allgemeines Concilium, wo Wahrheit und Glaube dem Urtheil unparteiischer Richter anheimgegeben und ihr Spruch allein nach den canonischen Büchern der heiligen Schrift gefällt werden sollte.

„Beim Ausbruch der Feindseligkeiten waren beide Fürsten weit entfernt von jedem Verdacht gegen Moritz, der beiden durch die Bande naher Verwandtschaft verknüpft und Bekenner desselben Glaubens war. Ja man misstraute ihm nicht nur nicht, sondern er war, wie ich von urtheilsfähigen Männern hörte, mit seinem Rath bei der Hand und versprach sogar Hülfe zur Förderung des Unternehmens. Wäre dem nicht so, so würde ein so weiser Fürst wie Hans Friedrich kaum einen so gefährlichen Feind in seinem Rücken gelassen haben.[1]

„Franciscus (Kramm), Herzog Moritzens Gesandter am kaiserlichen Hofe, wurde einmal, während ich in Augsburg war, gefragt, wie er die Undankbarkeit seines Herren gegen Johann Friedrich, der sich immer wie ein Vater gegen ihn erwiesen habe, entschuldigen könne. Er gab zu, dass Herzog Friedrich sich wie ein Freund gegen seinen Herrn gezeigt, meinte aber die Streitigkeiten wären vermieden worden, wenn seine Freundschaft noch etwas grösser gewesen, oder wenn er stets ein Freund geblieben wäre. „Wenn es wahr ist, sagte er, dass Herzog Friedrich die Rechte meines Herrn vertheidigt hat, so ist es auch wahr, dass er ihn an seinem Recht geschädigt hat, indem er Landstriche willkürlich vertauschte, als mein Herr dieses noch nicht hindern konnte.

---

[1] Moritzens Stellung zu den Schmalkaldnern ist bekannt. (Ranke V. 323. Maurenbrecher p. 111. Langenn I. 239 ff., neuerdings J. Voigt Moritz v S). Die Zweideutigkeit in seinem Benehmen kann nicht geleugnet werden. Feste Versprechungen hatte er jedoch in keiner Weise gemacht, und dass die Schmalkaldener den zweifelhaften Freund, gegen den starkes Misstrauen rege war, unbeobachtet im Rücken liessen, ist nicht der kleinste ihrer Fehler in jenem unglücklichen Feldzuge. Johann Friedrich war ein sehr edler und tugendreicher Fürst: als Politiker hat er jedoch geringen Ruhm geerntet.

Sobald er zu Jahren kam, erregten diese Vorfälle natürlich sein höchstes Missfallen, er konnte aber durch keine Vorstellungen eine Entschädigung oder Rückgabe erlangen. Güte hätte vielmehr grossmüthig vermehren, als so kleinlich vermindern sollen, zumal hier, wo der eine unbedingtes Vertrauen genoss, der andere aber noch in einem Alter stand, in dem er weder einsehen, noch auch hindern konnte, wenn jemand ihm Unrecht that.[1] Wahr ist es auch, dass mein Herr in Herzog Friedrichs Hause erzogen wurde. Aber er hat mehr Grund sich über diejenigen zu beklagen, die ihn dorthin gebracht, als denen zu danken, die ihn dort erzogen haben. Denn Wein zu trinken hatte er immer in Ueberfluss, litt aber grossen Mangel an Unterweisung in all den Tugenden und Wissenschaften, die den Fürsten gross machen".

„Wie weit diese Erzählung auf Wahrheit beruht oder nur erfunden wurde, um eine faule Sache zu beschönigen, weiss ich nicht. Aber dessen bin ich gewiss, Franciscus hat so gesprochen. Dagegen habe ich weise Männer sagen hören, dass es nicht gut glaublich sei, Herzog Moritz hätte um solcher privaten (kleinlichen) Empfindlichkeit willen nicht allein seinen Freund und Blutsverwandten, sondern auch seinen Schwiegervater in so schmählicher Weise verrathen. Eben so wenig könne man annehmen, dass er wegen eines so kleinen Verlustes, eigentlich nur des Umtausches von einem kleinen Stücke Land, seinen ganzen Besitz so leichtsinnig aufs Spiel gesetzt haben würde: denn bis auf Leipzig und noch eine zweite Stadt war ihm im ersten Kriege alles verloren gegangen. Zudem riskirte er auch die Liebe und

---

[1] Hauptsächlich ist das wol eine Anspielung auf die Wurzener Fehde. Nach den Forschungen von Langenn I, 130 ff. Burchardt, Archiv für d. sächs. Gesch. IV. 57 ff. Ranke IV. 194—198, 291—292. Voigt M. v. S. p. 22 ff. ist es unbezweifelt, dass der Kurfürst, zumal auf den Rath des Dr. Brück, gewaltthätig verfahren wollte und über das ihm zustehende Recht hinausging. Moritz erinnerte dabei, wie der Kurfürst das Kloster Dobrilugk occupirt und kürzlich den Fuss in das Stift Naumburg gesetzt, wie er einst die Altersschwäche der Herzoge Georg und Heinrich zu Uebergriffen missbraucht und jetzt seine Jugend und Unerfahrenheit auszunutzen gedenke. (Voigt a. a O. 25).

Popularität von ganz Deutschland und seinen guten Namen bei den Protestanten, unter und zwischen denen alle seine Besitzungen lagen.

„Unzweifelhaft müssen bei ihm heftigere Motive mitgewirkt und einen solchen Entschluss zur Reife gebracht haben, und diese haben einsichtsvolle und dem Herzog wohlgesinnte Männer, meiner Ansicht nach mit Fug und Recht, in dem hässlichen Laster des Ehrgeizes gefunden.

. . . . . .[1]

„Moritz erkannte, wie Johann Friedrichs Fall seine eigne Erhebung bedeute; alte Kränkungen mögen hinzugekommen sein, seine jugendliche Ruhmbegierde, sein Thatendurst, — so wird es den gewiegten Politikern des Kaisers leicht geworden sein, ihn mit grossen Versprechungen von Ehre und Vortheil zum Verrath an seinem Vater und Freunde zu bewegen. Er trat ganz auf die Seite des Kaisers, bis er beide in Gefangenschaft gebracht hatte. Herzog Friedrich ward im Felde übermannt und wurde somit auf rechtmässige Weise des Kaisers Gefangener. Dieser aber glaubte seine Sache nur halb gethan, so lange der Landgraf noch auf freiem Fusse stand, und er unterhandelte von neuem mit Herzog Moritz, dass er ihm auch diesen in die Hände liefere.

„Herzog Moritz mit dem Markgrafen Joachim von Brandenburg wurden Vermittler zwischen dem Landgrafen und dem Kaiser. Bedingungen wurden aufgestellt, die auf der einen Seite die Gnade, auf der anderen die Busse festsetzten. Moritz und der Markgraf wurden bei den jungen Landgrafen persönlich Bürgen für die sichere Rückkehr ihres Vaters: denn das war eine der Hauptbedingungen, dass er in kein Gefängniss verstrickt werden sollte. Und so trat er zu Halle in Sachsen in gutem Vertrauen *(boldly)* vor des Kaisers Angesicht. Der aber empfing ihn nicht sehr freundlich und gab ihm nicht die Hand, was doch in Deutschland als ein Zeichen endgültiger Aussöhnung gilt.

„Herzog Alba richtete darauf dem Landgrafen eine

[1] Hier ist ein längerer Exkurs über den Ehrgeiz eingeschoben.

Abendmahlzeit aus, zu der auch Herzog Moritz und Markgraf Joachim geladen waren. Es ging ganz fröhlich her, aber nach der Mahlzeit ward dem Herzog Moritz und dem Markgrafen bedeutet, sie könnten nun gehen, der Landgraf müsse die Nacht über dort bleiben. Am anderen Tage beriefen sie sich auf die getroffenen Abmachungen und darauf, dass der Kaiser dem Landgrafen persönliche Freiheit zugesichert habe. Die Antwort lautete: der Kaiser gehe nicht weiter, als die aufgestellten Bedingungen es ihm gestatteten, die aber besagten nur, der Landgraf solle nicht in immer dauerndem Gefängniss gehalten werden. Sie dagegen replicirten, er solle überhaupt in kein Gefängniss kommen.

„Einst, als ich in Villach in Kärnthen war, fragte ich den Predicanten Herzog [Johann] Friedrichs, wie denn eigentlich auf deutsch die Worte lauteten, durch welche der Landgraf so ganz wider sein Erwarten in Gefangenschaft gerathen war. Er erwiederte, der Betrug sei äusserst schlau und merkwürdig, nahm darauf seine Feder und schrieb in mein Taschenbuch die Worte, um welche sich der Streit dreht. Herzog Moritz sagt, sie lauteten: Nicht in einig gefengknes, d. h. überhaupt in kein Gefängniss. Die Kaiserlichen sagen: „Nein! nicht so, sondern: Nicht in ewig gefengknes, d. h. nicht in lebenslängliche Gefangenschaft. Wie leicht aber aus einig ewig gemacht werden kann, nicht einmal mit Zuhülfenahme des Messers, sondern lediglich durch einen ganz unbedeutenden Federzug, den niemand bemerken wird, davon kann sich jeder leicht überzeugen, der einmal den Versuch machen will.

„Jedennoch macht Luis d'Avila in seinem Buche sich noch darüber lustig, dass der Landgraf sich selbst mit seinen eignen Bedingungen so betrogen habe, der doch sonst, wie Avila sagt, gewohnt war, seinen eignen Witz bei ähnlichen Verhandlungen hoch über dem andrer Menschen erhaben zu wähnen. [1]

---

[1] Die Stelle lautet in der Uebersetzung bei Hortleder (a. a. O.): „Aber Gott der Allmächtig hat es also ersehen, daß der, der da meynt, daß er allein im Teutschen Land wüste Ziel und Maß zu setzen, was

„Wie dem aber auch sein mag, der Landgraf war jedenfalls ein Gefangener. Und von diesem Augenblicke an wurde Moritz ein Feind des Kaisers, denn er empfand es als eine äusserst bittere Kränkung, dass er, durch dessen Hülfe doch vornehmlich der Kaiser solchen Triumph in Sachsen gefeiert hatte, vor ganz Deutschland jetzt mit Schmach beladen dastehen musste und man ihn einen Verräther nannte an Gott, an seinem Vaterlande, an seinem Vater und an seinem Freunde. Aber obgleich er im Herzen ergrimmt war, machte er doch zu allem eine ruhige Miene, denn er gedachte nicht mit seinem guten Namen auch noch seinen Vortheil zu verlieren. Er verschloss für den Augenblick seinen Grimm in seiner Brust, bis die Zukunft ihm vielleicht eine bessere Gelegenheit ihn zu offenbaren an die Hand geben würde, und begleitete den Kaiser nach Augs-

---

Maßen sie leben und handlen solten, mit seiner eignen hand wider sich selbst geschrieben und in dem sich nicht wol furgesehen hat, daß er nicht anders handelte, sich vor ewiger Gefängnuß nicht zu befahren, aber die zeitliche Gefängnuß blieb in der Gefallen, in der hand er sich ergab". — Die neuesten Untersuchungen über die Gefangenschaft Philipps verwerfen die Erzählung von der Verwechselung der beiden Worte einig und ewig. So Ranke IV. 382—387; Maurenbrecher 143—144; Voigt, Moritz von Sachsen. Langenn I. 358 hält noch an ihr fest. Der Betrug, welcher von kaiserlicher Seite unzweifelhaft wohlüberlegt geübt wurde, liegt darin, dass Karl sein Recht den Landgrafen gefangen zu halten von einem Aktenstücke herleitete, das die beiden Kurfürsten durch die folgenden Verhandlungen als abgethan ansahen. In jenem Dokument war festgesetzt worden, dass der Landgraf sich „auf Gnad und Ungnad" in die Hand des Kaisers begebe, und Karl machte nur das Zugeständniss, dass diese Unterwerfung „nicht zu körperlicher Strafe oder beständigem Gefängniss" führen solle. (Bucholtz IX. 423). Dass die beiden Vermittler diese Bedingungen angenommen haben, beweisen auf das unzweideutigste des Kaisers eigne Worte an seinen Bruder König Ferdinand. (Bucholtz IX. 427 ff.). Sie glaubten aber, dass nach den weiteren Verhandlungen der Kaiser auf dieses Dokument nicht mehr zurückgreifen werde und verbanden sich gegen Philipp zu „frei, sicher, ehrlich, ungefährlich Geleit, ab und zu bis wieder in seinen Gewahrsam". Karl kannte das Missverständniss der beiden Fürsten, aber er liess sie dabei. (Ranke IV. 385).

burg, wo er den früheren Abmachungen gemäss zum Kurfürsten ernannt wurde. Mehr jedoch als diese Ehre ihn freute, mögen ihn zwei Verse gekränkt haben, die er anderen Tages an seiner Hausthür fand. Die Worte aber lauteten:

Ob du ein Herzog, ein Fürst, ob gar ein Kurfürst genannt wirst,
Ein Verräther du bleibst doch deines Vaterlands.[1] —

„Sobald er erlangt hatte was er wollte, kehrte er in seine Staaten zurück, und dem Kaiser ist es seither durch keinerlei Verhandlungen gelungen, ihn zu einem abermaligen Besuche des Hofes zu bewegen. Er schützte stets die Sorge vor, die ihm die Umtriebe von Herzog Friedrichs Söhnen bereiteten.

„Seither hatten die Deutschen grosses Missfallen an den Handlungen Moritzens gehabt. Seit er sich aber so unwürdig missbraucht sah, seit man ihn zum Dank für seine guten Dienste zum Verräther seines Vaters gemacht hatte, seitdem ergriff er solche Massregeln und wusste sie auch so durchzuführen, dass er sich nicht allein die Liebe des Volkes wieder erwarb, sondern sich auch den Hass der Gegner in so hohem Grade zuzog, dass die Spanier z. B. all ihr Missfallen an anderen einzig und allein auf ihn übertrugen. Er benahm sich ihnen gegenüber so verschlagen und so entschlossen, dass sie stets Grund hatten ihn zu fürchten, niemals Ursache ihn zu verachten. Ja man sagt wol, dass, wenn er am Leben geblieben wäre, er es wol zu Wege gebracht hätte, die Spanier ganz aus Deutschland zu vertreiben, und schwerlich wäre es ihnen gelungen ihn aus Sachsen zu verdrängen. Denn in ihm lebte eine solche Verschlagenheit *(there was in him soch a policy)*, dass niemand mit Gewalt oder mit List seiner Herr werden konnte.

„Da er sich sagte, dass er die Gnade des Kaisers für immer verscherzt habe, dass er, auch wenn er Land und

---

[1] Seu dux, seu princeps, seu tu dicaris elector,
Maurice, es patriae proditor ipse tuae.

Leben dransetzte, sich sein Wohlwollen nie wieder erringen, noch auch mit zehnmal so viel Diensteifer das Missfallen aufwiegen werde, welches er ihm verursacht, so bemühte er sich in der Folge auch gar nicht mehr um die verlorene Gunst. Vielmehr ging er energisch in seinen Plänen weiter, suchte den Kaiser ganz aus Deutschland zu drängen und Maximilian an seine Stelle zu bringen, der selbst grosse Macht besass, beim Volke wegen seiner Tugenden überaus beliebt war und jetzt ausser Kopf und Hand des Herzog Moritz und seiner Anhänger, auch noch alle Feinde der Spanier auf seiner Seite hatte, d. h. beinahe ganz Deutschland, Protestanten und Papisten. So würde er leicht erreicht haben, was auch immer er unternommen hätte.[1]

„Nun ist das Band aber zerrissen. Denn eben heute, da ich dies schreibe. kam die Nachricht an den Hof, dass Markgraf Albrecht und Herzog Moritz gegen einander eine Schlacht geschlagen, in der der Markgraf das Feld, Herzog Moritz aber sein Leben verloren. Dieser Zusammenstoss ist so merkwürdig und verhängnissvoll, dass ich ihn hier gern des weiteren besprechen möchte. Aber ich fürchte dadurch zu weit von meinem eigentlichen Thema abgezogenzu werden. Ich behalte mir seine Besprechung daher für eine andere Gelegenheit vor, wenn nicht eine andere competentere Feder sich der Arbeit unterzieht. *(and therefore I in an other place, or else some other with better opportunity, shall at large report the matter).*

„Sie erkennen nun wol den Grund, warum — und auch die Zeit, wann Herzog Moritz vom Kaiser abfiel. Und da er ein so hervorragender Fürst war, will ich auch die Art und Weise beschreiben, in der er bei all diesen Unterneh-

---

[1] Es klingt fast, als ob Ascham meint, Moritz habe Maximilian an die Stelle des Kaisers setzen wollen. Es ist aber nie in Frage gestellt worden, dass König Ferdinand dem Sohne auf dem Kaiserthrone vorangehen müsse Es handelt sich hier um das Successions-Project Karls V., das anfangs dem Prinzen Philipp die Nachfolge sichern, dann ihn unmittelbar nach Ferdinand zur Kaiserwürde zu erheben trachtete. Diese Gefahr bewirkte dann freilich den engen Zusammenschluss Maximilians mit der protestantischen Oppositionspartei.

mungen verfuhr, wie sie mir unter denjenigen zu Ohren gekommen ist, die ihm nicht gerade wohlgesinnt waren. Es bietet wenig Gewinn jemandem zu schmeicheln, der schon gestorben; es ist aber schmachvoll, den Todten zu verläumden, um dem Lebenden zu gefallen. So will ich über ihn nur berichten, wie sein Thun seit meiner Ankunft bei Hofe es verdient.

„Moritz ist 32 Jahre alt geworden. Er war ein schöner Mann *(wellfaced),* im Aussehen, in der Leibesbeschaffenheit, der Gesichtsbildung und dem Barte nicht unähnlich dem Sir Ralph Sadler, nur war er höher von Gestalt, untersetzt und kräftig gebaut, so dass er wol im Stande schien, Arbeit und Strapazen zu ertragen.[1] In früheren Jahren soll er, wie man erzählt, stark dem Trunk ergeben gewesen sein, aber zuletzt war er sehr mässig geworden, hielt strenge Diät und schlief nur wenig. Daher hatte er einen stets offenen und arbeitsamen Kopf und wurde so klug (*witty* sinnreich) und verschwiegen, so fest und unerschütterlich, so erfinderisch in Wegen anderen zu schaden und so vorsorglich nicht selbst in Nachtheil zu gerathen, dass er nie etwas unternahm, ohne seinen Gegnern darin den Rang abzulaufen. Um anderes zu übergehen bemerke ich nur, dass er im Laufe des letzten Jahres, innerhalb von nur 8 Monaten, mit den vier gewaltigsten Mächten angebunden, die ich kenne: mit dem Türken, dem Papst, dem Kaiser und dem Könige von Frankreich. Und gegen alle setzte er seinen Willen durch und behauptete ruhmvoll das Feld gegen alle vier.

„Durch sein persönliches Eingreifen in Ungarn mit Rath und That hat er die Macht des Türken arg geschädigt und seine Pläne auf Ungarn vereitelt. Das Concil von Trient, vom Papst und Kaiser mit so grosser Mühe zusammenberufen, hat er allein gesprengt. Zuerst hatte er in energischer Weise gegen dieses Concil Protest erhoben, dann hat er durch

[1] Wenn Ascham Moritz je von Angesicht gesehen, wie es nach der obigen Schilderung fast den Anschein hat, so kann das nur 1552 auf der Rückreise von Tirol an den Rhein geschehen sein.

seinen Vormarsch unter die zu Trient versammelten Bischöfe einen solchen Schrecken gejagt, dass sie eilig und weit auseinanderstoben und noch jetzt von einem Wiedererscheinen an jenem Orte gar nicht zu reden wagen. Wie er aber dem Kaiser mitspielte, wie er ihn zur Flucht von Innsbruck und dann zu solch einem Frieden zwang, wie er zu Passau geschlossen wurde, das sollen Sie aus meinem Tagebuche eingehend und ausführlich erfahren *(my whole diarium shall at full instruct you).*

„Am besten jedoch hat er unstreitig dem Könige von Frankreich aufgewartet. Unter dem Vorwande, die zwei gefangenen Fürsten befreien und Glauben und Freiheit in Deutschland vertheidigen zu wollen, hoffte der Franzose nämlich, den Kaiser und das Haus Oestreich verderben zu können. Denn was kümmert ihn wol viel die Glaubensfreiheit in Deutschland, der sie in seinem eignen Lande rücksichtslos unterdrückt und selbst gar keinen Glauben besitzt? Darin thue ich ihm jedoch Unrecht: wenn es seine Zwecke erheischen, vereinigt er alle Bekenntnisse in sich und ist bereit um dem Kaiser zu schaden zu gleicher Zeit protestantisch, papistisch, türkisch und teuflisch zu sein! *a solemn ligue!* . . . Wie viel dem Könige an der deutschen Freiheit lag, zeigte er sehr deutlich, indem er auf so unehrenhafte Weise die Stadt Metz vom Reiche stahl *(in stealing away so unhonorably from the empire the city of Metz).* Während er aber den Herzog Moritz für seine ehrgeizigen Pläne zu benutzen gedachte, nützte dieser im Gegentheil ihn schliesslich aus, wie er es verdiente. Zunächst liess er ihn für alle die Kriegsrüstungen gründlich zahlen, man spricht von 200,0000 Kronen monatlich. Sobald er aber merkte, dass sein Verbündeter sich der deutschen Städte zu bemächtigen gedachte, brach er aus Besorgniss für den Besitzstand des Reiches mit ihm, und trat unverzüglich zu Linz in Unterhandlungen mit dem guten römischen Könige. Unterdessen hatte König Heinrich sich schon bis auf 2 Meilen dem Rhein genähert; als ihm aber die Nachricht von den Unterhandlungen zukam, machte er sofort Kehrt und verliess, wie Augenzeugen berichten, Deutschland noch eiliger und in grösserer

Hast und Unordnung, als der kranke Kaiser ohne Heer und vom Feinde bedrängt sich damals aus Innsbruck zurückzog.

„Und beachten Sie wol, wie edel Herzog Moritz hierin handelte! Nur weil er der Treue seines Landes sicher war, durfte er es wagen mit dem Könige zu brechen, bevor noch irgend ein erheblicher Vortheil über den Kaiser errungen war. Aber er wollte lieber sein ganzes Unternehmen scheitern und seinen Schwiegervater noch länger in des Kaisers Gefangenschaft schmachten sehen, als dass er dulden wollte, dass auch nur eine einzige Stadt vom Reiche an Frankreich verloren gehe.[1] Wenn er aber so schlau gewesen war, Geld vom französichen Könige zu nehmen, so hatte er auch nicht unterlassen, eigne Mittel reichlich flüssig zu machen, so dass er es wol wagen konnte, mit Frankreich zu brechen und zugleich über den Kaiser herzufallen. Er war im Stande auszuhalten, bis er sein edles Ziel erreicht hatte. Denn es giebt wenig Leute hier bei Hofe, die nicht zugeben, Herzog Moritz habe recht gehandelt, als er seinen Schwiegervater mit gewaffneter Hand befreite, nachdem alle friedlichen Mittel versucht und erfolglos geblieben waren.

„Und ich bitte Sie, untersuchen Sie genau, was er gethan, und sagen Sie mir dann, ob im entferntesten auch nur ein Unrecht dabei ist.

„Zuerst hat er mit dem Markgrafen von Brandenburg unterthänigst auf privatem Wege für die Befreiung des Landgrafen gewirkt. Sie machten dem Kaiser fürstliche Anerbietungen, die nicht so leicht von der Hand zu weisen waren: eine hohe Summe Geldes, eine grosse Anzahl Geschütze, mehrere Festungen, die zum Theil zerstört, zum Theil dem Kaiser überliefert werden sollten, endlich eine

---

[1] Aschams beredte Vertheidigung befreit Moritz doch nicht von dem schweren Vorwurf damals die Westmarken des Reichs dem Feinde preisgegeben zu haben Die Bisthümer gingen doch verloren, Metz konnte nur durch seine Schuld „so unehrenhaft vom Reich gestohlen“ werden. Die Wirkung der Verhandlungen zu Linz und Passau, wenn auch nicht ihre eigentliche Veranlassung, ist aber sehr richtig von Ascham erfasst worden. (Langenn I. 539 ff.).

Anzahl Geisseln, Sprösslinge der edelsten Familien des Landes, um das in Zukunft ruhige Verhalten des Landgrafen zu gewährleisten. Sie wurden mit allem zurückgewiesen.

„Zweitens erbaten beide die Fürsprache aller deutschen Fürsten und Stände während des Reichstages zu Augsburg 1548. Sie boten dieselben Bedingungen wie vorhin und setzten sich selbst zu Bürgen für den ferneren Gehorsam des Gefangenen.

„Drittens lag Herzog Moritz dem Prinzen von Spanien unablässig mit der Bitte um seine Vermittelung beim Kaiser an; ja er war so eifrig in der Verfolgung dieses Gegenstandes, dass sein Gesandter dem Prinzen folgte, bis er sich in Genua einschiffte. Der Prinz war auch gern dazu bereit; er hat dem Kaiser öfter davon gesprochen und auch nachher dringend geschrieben den Landgrafen freizugeben. Aber auch er konnte nichts ausrichten. Und einsichtsvolle Männer sagen, es sei nicht gerade die klügste von Karls V. Handlungen gewesen, dass er dem Prinzen diese Bitte abgeschlagen. Denn wenn er für den Befreier zweier Fürsten gegolten hätte, so würde seine Beliebtheit eine so grosse geworden sein, dass der Kaiser unschwer beim Reichstage es erreicht hätte, ihn zum Coadjutor neben Ferdinand und nach diesem zum Kaiser zu machen. So aber wies man alle dahin lautenden Anträge entschieden zurück, obgleich der Kaiser sich niemals so sehr um den Erfolg bemüht hat als gerade in dieser Sache.

„Viertens endlich vereinigte Moritz kurz vor Ausbruch des Krieges im vorigen Jahre noch einmal alle Fürsten und freien Städte Deutschlands *(free estates of Germany)* zu derselben Bitte und wurde auf seine Bemühungen hin darin noch unterstützt von dem römischen Könige Ferdinand, seinem Sohne Maximilian, König von Böhmen, von den Königen von Polen, Dänemark und Schweden, die alle ihre Gesandten desswegen an den Kaiserhof schickten, so dass zu gleicher Zeit 24 Gesandte in Innsbruck beim Kaiser weilten. Man gab ihnen gute Worte, im Grunde lautete die Antwort aber doch zweideutig: „Der Kaiser freue sich ein so glänzendes diplomatisches Corps um sich ver-

sammelt zu sehen. Die Fürsten mögen versichert sein, dass er ihren Wünschen so viel wie möglich Rechnung tragen werde. Da aber Herzog Moritz es sei, von dem die Anregung ausgehe, so wolle er eiligst nach ihm senden, um bei Regelung der Angelegenheit sich seines Kopfes und seiner Hand bedienen zu können."

„Als Moritz sah, dass auch dieser letzte Versuch gescheitert war, dass der Kaiser eine Entscheidung in der Sache bis auf seine persönliche Fürsprache, die seither doch nichts hatte bewirken können, hinausschob, da gab er auf die zweideutige Antwort des Kaisers seinerseits eine ebenso zweideutige Replik. Er versprach zu kommen, und er kam auch, aber so eilig und so hitzig, dass der Kaiser die Gluth seines Athems nicht zu ertragen vermochte. Denn nachdem alle unterthänigen Gesuche, alle friedlichen Mittel sich als vergeblich erwiesen hatten, und Moritz hierfür alle Fürsten Deutschlands zu Zeugen aufrufen konnte, erzwang er jetzt durch verschlagene Politik *(close policy)* und offenen Kampf klug und kühn mit Gewalt auf einmal mehr als vorher durch alle die Verhandlungen. Der Kaiser war froh ein Zugeständniss machen zu können, in seiner äusserst prekairen Lage gewiss weise gehandelt, und schickte den Landgrafen mit ehrenvollem Geleit des flandrischen und brabanter Adels auf seine Kosten *(at the emperors charge)* in seine Länder zurück.

„Gestern speiste ich bei dem venetianischen Gesandten in Gesellschaft mehrerer kluger und geistreicher Männer. Man pries den Herzog Moritz hoch, die einen rühmten seinen Verstand, die anderen seine Energie bei Durchführung seiner Vorsätze. „Ich kann seinen Verstand nicht so hoch loben, sagte ein geriebener italienischer Pfaffe, denn einmal hatte er den Kaiser in seiner Hand und griff nicht zu". So sind diese machiavelistischen Köpfe! Sie sprechen jedem den Verstand ab, der nicht ein noch grösserer Schurke ist als sie selbst!

„Moritz wollte aber nicht den Kaiser schädigen, sondern nur seinem Schwiegervater nützen; indem er den einen befreite, gedachte er nicht auf den anderen Jagd zu machen.

Ich weiss es ganz genau, dass als wir so Hals über Kopf von Innsbruck aufbrachen, ein Bote Moritzens dem guten römischen Könige meldete, es bedürfe solcher Eile nicht; es liege ihm nicht daran, den Kaiser zu fangen, sondern nur seinen Freund zu befreien. Daraufhin wurde dann alsobald der Vertrag zu Passau abgeschlossen.[1]

„Ich erwähne hier noch das Urtheil des Johann Baptist Gascaldo, eines Anhängers des Kaisers und des römischen Königs General in Ungarn, von dem man sagt, er spreche nicht gern von jemandem über Verdienst Gutes und lobe selten, am allerwenigsten die Deutschen, zumal die Protestanten. Im vergangenen Winter schrieb er aber doch dem Kaiser über Herzog Moritz, dass er ihn in allem und jedem, was er gegen die Türken unternommen, überaus tüchtig gefunden habe. Seine diplomatische Befähigung sei ausgezeichnet, an Verstand überträfen ihn nur wenige, und sein Muth und seine Energie befähigten ihn, alles zu erreichen was sein Wille erfasse.

„Marquis Marignan sprach sich einst vor vier Jahren gegen mehrere an diesem Hofe dahin aus, dass der Herzog Moritz einst noch der gefährlichste Feind des Kaisers werden würde. Dieses Urtheil begründete er, wenn ich recht unterrichtet bin, nicht mit dem unruhigen und unbeständigen Charakter des Fürsten, sondern mit dem schweren Unrecht, das man ihm zugefügt. Er erinnerte an die Art Moritzens, geduldig seine Stunde zu erwarten und muthig und energisch alsdann auf sein Ziel loszugehen.

---

[1] Trotz dieser sehr bestimmten Versicherung Aschams verwirft Ranke den Gedanken, als habe Moritz den Kaiser mit dem Ueberfall in Innsbruck nur vertreiben, nicht fangen wollen. (V. 177) Und in der That, kam es ihm nur auf die wichtigen Alpenpässe an, so konnte er ja an der Clause stehen bleiben. Der Zug gegen Innsbruck findet nur in der Absicht, sich des Kaisers zu bemächtigen, seine Erklärung. Im Kriegsrath, am 20. Mai, war ausdrücklich dieses Ziel ins Auge gefasst worden. (Bucholtz VII. 74). Aschams Angabe bezieht Ranke (V. 178) auf Moritzens Brief, den er dem Könige Ferdinand nach Brunecken nachgesandt hatte. So wird die auffällige Nachricht sich wol am besten erklären lassen.

„Andere hier am Hofe, die weniger sein Lob singen, und die nicht in der Lage waren ihm durch Macht Schaden zuzufügen, suchten ihn wenigstens durch Hohn zu kränken, und haben folgendes Spottlied auf ihn gemacht:

Jugurtham Mauricus prodit, Mauricus ultra
Henricum, Patruum, Socerum cum Caesare, Gallum.[1]

Der Mann, der mir diese Verse mittheilte, fügte auch sein Urtheil hinzu: „Wer es über sich gewinnen konnte seinen Freund, den Herzog Heinrich von Braunschweig,[2] seinen nahen Blutsverwandten, den Herzog Friedrich, seinen Schwiegervater, den Landgrafen, seinen Souverain den Kaiser, seinen Verbündeten, den König von Frankreich, zu betrügen und damit allen Banden der Freundschaft, der Natur, der Pietät, des Gehorsams und der Eidesverpflichtung Hohn zu sprechen, der kann eben so gut die ganze übrige Welt hintergehen, wenn er sie nicht schon hintergangen hat". Das Gedicht ist zum Hohn gemacht, das Wort aus Missgunst gesprochen: je nachdem die Leute ihm geneigt sind, wird beides gelobt oder bestritten.

„Was mich selbst betrifft, so will ich ihn im einzelnen nicht loben, wenn ich im grossen und ganzen ihm auch nicht Unrecht geben kann. Ich würde ihm aber Unrecht thun, wenn ich hier nicht erklärte, dass seit ich an den Hof gekommen, ich gehört habe, wie gerade die besten und klügsten Männer hier, die nach Glauben und Parteistellung seine Gegner sind, von ihm geurtheilt haben: er hätte sich bei allen Streitigkeiten mit dem Kaiser vortrefflich benommen,

---

[1] Der erste Vers ist offenbar corrumpirt. Giles III. 60 macht hier — wenn die Anmerkung von ihm ist — eine wie mir scheint glückliche Conjectur: Jūgūrthām Maūrūs prōdit, Maūrīcĭūs ūltrā.

[2] Contarini in seiner Finalrelation 1548, (derselben, die bei Bucholtz VI. 489 dem Navagero 1547 zugetheilt ist) drückt diesen Tadel in noch schärferer Weise aus, indem er sagt, Moritz müsse der Vorwurf der Gefangenschaft Philipps um so empfindlicher sein, als ihm auch früher die Gefangenschaft Herzog Heinrichs Schuld gegegeben wurde. (Bucholtz VI. 491. — Gachard Rel. d. A. V. XL. ff.).

ehrerbietig in seinen Anliegen, eifrig in Verfolgung derselben, klug in den Anschlägen, verschwiegen in seinen Vorbereitungen, energisch bei offenem Kampfe, stets bereit für das allgemeine Beste einzustehen, gemässigt in seinen Forderungen, treu in den übernommenen Verpflichtungen.

„Ich erwähne nochmals, er beleidigte den Kaiser so tief, dass er auf eine Aussöhnung niemals hoffen durfte. Ich wollte es nun wol noch einmal sehen, wie ich es einst gesehen, dass Seine Majestät in gleicher Weise in eines anderen Feindes Hand fiele. Ohne allen Zweifel, er würde weniger Edelmuth als bei Herzog Moritz finden. Denn dieser hielt seinen Arm zurück, als er im Stande war ihn auszustrecken und einen Feind zu ergreifen, von dem er wusste, dass er ihn nie lieben werde, aber stets mächtig genug bleibe, um an ihm empfindliche Rache zu üben. Hätte Herzog Moritz einen machiavelistischen Kopf oder ein verzagtes Herz gehabt, so würde er sein Schwert kaum so rein von Blut wieder in die Scheide gesteckt haben. Während all dieser Wirren hat er es nur einmal gezogen: das war bei der Clause und in Vertheidigung kaiserlicher Kriegsleute.[1] —

„Im Obigen habe ich die biographische Darstellungsform eingehalten, und das hat es gemacht, dass ich in Bezug auf die Begebenheiten und auf die Zeit, in welche sie fielen, eine weniger strenge Ordnung beobachten konnte. Wo aber mehrere folgenschwere Begebenheiten zusammentreffen, wird der Schriftsteller immer verwirrt und für den Leser ungenissbar sein, wenn er es nicht versteht, in geeigneter und geschickter Weise eine Theilung des Stoffes vorzunehmen. Wer das nicht versteht, sagt Plato, weiss überhaupt nicht, wie man schreiben soll. Hierin verdient Herodot nach

---

[1] Damit will Ascham wol andeuten, dass Moritz bei Eroberung der Clause und bei Erstürmung des Schlosses Ehrenberg weiterem Blutvergiessen gewehrt hat. Von diesem Einschreiten ist sonst nichts bekanut. Es klingt fast, als wolle Ascham zugleich auf die Lebensgefahr hinweisen, in welche Moritz bei der Empörung des Reifenberger Regiments gerieth. Damals handelte es sich aber nur um den verweigerten Sturmsold. (Bucholtz VII. 74. Langenn I. 525—526).

meiner Ansicht bedeutend mehr Lob als Thucydides, obgleich er Orte, Zeit und Personen weit mehr als der andere zusammenwirft. Auch Appianus Alexandrinus ist in diesem Punkte sehr empfehlenswerth. Er beobachtet diese Regel nicht aus Zufall, sondern aus guter Ueberlegung; in seiner Vorrede theilt er alle seine wohlerwogenen Gründe mit, warum er so verfahren. Unsere späteren Historiker, gleichviel ob sie in lateinischer oder in einer anderen Sprache geschrieben, werfen zu viele Dinge zusammen und behandeln auf diese Weise alle ungenügend. —

„Aber sehen Sie nur, Master Ashley! Die Erinnerung täuscht mich so, dass ich mich nach unserer alten Gewohnheit in gemüthlichem Gespräch mit Ihnen wähne, und dass ich dabei mich und meine ursprüngliche Absicht vergesse!

„All das übrige, was noch ungesagt und unbesprochen geblieben ist, werde ich Ihnen einst in einfacherer und gemüthlicherer Weise vorlegen *(I will use a gross and homely kind of talk with you)*. Denn alsdann will ich Sie gewissermassen mit mir aus England führen und will Sie genau denselben Weg, den ich einst im Jahre 1550 gezogen, an den Hof des Kaisers, damals in Augsburg, geleiten. Ich will Ihnen darlegen, in was für Verhältnissen er sich zu jener Zeit befand, und was für Verhandlungen gerade geführt wurden, als ich zuerst dort hinkam. Dann will ich in Kürze auch die Haupt- und Staatsactionen der letzten zwei Jahre berühren, denn in den Hauptsachen sind sie alle bereits in meinem vorliegenden Buche angedeutet worden. Ganz ordnungsmässig wollen wir verfahren, bis wir, wie Ich ihnen versprochen habe, den Herzog Moritz zu seinem Bunde mit Markgraf Albrecht und der Belagerung von Augsburg gebracht. Weil damals die geheimen Verhandlungen in offenen Zwiespalt ausbrachen, werden von diesem Augenblick an meine täglichen Aufzeichnungen ausführlicher sein als vorher. Dann wollen wir mit dem Kaiser von Innsbruck aufbrechen und beobachten wie täglich Furcht und Hoffnung an diesem Hofe wechselten, bis der Kaiser die Belagerung von Metz aufgab und hierher nach Brüssel herabzog, wo alle Fragen sich abermals unter

geheimen Verhandlungen bargen, bis sie zuletzt doch wieder in neuen Zwiespalt ausbrachen zwischen dem Kaiser und Frankreich und in Ober-Deutschland zwischen Herzog Moritz und dem Markgrafen. Diese Begebenheiten aber wird, wie ich nicht zweifle, ein anderer untersuchen und darstellen, weit besser als ich im Stande wäre es zu thun.“

IV.

NACH DER HEIMKEHR.

Schon seit dem Sommer 1552 war Ascham die Frage über seine Zukunft wieder nahe getreten. Je näher der Termin für die Ablösung der Gesandtschaft Morisons heranrückte, ein um so brennenderes Interesse gewann sie für ihn, und wir sehen ihn denn auch, wie das seine Art war, eifrig diese Angelegenheit betreiben. Von Morison wurde er in diesen Bemühungen kräftigst unterstützt, denn der Gesandte erklärte es für seine Pflicht dafür zu sorgen, dass seine treuen Dienste vollgültig belohnt würden. In England suchte Ascham hauptsächlich durch Cecil und Cheke zu wirken und durch seine Freunde in der Umgebung Elisabeths. Die Prinzessin versprach sich persönlich zu seinen Gunsten beim Könige zu verwenden.

Drei Wege waren es, die er für sein künftiges Leben in Aussicht nahm, und die er seinen Gönnern vorlegte, um denjenigen für ihn auszuwählen, auf welchem sie ihm ihre Unterstützung und Hülfe am geeignetsten könnten zu Theil werden lassen: seine Rückkehr nach Cambridge, eine Stellung bei Hofe, und die weitere Beschäftigung auf einem auswärtigen Posten.

Er selbst hätte am liebsten den letzteren gewählt, denn noch war seine Reiselust und sein Wissensdurst bei weitem nicht gestillt, und er fand Gefallen daran, so mitten drin im Leben und Treiben der grossen politischen Welt zu sitzen,

mit der Pflicht überall zu hören, überall Neuigkeiten einzusammeln und diese dann getreu und wohlgeordnet nach Hause mitzutheilen. Er schlug vor, ihn als Agenten bei irgend einem fremden Fürsten oder Gemeinwesen zu beglaubigen, beim Kaiser, in Venedig, bei Maximilian in Ungarn oder sonst wo. Er könnte dort ebenso gute Dienste thun, und vielleicht noch bessere, als irgend einer der fremden Berichterstatter, die in englischen Diensten standen und oft hohen Lohn empfingen. Auch ein Reisestipendium war ihm genehm, welches es ihm ermöglichte, das Anerbieten seines Freundes Damula anzunehmen und für einige Jahre in den Orient zu gehen.

Die Rückkehr nach Cambridge schien ihm nur unter gewissen Bedingungen wünschenswerth. Oft und gern denkt er während seiner Reisetage der Jahre, die er dort verbracht; er spricht den Freunden gegenüber auch manchmal den Wunsch aus, wieder in ihrer Mitte zu sein, wieder zu ihnen zurückkehren zu können. Wer wollte bezweifeln, dass Ascham wirklich so empfunden habe! Aber ein Verlangen, diesen Wunsch auch zur That reifen zu sehen, möchte ich doch nur für die Stunden gelten lassen, in denen die Sehnsucht nach der stillen Gelehrten-Clause in St. Johns ganz besonders lebendig wurde, wenn das Bild der Freunde seiner Jugend ihm vor die Seele trat, oder die Unsicherheit seiner augenblicklichen Lage ihm drückend wurde. Er war solchen Gefühlen sehr zugänglich.[1]

Ueberdies war seine Verbindung mit Cambridge noch nicht abgebrochen. Noch war er Orator der Universität und Lector der griechischen Sprache, er bezog noch den Zuschuss als Fellow und sein Zimmer stand abgeschlossen für ihn reservirt.

Seiner Rückkehr würde demnach von dieser Seite kein Hinderniss im Wege gestanden haben; Ascham fürchtete

---

[1] Das ist wol die einfache Lösung der „schwierigen Streitfrage", die Giles im Gegensatz zu Johnson darüber aufwirft, ob Ascham lieber in Cambridge oder bei Hofe leben wollte. Jeder stützt sich dabei auf Stellen, die sich in den Briefen finden. Ganz natürlich! denn Ascham hat zu verschiedenen Zeiten verschieden empfunden. (Giles I. 1, LXVIII.).

aber das Gerede und den bösen Leumund, wenn, nachdem er Jahre lang fortgewesen und erst der Prinzessin, dann dem Könige selbst gedient hatte, er endlich wiederkam, ohne irgend eine besondere Gratification und Verehrung erhalten zu haben. Man würde ihm nachsagen, er sei lässig im Dienst gewesen und für untauglich befunden worden. Daher wünschte er die Verläumder durch ein Zeichen der Anerkennung, das ihm zu Theil geworden, widerlegen zu können.

Er hatte noch ein zweites Bedenken. Ihm war zu Ohren gekommen, dass die schon 1549 niedergesetzte Visitationscommision für die Universitäten, die philosophische (artistische) Facultät ganz aufzuheben gedenke und das Gesetz aufstellen wolle, „dass jedermann sich zum Studium der Theologie, Jurisprudenz oder Physik [Medicin] zu bekennen habe“ *(that every man schall profess the study either of divinity law or physic)*. Ascham fühlte sehr richtig, dass das der Ruin der Universitäten sein müsse. Die Visitatoren, so meint er, hätten dabei wol an das ganze übrige England gedacht, indem sie für genügend hielten Prediger, Rechtsgelehrte und Aerzte für dieses heranzubilden; aber Cambridge selbst hätten sie ganz gewiss dabei vergessen. Und indem sie das übersahen, was für Cambridge zweckdienlich und erforderlich sei, hätten sie gerade auch dem Lande eine schwere Schädigung zugefügt. Wenn man die vierte Facultät vergesse und das Studium der Sprachen und schönen Wissenschaften zu beschränken versuche, so ziehe man damit auch allen übrigen Zweigen gelehrter Bildung den Boden unter den Füssen weg und verursache ihr Sinken. Theologen, Juristen und Mediciner bedürfen in gleicher Weise der Philologen, denn sie schöpfen ihre Kenntniss zumeist aus den alten Classikern. Wer aber die alten Sprachen lehren wolle, müsse seine ganze Kraft dem Studium derselben zuwenden und könne daneben nicht auch allerlei anderes treiben. Würde ihm daher nicht gestattet frei von diesem Zwange nach Cambridge zurückzukehren, so wolle er lieber gleich von vorn herein darauf verzichten und mit der zu erwartenden Gratification ruhig anderwärts seinen Studien leben.

Ich finde nicht, dass diese Befürchtungen Aschams in den Verordnungen der 1549 eingesetzten Visitationscommission irgend thatsächlichen Grund gehabt haben.[1] In den Edwardinischen Statuten ist eine derartige Verfügung nicht getroffen und, so weit ich sehe, auch nicht in den später hinzugefügten Erläuterungen der Visitatoren in Aussicht genommen worden. Zunächst auf diese Erläuterungen scheint Ascham sich zu beziehen. Dass er aber dergleichen fürchtet, ist ein in der That starkes Zeichen des Misstrauens und Missmuths, mit dem man damals in Gelehrtenkreisen die Umgestaltung der Universitätsverhältnisse verfolgte. Waren es doch alles Parteigenossen, zum Theil Freunde und Bekannte Aschams, denen die Vollmachten zur Execution übertragen waren!

Huber, der die Zustände der Cranmer'schen Reformperiode in so überaus düstern Farben malt, giebt doch selbst zu, dass „die Universitäten keine Ursache hatten, sich über die in den sogenannten Edwardinischen Statuten herrschenden Grundsätze, deren Ausführung die Visitation übernommen hatte, zu beklagen."[2] Speciell den von Ascham berührten Punkt erläutert er mit folgenden Worten (p. 12): „Was die artistische Facultät betrifft, so konnte sie einer tiefergreifenden Reform schon desshalb nicht entgehen, da sie ihrer wenigstens formellen Hauptrichtung, der scholastischen Philosophie, welche schon durch das Schisma und die Humanisten sehr zurückgedrängt war, nun auch formell entsagen sollte, diese Lücke sollte durch Beförderung der Grammatik, Mathemathik, Logik und Rhetorik ausgefüllt werden. Da es aber an fundirten Lehrstühlen in diesen Fächern noch fehlte, und auf die freie Thätigkeit der *magistri regentes* der alten Universitäten nicht mehr zu zählen war, so wurde die Einrichtung getroffen oder vielleicht auch nur bestätigt und weiter ausgeführt, dass aus der Zahl der Magister einige durch jährliche Wahl verpflichtet würden diese Lücken auszufüllen. Zugleich wurde bestimmt, dass künftig an die

---

[1] Diese finden sich bei Cooper, Annals of Cambridge II. p. 27.

[2] Geschichte der englischen Universitäten II. p. 13.

Stelle der scholastischen Uebungen rhetorische Vorträge treten sollten".

Da das Verbot des ersten grammatikalischen Unterrichts in den Colleges Ascham kaum den Grund zu dem Missverständniss gegeben haben wird, so kann ich dasselbe nur durch den allerdings in Vorschlag gebrachten Plan erklären, die juristische, medicinische und theologische Facultät in gesonderten Convicten zu sammeln, und einzelne Colleges ihrem ausschliesslichen Gebrauch vorzubehalten.[1] —

Praktische Bedeutung gewannen diese Fragen für Ascham nicht mehr, da seine Gönner den dritten der von ihm gemachten Vorschläge für den geeignetsten fanden: ein Placement bei Hofe. Ihm wurde die Stelle eines lateinischen Secretärs beim Könige zugesichert, die er nach seiner Rückkehr sofort antreten sollte.

Das wurde nun aber alles durch den Tod König Eduards VI. mit einem Schlage anders. Der tiefgreifenden Reaction, die in alle Lebensverhältnisse mit harter und blutiger Hand eingriff, konnte auch er sich nicht entziehen.

Ascham kannte die Elemente zu gut, die mit der neuen Regierung wieder die Oberhand erhielten, um den Sturm nicht vorauszuahnen, der nun kommen musste. Vorsichtig sucht er alles von seinen Briefen und Schriften einzuziehen, vielleicht gar zu unterdrücken, was ihn compromittiren und der reactionären Partei verdächtig machen konnte. Manches scheint damals von ihm selbst vernichtet worden zu sein, was wir jetzt als unersetzlich beklagen, vor allem sein Tagebuch, das freilich in jeder Zeile seine protestantischen Ueberzeugungen verrathen haben würde. Wir müssen uns freuen, dass ihm bei dieser Sorge um seine Zukunft doch nicht alles mehr zugänglich war, und uns so ein Schatz erhalten wurde, dessen Werth in der That ein sehr hoher ist.

Mit bewundernswerther Gewandtheit vollzog er die Schwenkung, die manchem geschulteren Diplomaten und Höfling damals doch nicht gelang. Seinen ersten Brief an

[1] Huber II. p. 13. — Cooper II. 58.

Gardiner, den er wahrscheinlich noch von Brüssel aus bald nach der Befreiung des Bischofs aus dem Gefängniss an ihn richtete, besitzen wir leider nicht mehr, aber den zweiten (vom 8. October) und noch 5 andere, alle im Verlaufe des ersten Jahres der Reaction geschrieben, wahre Kunstwerke in dem, was sie sagen, wie sie es sagen, und was sie verschweigen.

Ascham kamen dabei zwei Umstände zu Statten: Er war die letzten Jahre über von Hause entfernt, dem religiösen und politischen Parteigetriebe entrückt gewesen. So mögen seine früheren Ketzereien in den Hintergrund getreten sein, und man wird mit seiner zur Schau getragenen Fügsamkeit zufrieden gegeben haben. Und dann war Gardiner eine im Grunde doch nicht unedle Natur. Bei aller Einseitigkeit liegt etwas in seinem Character, was uns Achtung abnöthigt. Er nahm die Versicherungen Aschams gnädig entgegen und wandte ihm wieder seine volle Gunst zu.

Es ist für die Stellung, die dieser sich zu geben wusste, bezeichnend, dass damals die beiden Führer der sich im Staate und in der Regierung feindlich gegenüber stehenden Parteien, Gardiner und Paget, in seinem Interesse thätig waren. Er selbst bekennt, er wisse nicht, welchem von beiden er mehr Dank schulde, dass ihm nach mancherlei Schwierigkeiten dann doch endlich der Platz eines Privat-Secretärs der lateinischen Sprache bei der Königin eingeräumt wurde, der ihm vorher bei Eduard zugesichert worden war. Das Bestallungspatent ist erst vom 7. Mai 1554 datirt,[1] doch

[1] Gedruckt bei Rymer IV. 4, 25. „. . . Concedimus eidem R. A. officium secretarii nostri pro lingua latina . . habendum . . durante vita sua naturali . . Ac insuper . . dedimus et concessimus ac per praesentes pro nobis Haeredibus et successoribus nostris damus et concedimus . . quoddam Vadium et Feodum quadraginta marcarum . . . Jnsuper volumus, . quin semper [R. A. vel Assignati sui] habeant gaudeant et percipiant quandam Annuitatem sive annualem redditum viginti librarum, dicto Rogero per alias literas patentes dudum concessam . . für sich und ihre Nachfolger auf dem englischen Throne. T[este] R[egina] aqud Westm. VII. 7. Mai 1854". Das Datum ist von Giles fehlerhaft „7. Mar. 1554" gegeben [I. 1, LXXX.], während Cooper in Athen. Cant. I. 263 ff. es richtig angiebt.

war er, wie es scheint, schon früher beeidigt worden und in seine Functionen getreten.

Während dieser Monate des Harrens und Wartens hatte Ascham in recht gedrückter Lage bald in Cambridge[1] bald in London gelebt. Morison hatte ihm freilich für die ihm persönlich geleisteten Dienste bei der Trennung eine reiche Belohnung zu Theil werden lassen, aber ihm war mit Eduards Tode auch die Pension wieder gesperrt worden, die er für seinen *Toxophilus* einst von König Heinrich VIII. erhalten hatte, und er sah sich durch den Aufwand und das theure Pflaster in der Hauptstadt mit der Zeit genöthigt Schulden zu machen. Wir finden ihn zuweilen in gar trüber Stimmung. Allerlei Pläne tauchten in ihm auf, von denen er eine Verringerung der augenblicklichen Schwierigkeiten hofft, er will wieder Privatunterricht ertheilen, er möchte gerne mit irgend einem freigebigen Gönner täglich griechische und lateinische Classiker lesen; er erbietet sich der Lady Clarke, einer Grosstochter Thomas Mores bei ihren Studien zu helfen; er bittet Gardiner ihm ein vorläufiges Unterkommen in der Abtei St. Paul oder zu Westminster zu erwirken, wofür er mit seinen Kenntnissen sich dankbar erweisen will.

Auch als ihm die Secretär-Stelle bei Hofe von neuem zugesichert war, gab es noch allerlei Schwierigkeiten zu beseitigen in Betreff der Höhe seines Gehaltes, über seine Amtswohnung, über die Verpflichtung die Königin auf ihren Reisen zu begleiten und dergleichen. Sehr eingehend spricht er sich in einigen Briefen über alle diese Fragen aus. Er verlangte so gestellt zu werden, dass er keine Sporteln zu nehmen und keinerlei unrechtmässigen Erwerb zu suchen brauche, wie manche andere bei Hofe ihrer geringen Gage wegen zu thun gezwungen waren. Er will das nicht und wünscht daher von vorn herein so viel zu haben, dass er anständig

[1] Er war unterdess zum Senior seines College herangereift. Baker I, 137: Thomas Watson was elected and admitted by John Joung, vice-chancellor, at his chamber there, Roger Ascham M. A. being present as president of St. Johns with several other fellows of that society. The instrument of his admission is dated: September 28. 1553. —

leben kann. Als ihm von Petre eine Präbende versprochen wurde, machte er Einwendungen: seine Stellung sei eine civile und keine kirchliche; er wolle sich nicht an der „Spoliation“ der Kirchengüter betheiligen und bitte wenn irgend möglich die Präbende ablehnen zu dürfen.

Wie klug hatte er dies Manöver berechnet! Gardiner, der eben eine theilweise Wiedererstattung des geraubten Gutes an die Kirche betrieb, Gardiner war es, gegen den er sich in dieser Weise äusserte. Zu Elisabeths Zeit waren seine Gewissensbedenken weniger lebhaft. Die Königin verlieh ihm eine Präbende, und er acceptirte sie.

Bis in den Mai 1554 scheint, wenn auch nicht die Unsicherheit, so doch die Unklarheit seiner Stellung gedauert zu haben, wo sie dann mit der Ausfertigung seines Patentes einen endgültigen Abschluss erhielt. Während der übrigen Regierungszeit Marias hat er dauernd in behaglichen Umständen gelebt, besonders seitdem ihm 1555 noch eine Farm Salisbury-Hall bei Walthamstone in Essex verliehen ward, für die er eine im Verhältniss zum Ertrage des Gutes geringe Pachtsumme von 20 £ zu erlegen hatte.

Auch seine Pension für den Toxophilus erhielt er wieder zurück, und durch ein geniales Manöver verstand er sie auf gerade das doppelte zu erhöhen. Er selbst schildert 14 Jahre später in einem Briefe an Elisabeth diesen glücklichen Schachzug in folgender Weise:

„Ich sah damals, dass Bischof Gardiner mir seine ganze Gunst zugewandt hatte, und erkannte auch, dass er der einzige *Dominus regit me* war. Ich klagte ihm daher, wie man mir mein Patent gekündigt und meine Pension gesperrt hätte. „*Well,* sagte er, sorge dafür, dass das Papier umgeschrieben werde, und ich will sehen, was sich weiter thun lässt.“ Ich that wie er geheissen, und bei dieser Gelegenheit will ich Ew. Majestät bekennen, was für eine feine List ich mir damals zu meinen Gunsten erlaubte. Vielleicht wird auch Ew. Majestät darüber lächeln, denn ich kann Sie versichern, ich muss jedesmal lachen, so oft ich an diese Geschichte denke, und das mit gutem Grund, denn ich habe es in Folge dessen seither um ein merkliches besser und

bequemer gehabt. Ich liess das neue Patent genau in derselben Form ausstellen, wie das alte gehalten war, nur mit dem einzigen Unterschiede, dass an Stelle der bewilligten Summe ein leerer Raum belassen wurde. So brachte ich es dem Bischof. Er fragte mich sogleich, warum nicht auch die Summe drin stünde. „Sir, antwortete ich, der Fehler liegt am Schreiber, der den Raum leer gelassen und ihn fataler Weise nun auch so gross gemacht hat, dass das Wort *zehn,* welches früher dort gestanden, ihn jetzt kaum zur Hälfte füllen würde. Ich möchte daher, wenn Ew. Lordschaft nichts dagegen haben, vorschlagen, das Wort *zwanzig* hineinsetzen zu lassen. Auf diese Weise würde zunächst der leere Raum und in Folge dessen auch meine Börse hinlänglich gefüllt werden. Sonst müsste ich mir die Kosten des Umschreibens noch einmal machen.“ Der Bischof lachte; darauf ging er zur Königin, erzählte ihr was ich gesagt, und ohne einen Augenblick zu zögern bewilligte mir Maria, bevor ich noch mein Amt angetreten, aus reiner königlicher Gnade 20 £ Sterling jährlich auf meine ganze Lebenszeit für sich und ihre Nachfolger. Ich habe diese Geschichte oft meinen Freunden erzählt, denn ich halte es für eine Pflicht der Dankbarkeit, von denen Gutes zu reden, die so bereitwillig waren anderen Gutes zu thun.“

Ob Maria, wie Disraeli berichtet, vorher auch ein Gutachten darüber eingefordert hat, dass in dem Buche keine Ketzereien enthalten seien, lasse ich dahingestellt. Unmöglich wäre es nicht, auch wenn Ascham dessen nicht weiter erwähnt.

Ich bemerke, dass auch seine obige Darstellung, die er erst 14 Jahre nach jener Begebenheit gab, durch gleichzeitige Briefe in manchem Punkte ergänzt und modificirt wird. So z. B. wenn er berichtet, der oben geschilderte Auftritt habe erst nach seiner Beeidigung als Secretär stattgefunden, oder wenn er das Gespräch mit Gardiner bei Ueberreichung des Patents sich abspinnen lässt. Wir haben den Brief,[1] in welchem er dieselben Vorschläge und Ent-

[1] I. 2, n. 170 p. 412.

schuldigungen schriftlich macht, die er oben dem Bischof mündlich vorgetragen haben will, mit dem einzigen Unterschiede, dass er hier meint, noch besser als *viginti* oder *triginta* würde sich *quadraginta* für den leergelassenen Raum eignen. —

Ascham hatte bei Uebernahme seines neuen Amtes ausdrücklich das Recht zu heirathen sich ausbedungen, denn er ging wieder auf Freiersfüssen. Ebensowenig wie seines ersten Verlöbnisses gedenken die früheren Biographen und Editoren der mancherlei Schwierigkeiten, die er zu überwinden hatte, bevor er zu einer Erfüllung seiner Wünsche kam und seine Braut heimführen konnte. Dieselben sind so eigenthümlicher Art, dass ich sie nicht unerwähnt lassen darf.

Miss Margareth Howe stammte aus einer wohlangesehenen aber nicht sehr begüterten Familie. Ihr Vater war ein Landedelmann und in einer der entfernteren Provinzen angesessen. Eine Muhme von ihr war die Lady Wallop, deren Gemahl Commandant von Calais war, während Johann Sturm 1545 in diplomatischer Mission dort mit Paget verhandelte. Sturm war damals in ihrem Hause bekannt geworden; er spricht noch nach Jahren entzückt von ihrer Schönheit, und Ascham versichert, dass die Nichte darin durchaus der Muhme gleiche.

Das fanden aber auch andere und brachten unseren Ascham dadurch in erhebliche Ungelegenheiten.

Im Februar 1554, als die Schwiegereltern bereits in London erwartet wurden, wo Miss Margareth die letzten Jahre ihrer Erziehung verlebt hatte, und wo in kurzem die Hochzeit stattfinden sollte, ward die junge Dame plötzlich von einem gewissen J. B. entführt. Ascham behauptet, es sei mit Gewalt geschehen, der Attentäter habe einen ganzen Schwarm Helfershelfer gehabt. Er sagt aber doch: „Ich gebe meine Sache gern verloren, wenn die Hauptbeweisgründe meines Gegners: das Bekenntniss des Mädchens selbst und die Aussagen der zwei Zeugen nicht als erdichtet und falsch erkannt werden“.[1] Da wir allein auf seinen Bericht

[1] I. 2, p. 392.

angewiesen sind, so ist es schwer zu entscheiden, wie weit Miss Howe selbst mit der Entführung einverstanden gewesen ist. Ein einfacher Raub, wie Ascham behauptet, scheint doch nicht vorgelegen zu haben. Es kam zu einem förmlichen Process, in welchem die Nebenbuhler ihre beiderseitigen Rechte darlegen mussten, und da wurde denn allerdings zu Gunsten der beleidigten Eltern und des verlassenen Bräutigams entschieden.[1] Mr. J. B. musste seine Beute wieder herausgeben, und am 1. Juni desselben Jahres wurde Miss Margareth unseren Ascham vermählt.

Fortan hat er glücklich und zufrieden mit ihr bis án seinen Tod gelebt. Nicht allein seine Versicherungen Sturm gegenüber geben davon Zeugniss, sondern auch der Brief voll tiefen warmen Gefühls und inniger Liebe, den er an die Gattin nach dem Tode ihres ersten Söhnchens richtete.[2] —

Wie Grant uns versichert, hat Ascham bei der Königin Maria in hoher Gunst gestanden, und wenn wir die reichliche Dotation in Betracht ziehen, die sie ihm zu Theil werden liess, so müssen wir dem wol Glauben schenken.

In seinem Amte war er eifrig und thätig, und den Rath, welchen er einst seinem jungen Schwager gab, befolgte er selbst genau so, wie er ihn aussprach: „Merke dir das eine: der treue Dienst eines ganzen Jahres nützt dir nicht so viel,

---

[1] I. 2, p. 444.

[2] II, n. 97. Giles hat den Brief nach dem Vorgange der Nugae antiquae (1769) I, 148 datirt: „[about Nov. 1568]“ und ihn auf den Tod des dritten Sohnes Sturm Ascham bezogen, dessen der Vater in seinem letzten Briefe an den Strassburger Freund gedenkt (II. p. 175). Aber schon Ralph Churton, The Life of Alex. Nowell, Oxford 1809. p. 136 bemerkt, dass das ein Irrthum sei, da Ascham hier offenbar von einem ersten und damals einzigen Söhnchen spricht, z. B.: „we desired to be made wessels to increase the world, aber Gott scheint es anders beschlossen zu haben etc.“ — Der Brief ist in derselben Fassung auch gedruckt in Whitackers Richmondshire I, p. 289. — Eine handschriftliche Copie befindet sich in Cambridge Univers. Lib. E. e. 23 p. 455—457. Abgesehen von der Orthographie zeigt dieselbe auch ziemlich bedeutende Abweichungen im Text und endlich ein langes Stück, das in allen drei Drucken ganz fortgelassen ist. Dass die Drucke Fragment seien, hat auch Churton schon erkannt; fast die Hälfte fehlt.

als die Nachlässigkeit einer einzigen Stunde, in der dein Herr dich braucht und dich vermisst, dir schaden wird".

Grant berichtet uns als Beispiel für die ausserordentliche Gewandtheit, die er als Secretär bewies, dass er bei der Verheirathung Marias mit König Philipp im Laufe von 3 Tagen 47 verschiedene Briefe aufgesetzt und ins reine geschrieben habe. Dieselben seien an lauter fürstliche Personen gerichtet gewesen, unter denen Cardinäle noch den niedrigsten Rang einnahmen.[1]

Auch für Fremde schrieb er damals, wol ein Nebenverdienst, zu dem er berechtigt war, und es sind uns eine Reihe solcher Bittschriften an den König und die Königin oder Danksagungen für empfangene Gnaden im Namen anderer erhalten.

Eine grössere schriftstellerische oder gelehrte Arbeit haben wir für diese Periode seines Lebens nicht zu verzeichnen, ausser einer Uebersetzung der Rede Poles, welche dieser als Einleitung zu dem feierlichen Act, der England wieder mit dem Papst versöhnen sollte, im November 1554 vor versammeltem Hof und Parlament hielt. Die Uebersetzung aus dem Englischen ins Lateinische war für den Papst bestimmt, und Grant rühmt es als eine ganz besondere Auszeichnung, die unserem Ascham mit diesem Auftrage zu Theil geworden sei.

Ein Zeichen für die hohe Gunst, die auch der Cardinal ihm zugewendet, ist es jedenfalls. Wie fein und gewandt er zwischen Gardiner und ihm Stellung zu nehmen wusste, zeigt uns der Brief I. 2, 418. Wenige Jahre zurück, da hatte er noch gar heftig gegen Pole geeifert. In seiner Schrift *pro Coena Dominica* findet sich auf Seite 228 eine Stelle, die er jetzt sorgfältig vor den Augen des Cardinals gehütet haben wird: „Und hier muss einiger unserer Landsleute gedacht werden, die einst durch wahre Frömmigkeit und hohen Geist

---

[1] III, 332. Grant beruft sich bei dieser Angabe auf Aschams eigne Worte in einem Briefe an E. Raven, der sich aber in den seitherigen Ausgaben nicht findet.

ausgezeichnet, gegen alles göttliche Gebot vorgezogen haben, lieber dem Papst als dem Könige Gehorsam zu leisten. Wir können nur Gott bitten, dass er ihnen ihre Sünde nicht nach Verdienst anrechnen möge. Vor allen andern meine ich jenen Reginald Pole, denn gewiss hat es von Pol zu Pol niemals einen so verbrecherischen und verabscheuungswürdigen Menschen gegeben als ihn, der mit einer selbst beim Teufel unerhörten Treulosigkeit von seinem Vaterlande, seinem Könige, seinem Gott wie ein feiger Demas zum Papst und Teufel abgefallen ist. *Sed ingentem quandam perditorum hominum faecem et colluviem in easdem sordes involvit.*" Und jetzt fühlt sich Ascham hochgeehrt durch die Gunstbezeugungen eben dieses selben verabscheuungswürdigen Menschen! „Er verkehrt mit mir sehr freundschaftlich" *(me utitur valde familiariter)*, meldet er im September 1555 ganz erfreut an Sturm.

In demselben Briefe schildert er auch ein Frühstück, das er nicht lange vorher bei Pole mitgemacht. Man sprach von den gelehrten Männern unter den Zeitgenossen und der Wirth erwähnte unter diesen auch Sturms in ehrenvoller Weise. Da sagte denn auch Ascham manches zum Lobe der Werke seines Freundes, was die vollste Würdigung des Cardinals fand. „Er fragte mich ferner, ob ich vielleicht je etwas genaueres über Ciceros Schrift *de re publica* gehört hätte. Er selbst hat einst einem Manne 2000 Goldgulden gegeben und ihn nach Polen geschickt, um das Buch zu suchen, da ihm gemeldet war, es würde dort eine Handschrift desselben aufbewahrt; aber alle Nachforschungen sind vergeblich gewesen. Ich erzählte sofort, was du mir vor Jahren über denselben Gegenstand geschrieben hast. Da bat er mich, ich möchte an dich schreiben und nachfragen, ob sich irgend etwas sicheres über die Existenz dieses Werkes feststellen lasse".

Ascham bezieht sich damit auf einen Brief Sturms aus dem Jahre 1552, den er einst in Augsburg erhalten hatte: „Nun schau mal mein Ascham! Neulich hat mir jemand hier aus der Nachbarschaft des Cicero Schrift *de re publica* versprochen. Sechsmal habe ich bereits zu ihm geschickt. Was könnte

mir erwünschter sein, als dass dies Werk wirklich in meine Hände komme! Aber wie die Menschen heute schon sind, fürchte ich sehr, dass die ganze Sache Schwindel sei. Wenn sie aber doch auf Wahrheit beruht, so sende ich auch dir davon, dass du dich mit mir erlabest an der Würde der römischen Curie, an dem Treiben auf dem Forum und der Rednerbühne, hauptsächlich auch um — wenn ich dich schon an Gelehrsamkeit nicht übertreffe — diesmal doch einen zeitlichen Vorrang vor dir zu haben. Wie fürchte ich, dass es nichts sei! In seinem Briefe hat mein Gewährsmann jedoch einige Stellen und deren Erläuterungen citirt, die mir wirklich einige Hoffnung geben".[1]

Es ist interessant zu sehen, mit welchem Eifer man damals nach dieser verlorengegangenen Schrift suchte. Wie Pole war aber auch Sturm von seinem Gewährsmann mystificirt worden. Die fieberhafte Aufregung des Gelehrten, von der seine Worte Zeugniss geben, erwies sich als ebenso vergeblich wie die 2000 Goldgulden des Cardinals, und man blieb noch lange blos auf die wenigen Fragmente bei Augustin, Macrobius u. a. angewiesen. Bekanntlich ist erst in neuerer Zeit durch die Forschungen und Entdeckungen A. Mai's so viel hinzugekommen, dass die früheren Bruchstücke sich zu wenigstens annähernder Vollständigkeit zusammenschieben konnten.[2] —

Es würde aber doch zu verwundern sein, wenn Ascham trotz all seiner Vorsicht und Behutsamkeit in jener gefährlichen Zeit ohne alle Anfeindungen geblieben wäre. Seine Stellung war eine zu öffentliche, die Gunst die ihm zu Theil wurde zu offenbar, als dass sie ihm nicht Neider und Feinde hätte erwecken müssen. In seinen Briefen finden sich dafür mehrfach Spuren, die auch schon von den Editoren bemerkt wurden.

Einige dieser Gegner kennen wir mit Namen. So den Master Bourne, der auch Secretär bei Maria war, also sein nächster College. Dann vor allem Sir Francis Englefield,

---

[1] I. 2, p. 324.

[2] A. Majus. De republica. Rom und Stuttgart. 1822 4°.

einen in die Intriguengeschichte jener Zeit vielfach verflochtenen Mann. In den Tagen Marias sass er im Geheimen Rath und spielte eine nicht unbedeutende Rolle bei Hofe; nach ihrem Tode flüchtete er und irrte lange Jahre auf dem Continent umher. Die Aufforderung Elisabeths zur Rückkehr wies er damit zurück, dass er sich den von ihr verordneten kirchlichen Gesetzen nicht fügen könne, weil er sich in seinem Gewissen gebunden fühle, dem alten Glauben treu zu bleiben. In Folge dessen wurden alle seine reichen Besitzungen von der Krone eingezogen.

Von diesem Manne nun wurde Ascham damals als Protestant angeklagt und wegen der ihm zur Last gelegten Ketzereien vor Gericht geladen. „Gardiner aber wollte das nicht leiden, und gab auch nicht zu, dass man mich in anderer Weise belästigte".

Hier müssen wir aber doch die Frage aufwerfen, in wie weit Ascham damals seiner protestantischen Gesinnung treu blieb und sich auf dem gefährlichen Boden die Ueberzeugungs- und Bekenntnisstreue bewahrte. War es genug, dass er gewisse Ansichten eben nicht mehr aussprach, Lob und Tadel nur in etwas geänderter Mischung vertheilte, wie der Schatten sich wandelt, wenn die Sonne sinkt? War es genug, dass er stillschwieg, wo antiprotestantische Urtheile laut wurden? Forderte man von ihm nicht auch, dass er eine Ansicht bekenne?

Die Frage liegt nahe. Seither ist sie fast einstimmig dahin beantwortet worden, dass Ascham dem Katholicismus keine weiteren Concessionen gemacht habe, als in jener Zeit sich nur nicht gegen ihn auszusprechen; für sich persönlich sei er immer Protestant geblieben. Grant verliert sich in die gewagtesten Sophistereien, um die Unmöglichkeit auch nur des leisesten Verdachtes und Vorwurfs zu erweisen, der seinem Helden aus dessen damaligem Verhalten erwachsen könnte. Giles erklärt, er könne den Grund nicht entdecken, aus welchem man Ascham verschonte, verwirft aber jede Art von Widerruf. Einige suchen ihn in Aschams Harmlosigkeit, andere in seiner Nützlichkeit und Unentbehrlichkeit, und noch andere machen den blossen Zufall dafür verantwortlich. Wohl

sind auch schon früher Zweifel an dieser Auffassung wach geworden, doch ist niemand über Vermuthungen und Hypothesen hinausgegangen, und Grants lobrednerischer Schwulst vermochte sich bis auf den heutigen Tag in Geltung zu erhalten.

Dieselben Ausführungen, mit denen Tytler[1] nachgewiesen hat, dass Cecil für jene Jahre der Reaction sich wieder zum Katholicismus bekannte, behalten wie mir scheint auch für unseren Fall volle Gültigkeit.

Er theilt die Männer von einiger Bedeutung, so weit sie sich vorher als Anhänger reformatorischer Grundsätze gezeigt hatten, in drei Classen: solche, die um den Glauben zu retten auswanderten; solche, denen ihr Gewissen die Flucht verwehrte, die sich auch in der Heimath offen als Protestanten bekannten und Verfolgung und Tod auf sich nahmen; — und solche, die wol zurückblieben, aber für die Zeit der Gefahr mehr oder weniger öffentlich zur alten Kirche zurücktraten. Für Cecil weist er in entscheidender Weise nach, dass er dieser dritten Classe angehörte, und behauptet auch von den übrigen protestantisch gesinnten Würdenträgern, dass sie in irgend einer Weise denselben Schritt gethan hätten.

Unzweifelhaft hat er Recht. Ein Cecil, Paget, Arundel, Masone fassten die Bekenntnissfrage doch mehr nach ihrer politischen Bedeutung, und Karl V. war klug genug seiner Schwiegertochter diesen Männern gegenüber Nachsicht anzuempfehlen, sobald sie sich nur in das herrschende System zu fügen bereit waren. Die volle Wucht der Rache traf vorwiegend die kirchlichen Häupter der Partei. Da half auch kein Widerruf mehr, der die übrigen rettete. Cranmer ward gerichtet und Cheke begnadigt.

Wird Ascham dieser Widerruf erspart geblieben sein? Er selbst scheint es zu behaupten: *for such estimation in those (even the learnedest and wisest men, as Gardiner, Heath and Cardinal Pole) made of my poor service, that*

---

[1] II. 434 ff.

although they knew perfectly, that in religion by open writing and privy talk, I was contrary unto them . ., they would not suffer me to be called at the council board.[1] In seinem *Schoolmaster* spricht er sich an verschiedenen Stellen sehr würdevoll über das Verharren in der Gesinnung und über Bekenntnisstreue aus[2] und giebt uns sogar ein Epigramm, „das ich selbst einst in holprigen Versen schrieb" und welches gegen die Schwankenden und Unbeständigen gerichtet ist:

Now new, now old, now both, now neither,
To serve the worlds course, they care not with whether.[3]

Einen so unwiderleglichen Beweis wie Tytler für seine Behauptung kann ich allerdings nicht antreten; stellen wir aber aus den Briefen einzelne Aussprüche zusammen, in denen sich Ascham damals über diese Fragen ausliess, so scheint mir aus ihnen doch hervorzugehen, dass er seiner Ueberzeugung nicht nur Zwang auferlegte, sondern auch eine entgegengesetzte Ansicht kund gab. Erinnern wir uns zugleich, wie er einst um geringerer Ursache willen, keinen Anstand nahm, Lee gegenüber sich als glaubensfesten und unwandelbaren Katholiken zu bekennen, wo er doch schon seit lange durchaus protestantische Gesinnung hegte, so wird es schwer seinem eigenen Zeugniss in dieser Sache volle Gültigkeit beizumessen.

I. 2, p. 432 ff. beruft er sich bei dem französischen Rechtsgelehrten Franciscus Duarenus auf die Freundschaft und den intimen Umgang mit Dr. Thomas Martin, als auf einen Mann, der wegen seiner grossen Rechtskenntnisse und Klugheit *cooptatus est in numerum τῶν προέδρων, qui una cum summo Angliae Cancellario maximas hominum controversias cognoscunt et dicidunt.*[4] Dr. Thomas Martin spielte

---

[1] II. 129ᵃ.

[2] z. B. III 128—129.

[3] III. 161.

[4] Da es hier wesentlich auf den Wortlaut ankommt, auf die von Ascham selbst gewählte Form seiner Gedanken, so schien es nöthig die betreffenden Stellen im Originaltext zu bringen.

bei der Verurtheilung und Verbrennung der protestantischen Bischöfe als königlicher Bevollmächtigter gerade damals eine hervorragende Rolle.

I. 2, p. 441 schreibt er an Pole über Osorius, den er und seine früheren Gesinnungsgenossen für einen der fanatischsten Katholiken jener Zeit hielten, und dessen Werk *De nobilitate et civili christiana* er dem Cardinal verehrte: *Quod eloquentiae flumen eo salubrius existit, quia illud totum, non ad inanes rerum levitates et vagantes hominum opiniones redundat et excurrit, sed universum ad veram Christi gloriam et praedicandam et propugnandam emanat ac placide fluit.* Verkündete Osorius *veram Christi gloriam,* so bekannte Ascham damit geirrt zu haben, wo er früher eine durchaus abweichende Ansicht vertrat. Bei der Einseitigkeit jener Zeit gab es keinen dritten Weg.

I. 2, p. 402 vergleicht er Maria mit der Kaiserin Helena, der Mutter Constantins des Grossen, *quae non solum crucem Christianis in lucem revexit, sed securitatem etiam reipublicae restituit. Haec est illa Helena, quae maximam gloriam ex investigatione crucis, majorem ex sedatione calamitatum crucis, quibus Christianum nomen, nimis tam saeve et crudeliter exercebatur, reportavit.* Der Vergleich zeigt, dass er dieses auch auf Königin Maria bezogen wissen will. Ist es aber nicht Widerruf, wenn er gegenüber der früheren Edwardinischen Epoche, Maria als die Wiederbringerin des Christenthums, die Wiederauffinderin des verlorenen Kreuzes preist?

Für die letzten bedeutsamsten Jahre der Regierung Marias besitzen wir so gut wie gar keine Briefe mehr. Alle Aeusserungen aus späterer Zeit tragen wieder ganz protestantische Gesinnung zur Schau und lauten daher durchweg ungünstig für diese Periode, so weit sie sich nicht auf ihm persönlich gewordene Wohlthaten beziehen.

II. p. 62. *to Sturm.* 1562. April 11: . . . *Nam religionem, quam [Elisabetha] misere foedatam invenit, praeclare perpurgavit.*

II. p. 26. *to a friend.* 1559. Dec. 28: . . . *De statu religionis apud nos . . . . in nulla certe re curae omnes serenissimae nostrae principis magis excubant, quam ut per hoc*

Angliae regnum, repurgatis primum in cultu religionis omnibus foedis erroribus, emendatis deinde in usu vitae temporum et morum vitiis, purum illud unicum Evangelii tandem semen in animos nostrorum hominum perspergatur, unde salutares Christianae vitae fructus certe et solide efflorescant.

III. 235 ff. „[St. Johns College blühte], bis jene schweren Zeiten hereinbrachen und jener verhängnissvolle Wechsel eintrat, den das Jahr 1553 mit sich brachte. In einem Monate wurden damals eine grössere Zahl tüchtiger Schüler und kenntnissreicher Gelehrten vertrieben, als sie jetzt in vielen Jahren herangebildet werden könnten. Denn als *Aper de Silva* erst das Meer überschritten und in England wieder festen Fuss gefasst hatte, da wurden nicht nur jene beiden stattlichen Haine der Wissenschaft *(the two fare groves of learning)* in ihren Wurzeln geknickt oder umgehauen und gänzlich vernichtet, sondern auch der junge Nachwuchs hier wie überall elendlich zerstört und von wüthenden Bestien in den Boden gestampft. Auch die stattlichsten Stämme wurden entwurzelt, zerschlagen und ins Feuer geworfen zum ewigen Schaden der Kirche Christi, der Religion und der Wissenschaft. Und was für ein Nutzen konnte den Universitäten auch aus jenem Wechsel erwachsen, wo gerade die Einflussreichsten, wenn auch nicht die Weisesten, Gelehrtesten und Besten der ans Ruder gekommenen Partei, die Ansicht vertraten, Unwissenheit sei besser als Wissen! Das wollten sie nicht blos in Bezug auf die Laien gesagt haben. Sie stellten denselben Grundsatz auch für den grossen Haufen ihrer Cleriker auf, wenn ihre Worte auch anders klangen. Darum bemühten sich viele von ihnen (ich will ihre Namen nur nicht nennen), dass vornehmlich Bettelpfaffen, die sie aus dem Lande zusammensuchten, in den Universitäten zu Fellows gemacht wurden. Unter sich sprachen sie es aus, und bewiesen solche Ansichten auch durch die That, dass sie denjenigen zum Fellow gut genug hielten, der seinen langen Rock und Kragen mit leidliche Anstand trug und seine Glatze hübsch rund geschoren hatte; konnte er gar sein Brevier und Messbuch fliessend übersetzen, so war er unübertrefflich! Ich sage das nicht um irgend Regeln für Kleidung und Aus-

übung sonstiger Pflichten zu tadeln, sondern um das Elend jener Zeit zu charakterisiren, in welcher die Mittel, die für die Wissenschaft bestimmt waren, so schmählich missbraucht wurden". All dieses Elend hatte durch Gottes Gnade ein Ende als Elisabeth [1558] den Thron bestieg.

Noch deutlicher als dieser Ausbruch lang verhaltenen Grolles zeigt uns eine andere Stelle im *Schoolmaster,* mit welchen Gefühlen Ascham die Blutarbeit des kirchlichen Inquisitionsgerichtshofes, in dem seine Freunde Gardiner und Martin eine sehr hervorragende Rolle spielten, mit ansah:

III. p. 205. „Was aber alle die blutdürstigen Bestien betrifft, die wie der wilde Eber oder der brüllende Stier *or any lurking dormouse* blind und toll sind nicht von Natur, sondern aus eigner Herzens-Bosheit, und — wie durch ihr eignes Zeugniss erhärtet werden kann — ganz in Blindheit versunken, weil sie von Gott und seinem Wort völlig abgefallen sind; oder solche, die als stets bereite Renegaten zuerst Gott und seine wahre Religion, dann ihren Herren und Meister und ihre Pflicht verriethen, die dann sich selbst und ihrer Ueberzeugung untreu wurden und zuletzt von ihrem Könige und ihrem Vaterlande abfielen und jede gesellschaftliche und staatliche Verpflichtung ableugneten: — ob man diese mehr ihres Elends wegen bemitleiden oder ihrer böswilligen Thorheit wegen verachten soll, das überlasse ich dem Urtheil aller Guten und Einsichtigen".

Diese letzten Worte dürften vielleicht als ein Schlüssel gelten für Aschams Auffassung der kirchlichen Institutionen. Er war im höchsten Grade tolerant gegen jede abweichende Ansicht, sofern sie nur auf wahrer Ueberzeugung beruhte und selbst mit Duldsamkeit gegen Andersdenkende auftrat. Dem Staate d. h. der Regierung erkannte er dabei unbedingt das Recht zu, nicht allein die weltlichen sondern auch die geistlichen Angelegenheiten der Unterthanen zu ordnen. Als die Magdeburger bei ihrem Kampfe gegen Karl V. und sein Interim den Satz aufstellten: Wenn die obere Behörde gegen die Unterthanen wider göttliches und menschliches Recht Gewalt übt, so ist der niederen Behörde gestattet, dem Widerstand zu leisten, da urtheilt er: „die Stadt Magdeburg und

den Geist, der sie beseelt, lobe ich auf's höchste, diese These kann ich dagegen nicht billigen; denn hieraus mögen leicht schwere Stürme erwachsen.“ [1]

Bestritt er aber einer Behörde dies Recht, wie hätte er, der Privatmann, es für sich in Anspruch nehmen dürfen? Ihm galt es als Pflicht des Patrioten und Staatsbürgers, auch der Obrigkeit unterthan zu bleiben, die nicht nach den Wünschen des einzelnen handelt, und wenigstens äusserlich sich ihr zu fügen. Er tadelt diejenigen, die um der Ueberzeugung willen die Auswanderung der Unterwerfung vorziehen. Ihm erscheinen die Menschen verächtlich, „die um eine Messe in Flandern nach Belieben anzuhören, es über sich gewinnen, gleich Sclaven ihr Vaterland aufzugeben“.[2] Die Parteilichkeit des Protestanten zugegeben, so ergiebt sich hieraus doch eine auffallende Analogie mit denen, die um der Predigt willen England verliessen.

Der Beweisstellen sind wenig, und bei Aschams Vorsicht und Gewandtheit werden auch sie manchem vielleicht als ungenügend erscheinen. Ich will aus ihnen auch nicht mehr beweisen, als sich mit Fug und Recht thun lässt. Ich behaupte nicht, dass er einen förmlichen Widerruf geleistet, da ich nicht weiss, ob man einen solchen von ihm wie von Cheke und anderen gefordert hat. Hat man ihn aber gefordert, so finde ich in Aschams Charakter keine Gewähr, dass er denselben geweigert hätte. Die oben angeführten Stellen aus der Zeit der Reaction legen die Vermuthung sehr nahe, dass ein Mann, der so schreiben konnte, auch die katholischen Riten und Ceremonien wieder mitmachen konnte.

Und wie wäre es ihm möglich gewesen bei seinem engen Verkehr mit Gardiner, Petre, Pole, Martin, bei seiner Stellung in nächster Nähe der Königin, jenen Ceremonien auf die Dauer aus dem Wege zu gehen?

Das war ja aber genug, um vor der Welt wieder als gläubiger Katholik zu gelten. Mehr mag man auch von ihm nicht verlangt haben.

---

[1] I. 2, 219.
[2] I. 2, 248.

Aschams Werth und seine Bedeutung haben wir nicht in seiner Charakterstärke zu suchen.

Er wird doch wie von einem schweren Drucke befreit aufgeathmet haben, als dann endlich am 17. November 1558 Maria starb und Elisabeth auf den Thron kam. Wir erinnern uns der engen Beziehungen, in denen er früher zu der Prinzessin gestanden hatte. Ob er dieselben auch in der Zeit der Gefahr lebendig zu erhalten suchte, ist schwer zu sagen. Als Elisabeth jedoch aus dem Tower entlassen und wieder an den Hof gezogen ward, im Sommer 1855, finden wir ihn wieder in regem Verkehr mit ihr. In jenem schon mehrfach erwähnten Brief an Sturm, 1555 Sept. 14, berichtet er, dass er die so lange unterbrochenen Studien mit seiner eifrigen Schülerin wieder aufgenommen habe. Sie treiben zusammen Griechisch und sind gerade mit den Reden des Aeschines und Demosthenes beschäftigt. Elisabeth macht die Vorleserin, und er lobt das tiefe Verständniss, welches sie dabei für den Geist der Sprache und die Eigenart des Volkes beweise. Er führt gelehrte Freunde bei ihr ein, nennt sie wieder *nobilissima domina mea.*

Wir dürfen nicht unerwähnt lassen, dass, als Ascham so schrieb, die Hoffnungen Marias einem Thronerben das Leben zu schenken sich bereits als unbegründet erwiesen hatten. Man musste im Gegentheil die beobachteten Erscheinungen als Vorboten eines baldigen Hinganges der Königin ansehen.

Damit sanken zugleich die Hoffnungen der reactionären Partei auf eine Fortdauer des von ihr begründeten Regiments in sich zusammen, und aller Augen waren dem neuaufgehenden Tagesgestirn, der jugendlichen Elisabeth zugewandt. Selbst König Philipp scheint damals schon Anknüpfungspunkte mit ihr gesucht zu haben.

Als sie dann endlich zur Regierung gelangte, beliess Elisabeth — wie es der Wortlaut der Anstellungsurkunde ohnehin heischte — Ascham in seiner früheren Stellung als königlichen Privatsecretär. Wie früher bei der bigotten Schwester, versah er jetzt das Amt bei ihr.

Wie hätte sie ihm auch zürnen können um der vergangenen Tage willen! Hatte sie selbst sich doch bisher dem wiederhergestellten katholischen Ritus conformirt![1] Hatte sie sich doch selbst nur mit dem Aufwand aller ihr zu Gebote stehenden Klugheit, Vorsicht und Gewandtheit unter den sie bedrohenden und umgebenden Gefahren behauptet!

Es ist kein Zweifel, Ascham erfreute sich ihrer Gunst in hohem Grade und wusste sie sich bis zu seinem Tode zu bewahren.

Der Ton, in welchem er zu ihr redete, zeugt von einem sehr innigen, ich möchte fast sagen vertraulichen Verhältniss, in welchem Lehrer und Schülerin zu einander standen. Er darf der Königin die Versicherung geben, sie sei nicht allein seine höchste Herrin, sondern auch seine theuerste Freundin. *(I pray you may remain both highest sovereign and greatest friend unto me)*; er darf sie bitten beim Lesen seines Briefes die Königin ganz bei Seite zu legen und nur die gütige Freundin für ihn sprechen zu lassen.

Auch die delicatesten Themata wagt er in vertraulicher Weise zu berühren. Dass Elisabeth beharrlich alle Bewerber um ihre Hand zurückwies, machte ihm schwere Sorge. Er bittet Johann Sturm einmal, seine ganze eindringliche Beredsamkeit bei der Königin aufzubieten, ob es ihm vielleicht gelingen würde sie umzustimmen. Und als Sturm einst in diesem Sinne an ihn geschrieben hatte, legt er Elisabeth den Brief vor. „Die Stelle in welcher du über die Vermählung schreibst, hat sie — ich beobachtete es genau — dreimal durchgelesen, und sie lächelte dabei, schwieg aber sittsam und verschämt".

Mit den verschiedenen ausländischen Heirathsprojecten ist Ascham nicht zufrieden. Er theilt die Wünsche des Volkes, ihre Wahl möchte auf einen Engländer fallen. Aber er bekennt offen, weder er noch sonst irgend ein anderer wisse auch nur halbwegs bestimmt, wie es mit ihrem Herzen beschaffen sei und wohin ihre Gedanken gingen.

Ausser seiner amtlichen Stellung brachten ihn auch die

---

[1] Ranke. Englische Gesch. I. 222.

gemeinsamen gelehrten und literarischen Studien in tägliche Berührung mit Elisabeth. Wenn sein Gesundheitszustand es nur irgend erlaubte, musste er mehrere Stunden des Tages in ihrem Cabinet zubringen und mit ihr griechische und lateinische Classiker lesen. Meist wurden dazu die ersten Nachmittagstunden gewählt. Er war der Partner der Königin am Schachbrett und im Damenspiel, doch hatte er auch jetzt nicht, wie bereits unter Maria, die Verpflichtung sie auf ihren weiteren Reisen zu begleiten.

Ich glaubte in dem gänzlichen Mangel jeder schriftstellerischen Thätigkeit während der Regierung Marias einen Beleg dafür sehen zu dürfen, wie schwer Ascham damals an den immer düsterer sich gestaltenden Verhältnissen, an der Unwahrheit seiner eigenen Stellung trug. Betrachten wir diese Seite seines Wirkens in den letzten zehn Jahren seines Lebens, so scheint sich mir die obige Annahme zu bestätigen.

Die eignen Studien wird er wol kaum je unterbrochen, er wird sich stets in engem Connex mit dem Fortschritt der Wissenschaft gehalten haben; — aber das Bedürfniss der Darstellung des Erarbeiteten und Beobachteten ausser sich, hat er weniger lebhaft empfunden oder die möglicher Weise damit verknüpfte Gefahr gescheut.

Jedes Buch trägt die Signatur der Epoche, in welcher es entstanden ist, an sich und bietet Merkzeichen für die Parteistellung, die der Verfasser sich gegeben. Ascham mochte nun doch nicht vor die wissenschaftliche Welt oder das grössere Publikum seines Vaterlandes treten mit dem offenen Bekenntniss des zeitweiligen Abfalls von den Idealen seiner Jugend. Die Briefe, in denen ich Merkmale dieses Abfalls finden zu müssen glaubte, waren ja nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt und werden bei seinen Lebzeiten schwerlich jemandem anders als den jedesmaligen Adressaten zu Gesicht gekommen sein.

Kaum jedoch war der Druck der officiellen Lüge von ihm genommen, so finden wir ihn wieder mit grossen Entwürfen beschäftigt.

Im October 1562 trägt er sich mit dem Gedanken an

eine *historia conjurationis Guisianae,* in welcher er die Geschichte des ersten Huguenotten-Krieges, die Betheiligung Englands an demselben und die Intriguen und Umtriebe der Katholiken auf der Insel darzustellen beabsichtigte. Zunächst fordert er Sturm zu der Arbeit auf, aber in einer Weise, die uns zeigt, wie sehr ihn selbst die Bearbeitung dieses Themas in jenen Tagen beschäftigte.[1] Es ist dies wol dasselbe, was Cooper *Athen. Cantab. (opera Aschami n. 11)* unter der *Historia sui temporis* meint. Ob er aber überhaupt mit dem Werk begonnen, bleibt dahingestellt.

In ganz England gab es damals keinen, der zur Ausführung desselben geeigneter gewesen wäre, als gerade Ascham. Da trifft ihn nicht mit Unrecht der Vorwurf, den Disraeli in folgende Worte fasst: „Wenn wir bedenken, dass Ascham bei drei aufeinanderfolgenden Regenten Privat-Secretär war, dass er mit allen Verhandlungen und Geschäften ihrer Cabinette eingehend vertraut gewesen sein muss, dass er mit den Souveränen und ihren Ministern dauernd verkehrte und drei Jahre lang als Diplomat an dem ersten auswärtigen Hofe lebte, so müssen wir es bedauern, wenn nicht tadeln, dass ein Mann, begünstigt von all diesen Vorzügen, ausgestattet mit einem lebendigen Geiste und grossem schriftstellerischem Talent, sich der Welt gegenüber so schwiegsam verhalten hat. Es ist kein Zweifel, wir haben an Ascham einen englischen Comines verloren, der mit Leichtigkeit unsere wenigen Memoiren-Schreiber übertroffen hätte, die bei fleissigeren Federn doch lange nicht den scharfen Blick und feinen Geist besassen, den wir an diesem Secretär dreier Herrscher bewundern". Nur Nicolson[2] weiss auch hier eine Entschuldigung: „Könnte nur der Rest seiner Papiere aufgefunden werden, so würden wir wahrscheinlich nirgendwo einen anziehenderen Einblick in das Wesen und Treiben *(the main Arcana)* jener Regierungen finden, als in seinen Schriften".

Genaueres als über die Geschichte und die Geschicke seiner *Historia* vermögen wir über eine zweite Schrift *De*

---

[1] II. p. 72[a].

[2] The english scotch und irish historical Libraries I. 203.

imitatione mitzutheilen, von der jedoch auch nur er selbst im *Schoolmaster*[1] und in dem letzten Briefe an Sturm, den er nur wenige Monate vor seinem Tode geschrieben hat,[2] spricht.

Dieser Brief und die eingehende Abhandlung über dasselbe Thema im *Schoolmaster*[3] lassen uns den Gedankengang der Arbeit deutlich erkennen. Es sollte ein umfassendes Werk werden, in welchem der Verfasser die gegenseitige Benutzung und Gedankenentlehnung der hervorragendsten Schriftsteller alter und neuer Zeit nachzuweisen gedachte. Das Thema war schon vielfach bearbeitet worden. Ascham weist auf die Untersuchungen des Macrobius über Homer und Virgils Aeneis, des Eobanus Hessus über das Bucolicon und den Theocrit hin; er erwähnt der Arbeiten des Perionius, Stephanus, Victorius und anderer. Aber die Forschung, die seither nur Einzelnes aus dem weitläufigen Stoffe herausgegriffen hatte, sollte bei ihm sich auf das ganze Gebiet der bekannten Literatur erstrecken. Zudem erschienen ihm die bezeichneten Vorarbeiten als durchaus ungenügend. „Alle die Genannten und andere mehr sind nichts weiter als Handlanger, die lediglich Material zusammengetragen und Vorarbeiten geliefert haben. Sie ordnen nichts. Sie zeigen wol, was gemacht ist, aber sie lehren nicht, wie es gemacht ist. Sie sorgen nicht viel um den wirklichen Aufbau des Gebäudes. Sie erklären nicht, dieser Stoff ist bei Demosthenes in dieser Weise behandelt und so bei Tullius und so und so bei Xenophon, bei Plato, Isocrates und Aristoteles".

Ascham ging von höheren Gesichtspunkten aus und steckte sich weitere Ziele. Den Hauptwerth seiner Arbeit sah er in der Nutzanwendung und praktischen Verwendbarkeit für das tiefere Eindringen in den Geist und das Verständniss der alten Sprachen. Ihm ergab sich daraus auch ein segensvoller Rückschlag auf die Veredlung der lebenden „barbarischen" Sprachen, auf welche hinzustreben

---

[1] III. 226; 230; 244.
[2] II. p. 174—191 a.
[3] III. 210 ff.

die Pflicht eines jeden sei, welches Ideom auch immer er seine Muttersprache nenne. Seine Untersuchungen über die alten Classiker sollten ihm nur eine möglichst vollständige Beweisreihe für die möglichst kurz und klar gefassten Vorschriften bieten, welche er in seinem Buche über die Imitation aufzustellen gedachte. p. 219 ff. giebt er eine treffliche Uebersicht der seitherigen Literatur über dieses Thema, von Dionysius von Halikarnass und Cicero bis auf Sturm und Bartholomäus Riccius Ferrariensis, mit zutreffenden scharf und kurz gefassten Urtheilen. Von allen diesen Werken lässt er aber nur die Abhandlungen Sturms als dem derzeitigen Stande der Wissenschaft entsprechend gelten. Seinen Ansichten gedenkt er sich im grossen und ganzen anzuschliessen, aber auch Sturm erscheint ihm als unvollständig, da er Lehrsätze aufstellt ohne sie an einer genügenden Zahl von Beispielen zu erweisen und zu erläutern.

Ascham hat, wie wir annehmen dürfen, bedeutende Vorarbeiten zu diesem Werke hinterlassen. Die Beendigung, vielleicht gar die Ausführung, nahm er jedoch erst für eine fernere Zeit in Aussicht.[1] So mag es gekommen sein, dass die gesammelten Materialien nach seinem Tode verloren gingen. Niemand thut der Arbeit weiter Erwähnung. Man begnügte sich mit der Abhandlung im *Schoolmaster* oder verwechselte sie mit der *littera imitatoria*,[2] die erst später (d. h. nach dem Abschnitt im *Schoolmaster*) geschrieben wurde, und die Sturm von der Bearbeitung dieses Themas Kunde gab.

Ebenfalls nicht zum Abschluss, aber wahrscheinlich zu einer viel weiteren Stufe der Entwickelung brachte er sein *book of the Cock-pit*. Auch was wir über dieses Werk wissen, erfahren wir lediglich aus den im *Schoolmaster* zerstreuten Notizen. Ascham erklärt dort, er sei weit davon entfernt,

---

[1] III. 230.

[2] I. 2, 174—191. Die Verwechselung begeht z. B. der Verfasser der Abhandlung in Biographia Britannica (ed. 1778. I. 281- 289). „Some other writers mention a treatise de Imitatione, but that is includet in the last edition of his letters".

durch seine Vorschriften für die gelehrte und sittlich strenge Erziehung der Jugend diese zu Stubenhockern oder Duckmäusern verbilden zu wollen. „Ich meine nichts weniger als dieses. Es ist wohlbekannt, dass ich selbst alle Uebungen und Vergnügungen, die meinem Körper zuträglich sind, seit je geliebt habe und auch jetzt noch gerne ausübe. Abgesehen von meinem Charakter und meinen natürlichen Anlagen bin ich auch durch mein Urtheil nie zu stoischen Grundsätzen oder dogmatischer Wortklauberei geführt worden. Fröhliche, harmlose und heitere Naturen mag ich sehr wol leiden, sofern sie sich nur nicht zu Ueberschreitung alles Maasses, des Gesetzes und der guten Sitte hinreissen lassen. Desswegen wünsche ich auch, dass ausser jener Zeit, die nothwendiger Weise dem Studium und der Vermehrung des Wissens gewidmet sein muss, unsere jungen Gentlemen rüstig und eifrig, mit Lust und Freudigkeit alle ritterlichen Uebungen, jeden cavaliermässigen Zeitvertreib pflegen und betreiben möchten". Dazu rechnet er: „schön reiten, gewandt turniren und nach dem Ringe stechen, in allen Waffen geschickt sein, mit Sicherheit den Bogen und das Feuergewehr handhaben, fechten, läufen, springen, ringen, schwimmen, mit Anmuth tanzen, singen, ein Instrument mit Geschick und Verständniss handhaben, mit Falken und mit Hunden jagen, Ball spielen, und was dergleichen Vergnügungen mehr sind, die mit körperlicher Anstrengung verbunden sind und unter freiem Himmel und am hellen Tage geübt werden, die entweder als Vorbereitung zum Kriege oder zum geselligen Verkehr im Frieden dienen, die anständig und schicklich sind und deren ein junger hoffähiger Gentleman bedarf".[1]

„Ueber alle diese Arten von Vergnügungen und Zeitvertreib *(pastimes)*, die sich für einen Gentleman eignen, gedenke ich, so Gott will, an einem geeigneteren Orte ausführlicher und eingehender mich auszusprechen, nämlich in meinem *book of the Cockpit,* welches ich schreibe, um wie ich mit einigem Grunde hoffe, diejenigen zufriedenzustellen,

---

[1] III. p. 138.

die geschäftiger sind anderer Leute Thun zu beobachten, als bedacht ihre eignen Fehler zu bessern".

Ueber den Vorwurf, den er von mancher Seite voraussieht, dass er, ein Mann in hohen Jahren und angesehener Stellung, sich noch mit solchen nichtigen Dingen beschäftige, wie ein *book of the Cockpit* und einen *Schoomaster* zu schreiben, und seine Muse nicht wichtigeren Dingen zuwende, tröstet Ascham sich mit dem Gedanken, dass die Weisen und Einsichtigen daran keinen Anstoss nehmen werden, denn sie wüssten wohl, dass unter unscheinbarem Titel auch tiefgreifende und schwerwiegende Fragen abgehandelt werden könnten.

Ich habe das, was uns über Zweck und Inhalt des Buches über den Hahnenkampf erhalten ist, desswegen hier ausführlicher mittheilen zu müssen geglaubt, weil hauptsächlich auf die Behandlung dieses Themas hin, gegen Ascham der Vorwurf erhoben worden ist, er sei nicht nur ein leidenschaftlicher Liebhaber dieses Sports gewesen, sondern er habe durch ihn auch sein Vermögen vergeudet und so selbst verschuldet, dass seine Familie mittellos zurückblieb, einzig von der Gnade der Königin abhängig. In wie weit dieser Vorwurf begründet oder unbegründet ist, soll weiter unten untersucht werden. Hier constatire ich blos, dass alles, was wir von dem Buche wissen, dafür spricht, dass es von demselben würdevollen, sittlich reinen, allem Schlechten und Unsaubern abgewandten, einem idealen Ziele zustrebenden Geiste durchdrungen war, den wir in allen Schriften Aschams wiederfinden. Giles' Worte: „es ist vielleicht ein Umstand, der seinem Andenken zu Gute kommt, dass er die Absicht solch ein Werk zu schreiben nicht ausführte", entbehren jeder Begründung. Wir können nur bedauern, im Interesse Aschams wie in unserem eignen, dass dies unzweifelhaft geistvoll geschriebene und für Cultur- und Sittengeschichte jener Zeit höchst bedeutsame Buch verloren gegangen ist.

Ich muss hier noch auf einen Irthum aufmerksam machen den Disraeli, begeht, wenn er schreibt: „Enthüllte Ascham die Mysterien des Hahnengefechts, so trat er nicht aus seinem Berufe, da ihn Elisabeth zu ihrem Bärenwärter ernannt hatte",

Diese Annahme beruht auf einer Verwechselung unseres Secretärs mit einem anderen Roger Ascham, von welchem uns Cooper in den *Athenae Cantab.* I. 263 ff. meldet, *who did the queen service at Berwick, was afterwards one of the yeomen of her Majestys Chamber, ultimately yeomen of her bears and lessee with Thomas and John Ascham under the crown of estates in Cambridgeshire.* Die Verwandschaft der beiden hat nicht nachgewiesen werden können. Cooper vermuthet der Bärenwärter sei ein Neffe unseres Roger gewesen; doch scheinen alle die drei genannten einer anderen alten Londoner Familie anzugehören, von der einige Nachrichten in Beilage I, 408 gegeben werden.

Das Bestallungspatent für R. Ascham, *our wellbeloved Servant one of the ordinary Yeomen of our chamber to be Yeomen of our Beares* ist bei *Rymer, Acta Publica* IV. 4, 155, unter dem Datum 1573 Juni 23. gegeben; es geht also schon daraus hervor, dass der hier Angestellte mit unserem Roger Ascham nicht identisch sein kann, da dieser bereits 1568 am 30. December gestorben war.[1]

Den letzten Jahren seines Lebens gehört auch die umfangreichste und wissenschaftlich bedeutendste der uns erhaltenen Arbeiten an, Aschams *Schoolmaster.*

Disraeli nennt sie, wie alle anderen Schriften Aschams eine Gelegenheitsschrift. Ich halte eine solche Bezeichnung nicht für glücklich, denn das Werk zeigt sich uns als ein weit über dieses enge Maass hinausgewachsenes. Eine mehr oder minder äusserliche Veranlassung liegt am Ende jedem

---

[1] Einen ähnlichen Irrthum begeht Thomas Zouch (The works of T. Z. ed. Wrangham I.—II. York 1820. II. p. 278 ff.) in seiner übrigens ganz werthlosen Skizze über Ascham, indem er auf ihn einen Brief bezieht, durch welchen Lord Bedford und F. Knolles einen Roger Askcham, der seither ein Amt in Berwicke versehen, dem Sir Ralph Sadler zu neuer Anstellung empfehlen. Das Schreiben findet sich in State Papers of R. Sadler, Edinburg 1809, II. 47, und ist datirt: „Windsor, 28. Nov. 1569." Wir sehen, es ist auch hier nicht von dem Secretär, sondern von dem nachherigen Bärenwärter R. Ascham die Rede.

Unternehmen zu Grunde, und wenn Ascham uns auch selbst eine solche ausführlich schildert, so zeigt er doch an anderer Stelle, wie ihn daneben noch weit andere tiefer liegende und umfassendere Motive bei der Ausführung geleitet haben.

Wir erinnern uns, dass er, selbst noch Schüler, bereits eine rege pädagogische Thätigkeit entwickelte, indem er das eben Gelernte jüngeren und schwächeren Kameraden wieder vermittelte. Als Tutor hatte er dann im Laufe der Jahre eine ganze Reihe tüchtiger Gelehrten in Cambridge herangebildet und die so gesammelten Erfahrungen an Elisabeth in glänzendster Weise verwerthet. Schon im *Toxophilus* finde ich den Gedanken ausgesprochen, diese Erfahrung, die sich in vielen wesentlichen Punkten in direkten Gegensatz stellte zu der Methode, wie sie damals in den Schulen zumeist in Anwendung gebracht wurde, durch populäre Darstellung auch weiteren Kreisen zugänglich zu machen.[1]

Ascham mag den Plan wol nicht wieder aus dem Auge verloren haben; die Ausführung wurde ihm jedoch durch seine persönlichen Schicksale wie durch die Umwälzungen im Staate gleich ferne gerückt.

Da geschah es einmal im Sommer 1563, während in London eine pestartige Krankheit wüthete und Elisabeth mit ihrem Hofe in Windsor lag, dass William Cecil, damals Staatssecretär, mehrere der ersten Würdenträger in seinen Gemächern zu einem Diner vereinigte. Auch Ascham war dazu geladen. Sein Bericht hierüber ist für die einzelnen, damals eine bedeutende Rolle spielenden Männer, so charakteristisch, dass ich mir nicht versagen kann, ihn hier wiederzugeben.

„Der Herr Secretär erschien ganz in seiner gewöhnlichen Weise. Wenn er den Kopf auch noch so voll der wichtigsten Staatsgeschäfte hat, so scheint er für die Zeit des Mittagsmahles das alles gänzlich von sich abgethan zu haben. Dann plaudert er in liebenswürdigster Weise von allen mög-

[1] Er hat eben über Kindererziehung gesprochen und fährt dann fort: „Weighty matters they be indeed, and fit both in an other place to be spoken and of another man, than I am, to be handled".

lichen Dingen, unterhält sich aber am liebsten über wissenschaftliche Gegenstände und schenkt den Worten auch des unbedeutendsten seiner Gäste ungetheilte und nachsichtige Aufmerksamkeit.

„Bald nachdem wir uns gesetzt hatten, begann er: „Man hat mir heute merkwürdige Neuigkeiten gemeldet: in Eton[1] seien mehrere Schüler aus Furcht vor körperlicher Züchtigung jüngst davongelaufen". Hieran knüpfte er den Wunsch, dass manche Lehrer vorsichtiger und massvoller in der Anwendung von Strafen sein sollten, als man häufig findet. Oft strafe man vielmehr einen Mangel der Beanlagung als einen Fehler des Schülers. Dadurch würde aber bewirkt, dass viele, aus denen man tüchtige Menschen machen könnte, Widerwillen gegen das Lernen empfänden, bevor sie den Zweck des Lernens begreifen könnten. Je eher, je lieber legten diese ihre Bücher dann bei Seite und seien froh, wenn sie sich einem anderen Berufe zuwenden dürften.

„Mr. Petre, der etwas strenger Natur ist, erklärte dem entgegen gerade heraus, dass die Ruthe gewissermassen das Schwert sei, welches die Schule in Gehorsam und die Buben in Zucht halten müsse.

„Mr. Wotton, ein Mann von milder Gesinnung, sanfter Stimme und wenig Worten, stimmte dem Urtheil Cecils bei und sagte: „Meiner Meinung nach sollte das Schulhaus auch in Wirklichkeit das sein, was der Name ursprünglich besagte, ein Haus der Freude und des Vergnügens, nicht aber der Furcht und Carcerhaft.[2] Wenn ich mich recht erinnere, so spricht sich auch Socrates in ähnlicher Weise an einer Stelle im Plato aus. Erregt die Ruthe die gleiche Furcht, wie das Schwert, so dürfen wir uns nicht wundern, wenn furchtsame Naturen das Spiel lieber aufgeben, als beständig in der Furcht vor dem Schwerte zu bleiben, namentlich wo es von einem thörichten Manne gehandhabt wird."

---

[1] Eton war damals wie heute die berühmteste Lateinschule Englands. Der Director Nic. Udall — auch als Dichter bekannt — war seiner Strenge wegen berüchtigt und gefürchtet.

[2] Einer der früheren Editoren erkennt hier richtig eine Hindeutung auf die alte Bezeichnung Ludus Literarius.

„Mr. Masone war nach seiner Weise mit beiden Theilen einverstanden, gab dem einen bereitwilligst die boshaften Streiche durchtriebener Buben, dem anderen die Masslosigkeit manches rohen Schulmeisters zu.

„Mr. Haddon war ganz Mr. Petres Ansicht und sagte, der beste Schulmeister unserer Zeit sei zugleich der eifrigste Zuschlager und nannte den Namen.

„Wenn er auch", nahm ich hier das Wort „das Glück gehabt hat unter seinen Schülern einen auf die Universität zu senden, der heute für einen der bedeutendsten Gelehrten unserer Zeit gilt, so meinen doch manche Einsichtige, dass dieser glänzende Erfolg weit mehr durch die glückliche Beanlagung des Schülers, als durch den Stock des Lehrers erzielt wurde. In wie fern dies wahr ist oder nicht, dafür sind Sie selbst der beste Gewährsmann".[1] Ich fügte dann noch einiges hinzu, warum und auf welche Weise Kinder viel besser durch Freundlichkeit als durch Strenge zum Lernen veranlasst würden. Ich sprach meine Meinung um so kühner aus, als der Herr Staatssecretär selbst mich zuvorkommend dazu aufgefordert hatte; sonst ziehe ich es in solcher Gesellschaft, zumal in seiner Gegenwart, meist vor, lieber meine Ohren anzuspannen als meiner Zunge freien Lauf zu lassen.

„Sir Walter Mildmay, Mr. Ashley und die Uebrigen sagten sehr wenig. Blos Sir Richard Sackville blieb ganz stumm und sagte gar nichts".[2]

Mit Sackville traf Ascham dann aber unmittelbar darauf im Vorzimmer der Königin zusammen, und hier eröffnete der Schatzmeister ihm, mit wie grosser Aufmerksamkeit und welchem Interesse er dem Tischgespräche gefolgt sei. Er selbst habe einst an sich erfahren, wie ein harter Lehrer dem Schüler das Lernen verleiden könne. Da er nun das Vergangene nicht mehr ungeschehen machen könne, hätte

---

[1] Das ist eine Anspielung auf Haddon selbst, der bevor er nach Cambridge kam, Schüler Udalls in Eton gewesen war.

[2] III. 78—81. — Johnson, Giles und andere haben irrthümlich Sir Edward Sackville in ihren Darstellungen an dieser Stelle genannt.

er beschlossen, wenigstens seinen kleinen Enkel vor ähnlichen Gefahren zu bewahren. Ascham habe einen Sohn in gleichem Alter; er möge für die beiden Knaben einen tüchtigen humanen Lehrer wählen, den Unterricht und die Erziehung selbst beaufsichtigen, so wolle er, Sackville, alle Kosten für die Heranbildung der Knaben übernehmen.

Sie sprachen dann noch weiter über Kindererziehung überhaupt, über das Reisen junger Engländer nach Italien um dort ihre Ausbildung zu vollenden und anderes. Endlich bat Sackville Ascham, seine Ansichten über alle diese Dinge in einer Schrift niederzulegen, durch die er nicht nur ihm eine angenehme Rückerinnerung an diese Stunde bereiten, sondern auch in weitesten Kreisen Nutzen und Segen stiften würde.

Ascham erzählt weiter, er habe die folgende Nacht gar nicht schlafen können, weil ihm der Gedanke an die Gespräche des Tages und Sackvilles Bitte keine Ruhe gelassen. Am anderen Morgen setzte er sich hin und begann als Weihnachtsgeschenk für den greisen Schatzmeister eine kleine Skizze der berührten Themata vorzubereiten. Aber unter der Feder wuchs ihm der Stoff immer gewaltiger an, immer umfangreicher zeigte sich ihm das Gebiet, welches er zu bearbeiten gedachte, „und wie es wol einem emsigen Werkführer begegnet, so wuchs mir der Bau meines einfachen Schulhauses von Tag zu Tage immer mehr in die Höhe und in die Breite, umfangreicher als ich zu Anfang gedacht hatte“.

Den Gedanken an das Christgeschenk gab er bald auf. Jahr und Tag verging, und Ascham sass noch immer über seiner Arbeit. Nicht immer ging sie glatt von Statten. „Wohl noch nie ist ein Werk bei so schlechtem Wetter ausgeführt worden, unter mehr Hindernissen und Hemmnissen, als der Bau meines anspruchslosen Schulhauses“, klagt er. Amtsgeschäfte, Krankheit, häuslicher Kummer, ein langwieriger Process brachten ihm die mannichfaltigsten und verdriesslichsten Störungen. Und als am 21. April 1566 Sir Richard Sackville, der die nächste Veranlassung gegeben hatte, starb, da legte er die Arbeit ganz bei Seite: „Ich

konnte nicht anders als mit thränenden Augen auf die Blätter sehen, wenn ich seiner gedachte“.[1]

Fast zwei Jahre lang lag das Manuscript zerstreut und vernachlässigt in seinem Schreibpult. Ascham versichert, er hätte sich nicht wieder an die Arbeit gemacht, wenn ihn nicht „Jemand“ besonders dazu aufgefordert und daran gemahnt haben würde. Warum er den Namen dieses „Jemand“ verschweigt, ist nicht ersichtlich. Nach der Art, in welcher er von ihm redet, muss es Cecil sein, dem Mrs. Ascham nachher das Buch wirklich widmete.[2]

Am 10. October 1567 scheint er schon wieder fleissig daran geschrieben zu haben, denn in einem Briefe an die Königin von diesem Datum lässt er „einen seiner besten und weisesten Freunde“ zu sich sprechen: „Ich höre, Sie haben ein Buch für die Erziehung Ihrer Kinder geschrieben, das hoch gerühmt wird von denen, die es gesehen“. Auch unter diesem Freunde möchte ich wieder Cecil vermuthen. Ob er aber hier auf dasselbe Gespräch Bezug nimmt, in welchem dieser ihm die Anregung zur Fortsetzung der Arbeit gab, bleibt natürlich dahingestellt.

---

[1] Im Brit. Museum befindet sich unter dem Titel „Aschams Institution for his child“ eine Handschrift des Schoolmaster, die 18 Folioseiten umfasst und bis an das Ende des ersten Buches geführt ist. Sie zeigt so viele und wesentliche Abweichungen von dem zum Druck gelangten Text, dass die Annahme einer Copie oder der Gedanke an Veränderungen, die ein Copist vorgenommen, gänzlich ausgeschlossen erscheinen. Der Passus über Elisabeth z. B. ist dort viel weiter ausgesponnen, derjenige über Italien und den schlimmen Einfluss seiner Cultur und Literatur weit kürzer gefasst. Eine Stelle, welche auf Sir Richard Sackvilles Tod hindeutet (p. 147) fehlt noch. Wir haben in diesem Manuscript Aschams ersten Entwurf zu sehen, wie er bis zu Sackvilles Tode gediehen war, und den er später bei Fortsetzung des Werkes einer ziemlich bedeutenden Veränderung unterwarf. Viele Seiten sind sehr flüchtig geschrieben, andere Stellen zeigen dagegen Aschams saubere hübsche Handschrift.

[2] Der Vers des Sophocles, den er auf diesen Gönner anwendet: *Ἔχω γὰρ ἄχω διά σε κοὐκ ἄλλον βροτῶν*, hatte er schon früher einmal zu Gardiner (I. 2, 405) in Beziehung gebracht. Jetzt war dieser aber schon lange todt.

August oder September 1568 lag das Manuscript im wesentlichen fertig und abgeschlossen vor ihm.

Am *Schoolmaster* erkennen wir sofort die nahe Verwandtschaft, in der er zum Bogenschützen und zum Berichterstatter über Deutschland steht. Die ganze äussere Erscheinung sowie die inneren Charaktermerkmale zeugen von einer unverkennbaren Aehnlichkeit.

Wir bemerken dieselbe fliessende, gewandte und bei aller Natürlichkeit doch gewählte Sprache, denselben leichten und sicheren Periodenbau, dieselbe Verständlichkeit und Durchsichtigkeit des Gedankens, dasselbe geschickte Verknüpfen des Verschiedenartigsten zu einem doch nicht formlosen Ganzen. Ist ihm auch der Stoff unter der Feder gewaltig gewachsen, so ist es doch ein fester Plan, in den er sich fügen musste, und Ascham hat es verstanden im grossen und ganzen trotz aller Abschweifungen an demselben festzuhalten.

Dabei bleibt er weit entfernt von jeder Pedanterie wie im Inhalt, so auch in der Form. Das Buch ist voll gesunden Urtheils und richtiger Anschauungen und noch jetzt, nach 300 Jahren, für den Pädagogen wie für den Philologen gleich nützlich, gleich interessant, gleich lehrreich.

Er ist sich des Originalen seines Vorgehens sehr wohl bewusst. Schon im *Toxophilus* constatirte er seine Abweichung von allen früheren Schriftstellern. Hier finden wir ein ähnliches Wort: *my poor school-house . . . the form of it is somewhat new and differing from others.*

Er schreibt weder eine trockene Grammatik noch einen einfachen methodischen Leitfaden für das Erlernen der lateinischen Sprache. Freilich giebt er die Grundsätze, nach welchen er unterrichtet hat, in eingehender Weise und zeigt, worauf es ihm dabei hauptsächlich angekommen, und wie er die Resultate erzielt, deren er sich rühmen durfte. Daneben finden wir aber alles mögliche noch in den Kreis seiner Betrachtungen gezogen, mancherlei Lebensverhältnisse besprochen: Kindererziehung im weitesten Umfange, Charakterbildung der Jugend, Standesunterschiede, staatliche Zustände, Leben und Treiben bei Hofe, das Reisen junger Edelleute

nach Italien; er giebt einen Ueberblick über die verschiedenen Erziehungsmethoden bei den hervorragendsten Völkern der Alt- und Neuzeit; er spricht über die verschiedenen Literaturen dieser Völker, zumal die griechische, lateinische, englische und italienische; er lässt sich über Musik und Dichtkunst aus, zieht einen vortrefflichen Vergleich zwischen Studium und Erfahrung, Theorie und Praxis und berichtet allerlei Erlebnisse und Begebenheiten aus seinem eigenen Leben.

Bei all diesem bunten Durcheinander verlieren wir doch nie den leitenden Faden aus dem Auge. In manchem erinnert Aschams Art und Weise an die modernen sogenannten „Essays". Ebenso leicht wie er vom praktisch-pädagogischen Thema zum geistvollen Gespräch übergeht und in eleganten Erzählerton verfällt, ebenso gewandt kehrt er wieder zu wissenschaftlicher Untersuchung zurück. Auch wo er sich am weitesten in gelehrte Forschung verliert, erscheint er nirgend trocken. Ohne oberflächlich zu werden, versteht er seinem Gegenstande die Seiten abzugewinnen, die auch für den gebildeten Laien von Interesse sein mussten. In erster Reihe für diesen war die Schrift ja bestimmt.

Das persönliche Moment, welches wir zu Anfang so wirksam sahen, war durch Sackvilles Tod allmählig immer mehr in den Hintergrund getreten. Ascham sprach nicht mehr zu dem einen Manne, er redete zu den Gebildeten seiner Nation, und ein heiliger Ernst kam über ihn, wenn er der grossen Aufgabe gedachte, vor die er sich durch die Aufforderung seines verstorbenen Freundes gestellt sah. Der Richter über die Verkehrtheiten seiner Zeit sollte er sein und durch sein Buch die Anleitung zu einer vernunftgemässeren Erziehung eines künftigen Geschlechtes geben! In diesem Gefühl vermag der sonst so vorsichtige und ängstliche Mann sich über sich selbst zu erheben und frei und unerschrocken auch den Mächtigen der Welt scharfen Tadel ins Gesicht zu werfen:

„Die Schuld liegt an euch allein, ihr Söhne der Vornehmen und Reichen, und euch allein trifft die Verantwortung, wenn heute nicht mehr ihr, sondern Männer aus

den Reihen der niederen Stände hervorgegangen die kräftigsten Stützen des Staates sind in Rath und in That. Und warum? Weil Gott es in seiner Weisheit so geordnet, und ihr in eurer Verblendung es nicht anders wollt! Und Gott ist ein guter Gott und weise in allem seinem Thun, und er will, dass wo er herrscht, die Tugend siege und das Laster untergehe. Darum ihr Söhne der Vornehmen und Reichen, wollt ihr die Ehren geniessen, die eure Väter erworben, und wollt ihr den Platz behaupten, auf den eure Vorfahren sich emporgeschwungen und den sie auf euch vererbt haben, so müsst ihr durch dieselben Eigenschaften, die sie auszeichneten, euch dazu würdig zeigen. Diese Eigenschaften aber sind: Tugend, Weisheit und Manneswürde."

Bei seiner Schilderung „italianisirter" Engländer hat er ganz augenscheinlich bestimmte Persönlichkeiten, wol gar in Hofeskreisen im Auge. Zum Schluss des äusserst bitteren und scharfen Urtheils, das er über solche Leute fällt, heisst es: „Ich weiss, niemand wird durch meine Auseinandersetzungen beleidigt werden ausser denen, die sich unter dem ausgesprochenen Tadel getroffen fühlen. Diese mögen mir immerhin zürnen. Für sie bleiben meine Worte in Geltung, bis sie umkehren und sich zu bessern beginnen".

Ausdrücklich erklärt er Sturm, er wolle mit diesem Buche einen Theil der Schuld abtragen, für die er sich seinem Vaterlande verpflichtet fühlt. Auch den Wissenschaften hoffte er dadurch am besten zu dienen, dass er zeigte, wie die Eltern ihre Kinder zu Jüngern der Wissenschaften heranziehen könnten. Eben dieses populären Zweckes wegen hat er auch die englische Sprache gewählt, um seine Gedanken in ihr auszusprechen.[1]

[1] „Et quia meus hic Praeceptor non e Graecia, non ex Italia accersitus, sed in hac barbara insula natus et domi intra parietes meos altus est, propterea barbare, hoc est Anglice, loquitur. Sic enim sermo ejus convenienter quidem et propior horum nostrae gentis morum est futurus; et nostris non alienis, Anglis non exteris scribo. Praeterea officio quod patriae, quod literis, utriusque in me merito, jure quidem debeo, aliqua ex parte defunctus fuero, si hoc meo studio studium in parentibus liberaliter fovendi, in eorum liberis alacriter discendi literas possit nonnihil excitari". (II. p. 176).

Gegen die von Ascham bei seinem Unterricht in Anwendung gebrachte Methode dürfte sich auch heute noch wenig einwenden lassen. Allem Mechanischen ist sie feind, stets soll Geist, Verstand und Gedächtniss des Schülers in gleicher Weise beschäftigt und angespannt sein. Durch ununterbrochene praktische Uebungen sollen die erlernten Regeln erläutert, namentlich das schriftliche Uebersetzen und Rückübersetzen fleissig in Anwendung gebracht werden. Der richtigen Wahl und Benutzung der einzelnen Worte und Wendungen ist die grösste Aufmerksamkeit zu schenken. Nicht zu frühe soll man mit dem Lateinsprechen beginnen, denn das gewöhne an ein Kauderwälsch, welches man später nur schwer wieder ablege. Ascham weist bei dieser Frage sehr richtig auf den Unterschied zwischen einer lebenden und todten Sprache hin. Er bezieht sich dabei auf ein Wort Ciceros: *Loquendo male loqui discunt.* Dass Schüler bei Tisch und im Verkehr unter sich Latein sprechen, verwirft er durchaus. Nur unter Aufsicht dürfe das geschehen, und erst wenn der Schüler einen weiten und klaren Ueberblick über den ganzen Sprachschatz erworben. Da man die Sprache nur aus Büchern lerne, müsse jeder, der sich ihrer bedienen will, erst eine gründliche Kenntniss dieser Bücher besitzen.

So nur allmählig vom Leichteren zum Schwereren fortschreitend, soll an die Stelle der Unterscheidung der Worte und einzelner Ausdrücke die Durcharbeitung des Styls, des Periodenbaues, der Redefiguren, das Eingehen auf den Geist der Darstellung, die Kritik des Inhaltes treten.

Zunächst handelt es sich beim *Schoolmaster* lediglich um die Erlernung des Lateinischen. Aber Ascham ist der Ansicht, dass man trotz allen Eifers von Lehrer und Schüler auch bei seiner erprobten Methode diese Sprache doch nie vollständig beherrschen werde, wenn man bei ihr stehen bleibe und sich nicht auch das Griechische zu eigen mache. Den Beweis hierfür sieht er in der Thatsache, dass das Latein erst seine volle Ausbildung erhielt, nachdem es mit dem Griechischen in directe und lebendige Wechselwirkung getreten war, und dass Cicero selbst erst der vollendete Sprachkünstler wurde, nachdem er das Griechische erlernt hatte.

Die Bewunderer Ciceros müssten auch seinen Bildungsgang einschlagen, wenn sie ihm wirklich nachstreben wollten.

Das Griechische erscheint ihm auch desswegen schon von unendlicher Bedeutung, weil fast ausschliesslich in dieser Sprache alle wahren Quellen unseres Wissens geschrieben seien und die vorzüglichsten Mittel für unsere Geistesbildung nur durch sie erworben werden könnten. „Cicero allein und noch ein oder zwei andere Lateiner ausgenommen, besteht die ganze römische Literatur und Weisheit — und mit ihr die italienische, spanische, französische, deutsche und englische — doch nur aus zusammengeflickten Fetzen und Lappen im Vergleich mit jenen schönen, feingewebten griechischen Pracht-Tüchern".

Was die Art und Weise des Unterrichts anbetrifft, so will Ascham alle Strenge und Härte ausgeschlossen wissen. Durch Güte, Freundlichkeit und Lob soll der gute Wille geweckt, der Eifer gespornt werden. Blos dadurch erwecke man bei den Kindern Liebe zu den Büchern, Lust zum Lernen. Ein Fehler und ein Versehen ist nicht unbeachtet zu lassen, aber auch nicht strenge zu strafen, sondern freundlich zu rügen und zurechtzustellen. Niemals soll dem Schüler Grund gegeben werden, sich mit einer Frage zu fürchten oder zu schämen; denn dadurch werde er nur verführt, zu unerlaubten Hilfsmitteln zu greifen, sich und den Lehrer zu betrügen.

Auf die pädagogische Bedeutung der Schule macht Ascham sehr energisch aufmerksam. Mit Nachsicht und Verständniss soll auf die Eigenart des Schülers eingegangen, auf seinen Charakter gewirkt werden. „Mit allen guten Lehrern, die an der Spitze unserer öffentlichen Schulen stehen, stimme ich darin überein, dass das Ziel des Schulunterrichts sein müsse: die Kinder mit möglichst tüchtigen Kenntnissen auszurüsten und sie zu einem sittlichen, thätigen Leben heranzuziehen. Alle Fehler müssen weise verbessert, alle Laster strenge gerügt werden. Ueber den Weg aber, der zu diesem Ziele führt, und über die Mittel, die anzuwenden sind um es zu erreichen, sind wir nicht so ganz einverstanden. Denn die meisten Lehrer, die ich gesehen oder von denen ich gehört habe, sind von so heftigem und ungeduldigem Charakter,

dass sie diejenigen ihrer Schüler, die schwerer fassen, mehr verderben als bessern und ihnen eher schädlich als förderlich sind. Ist solch ein Lehrer bei schlechter Laune oder über irgend etwas ärgerlich, so ist er stets geneigt den Schüler zu schlagen. Wo er vielmehr selbst für seinen Unverstand gezüchtigt werden sollte, misshandelt er den Buben zu seinem Vergnügen, auch wenn gar kein Grund vorliegt und der Schüler nichts begangen hat, was eine solche Strafe verdiente. Mancher wird mir hier einwenden, das seien schlechte Lehrer und sie fänden sich nur in geringer Zahl. Schlecht sind sie in der That, aber es giebt ihrer überall und übergenug".

Zu diesen Auslassungen bemerke ich zweierlei. Wenn Ascham die von ihm in Anwendung gebrachte Methode mit der in öffentlichen Schulen üblichen vergleicht und die letztere so strenge verurtheilt, so übersieht er dabei, dass eine Anwendung seiner Grundsätze in ihrem vollen Umfange sich dort doch kaum als möglich erweisen dürfte. Die Bedingungen, unter denen ein Lehrer in solch einer öffentlichen Schule einen Einfluss auf den einzelnen Schüler ausüben kann, sind wesentlich andere, als wenn er ihm im Privatunterricht gegenüber steht. Und nur im Privatunterricht hatte Ascham seine Regeln und Anweisungen auf ihre Durchführbarkeit hin erprobt, nur auf ihn waren sie, wie aus allem hervorgeht, wie schon der Titel anzeigt, vorwiegend berechnet. Ferner, so vorzüglich die Charakterzeichnungen sind, die er uns von dem sehr leicht und dem schwerer fassenden Knaben giebt (p. 98 ff.), so richtig und auf tiefe Erfahrung gegründet auch die Schilderung ihres späteren Lebens und Geschickes sein mag, diese beiden Typen umfassen doch noch lange nicht die ganze Knabenwelt! Er übersieht dabei die grosse Schaar derer, auf welche der Stock einen unzweifelhaft grösseren, dauernderen und heilsameren Eindruck macht als die allerlangmüthigste Güte und die allerbeste Lehre. Es steht ausser Frage, das Regiment in den Schulen war damals und ist es noch lange geblieben: ein barbarisch strenges, und manch unvernünftiger Schulmeister mag mit seinem Zuschlagen mehr Unheil als Segen gestiftet haben. Aschams Buch ist als eine zeitgemässe Opposition im Geiste der Humanität gegen

ein herrschendes Uebel zu betrachten. Heute dürfte aber doch feststehen, dass die consequente und radikale Durchführung des Humanitätsprincips, ohne Rücksicht auf die thatsächliche Wirklichkeit und auf bestehende Verhältnisse, bei weitem nicht als die Erlösung von allem Uebel angesehen werden kann. „Bis zu einer gewissen Reife des Geistes, so urtheilte ein weiser Mann unserer Zeit, dem viel Erfahrung zu Gebote stand, hat die Erziehung sich hauptsächlich an den Körper zu halten".

Im Grunde würde auch Ascham dagegen nichts einzuwenden haben. Er greift auf eine altrömische Einrichtung zurück und empfiehlt das Amt des Lehrers *(praeceptor)* von demjenigen eines Erziehers *(paedagogus)* zu trennen. Der eine sollte den Knaben lehren und seinen Geist bilden, der andere ihn in scharfer und strenger Zucht halten, und über beiden noch die Autorität des Vaters stehen, als des Leiters und Lenkers der ganzen Erziehung (III. 119.). Der Gedanke ist so übel nicht, seine Durchführung aber doch an eine ganze Reihe von Vorbedingungen geknüpft, die sich nur selten vereinigt finden. Seine Undurchführbarkeit bei den den *common schools* zur Erziehung anvertrauten Knaben liegt auf der Hand.

So kommt es denn auch, dass Aschams Buch für eine unmittelbare Aenderung und Besserung des englischen Schulwesens im allgemeinen nur von geringer Bedeutung gewesen ist. Trotzdem kann er mit dem Erfolge zufrieden sein. Man hat seiner und der von ihm vertretenen Ansichten nie wieder ganz vergessen. Unter den Zeit- und Fachgenossen waren es vornehmlich John Lyly und Richard Mulcaster,[1] dann Edward

---

[1] Richard Mulcaster veröffentlichte 1581 ein Buch über Kindererziehung, geistige wie leibliche: Positions wherein those primitive circumstances be examined, which are necessarie for the training up of children either for skill in their booke or health in their bodie. (London 4°. — 2. Aufl. London 1587) und 1582 ein anderes über den Unterricht im Englischen: The first part of the elementarie which entreateth chefflie of the right writing of our English tung. (London, Thomas Vautroullier. 1582. 4°) Es sind das ein paar höchst anziehend, geistreich und gewandt geschriebene Werke, die wol verdienten in Arbers

Grant, die sich zu seiner Auffassung der Kindererziehung bekannten, und in der Folge wurde sein Name neben Ellyot, Milton und Locke, als den weisesten Meistern und Lehrern des englischen Volkes genannt. In der neuesten Zeit ist wiederholt in nachdrücklichster Weise und von massgebender Seite auf ihn und seine pädagogischen Grundsätze hingewiesen worden. So thut W. Scott Dalgleish in seiner Abhandlung: *Ascham and his Scholemaster* (in *The Museum, a quarterly Magazine of education etc. London 1862. I. p. 461 ff.*); so J. E. B. Mayor in der Vorrede zu seiner Ausgabe des *Schoolmaster* 1863; so das *Quarterly Review, Juli—October 1864, vol. 116, p. 176—211,* bei Besprechung des Berichtes über den Stand des Schulwesens, der 1864 von der Regierung dem englischen Parlament vorgelegt wurde; so endlich Robert Herbert Quick in seinen *Essays of Educational Reformers, London 1868.* Auch bei uns in Deutschland ist der *Schoolmaster,* das weitaus populärste und verbreitetste von Aschams Werken, nicht ganz unbekannt geblieben. Kirsten widmete ihm eine eingehende Untersuchung, in der er auch nachweist,

---

Reprints wieder erneuert zu werden. Der Mann scheint fast vergessen und doch sichern ihm diese beiden Bücher einen Platz unmittelbar neben Ascham. Er zeigt sich durchaus als einen Gesinnungsgenossen desselben, als einen praktischen Pädagogen, der alle Pedanterie und Schwerfälligkeit aus dem Unterricht verbannt wissen will und in der gleichmässigen Durchbildung von Charakter, Geist und Wissen des Schülers an den Lehrer die allerhöchsten Forderungen stellt. Während aber Ascham als Privatlehrer schrieb und seine ganze Methode auf den Privatunterricht berechnet ist, redet Mulcaster hauptsächlich der öffentlichen Erziehung das Wort. Seine Ausführungen gelten ausschliesslich für diese. Er war ein reformatorischer Geist; er plädirte für eine Art allgemeiner Schulpflicht, für eine gleichmässige Erziehung der Mädchen, für das Ersetzen des Lateinischen durch das Englische auch im gelehrten und wissenschaftlichen Verkehr. In beredten Worten preist er die Schönheiten dieser Sprache, die er fast eben so meisterhaft wie Ascham zu handhaben verstand. Er scheint mit diesem persönlich befreundet gewesen zu sein, doch ist er nicht sein Schulkamerad, wie der anonyme Verfasser der Biographical Anecdotes of Richard Mulcaster im Gentleman Magazin LXX. p. 511. annimmt, da Ascham nie Schüler in Eton war. Auch auf der Universität kamen sie nicht zusammen. Mulcaster trat erst während Aschams Abwesenheit 1548 in Cambridge ein und siedelte bald darauf nach Oxford über.

wie die Pädagogik allmählig dem vom Verfasser gesteckten Ziele und auf dem von ihm vorgezeichneten Wege zugestrebt sei.[1] In Frankreich dagegen hat Louis Wiesener kürzlich seine Landsleute auf Ascham und seine Methode aufmerksam gemacht.[2]

Auch der *Schoolmaster* ist uns nicht in ganzer Vollständigkeit erhalten worden. Die ältesten Drucke erwähnen freilich nichts davon, dass das benutzte Manuscript defect gewesen, und erst 1711 wies Upton bei seiner Wiederausgabe des Werkes aus der ganzen Anlage desselben das Fehlen bestimmter Schlusscapitel nach. In einer kurzen Untersuchung, die er dem Text anfügte, macht er darauf aufmerksam, dass Ascham in dem zweiten Buche des *Schoolmaster* als letzte Stufen seines Unterrichts zu behandeln gedachte: *Translatio linguarum, Paraphrasis, Metaphrasis, Epitome, Imitatio, Declamatio.* Da der uns erhaltene Text ein Capitel über die *Declamatio* nicht mehr aufweist, so müsse dieses fehlen. Ferner habe Ascham bei der *Imitatio* als die vier lateinischen Classiker, denen am füglichsten in Rede und Styl nachzuahmen sei, Varro, Sallust, Caesar und Cicero genannt; in gesonderter Darstellung wollte er näher auf die Eigenthümlichkeiten eines jeden dieser Schriftsteller eingehen. Trotzdem fehle ein Abschnitt über Cicero.

Der Beweis ist klar, die zwei bezeichneten Capitel über Cicero und die *Declamatio* fehlen uns.

Ich glaube den Mangel noch weiterer Stücke nachweisen zu können. In dem Briefe an Sturm vom Herbst 1568, dessen ich gleich eingehender gedenken werde, nennt Ascham abweichend von dem, was er in jener Stelle des *Schoolmaster* (III. 174) als die 6 Stufen bezeichnet hatte, über welche er

---

[1] „Ueber Aschams Leben und Schriften", Programm des Herzoglichen Real-Gymnasium zu Gotha, Ostern 1857.

[2] La jeunesse d'Elisabeth d'Angleterre (1553—1558). Paris, Hachette & Comp. 1878. 8°. 402 Seiten. — Das Buch hat nicht den Erwartungen entsprochen, mit denen ich es zur Hand nahm, als ich bei schon weit vorgeschrittenem Druck meiner Arbeit davon Kenntniss erhielt. Wie wenig verlässlich Wiesener oft in seinen Angaben ist, beweist die Notiz: der Schoolmaster sei „commencé par Ascham en 1568 . . L'auteur mourut la même année sans l'avoir terminé". Und doch widmet er dieser Schrift das ganze VI. Capitel seines Buches!

seinen Schüler zur letzten Vollkommenheit führen wolle, folgende acht: *linguarum versio, Paraphrasis, Metaphrasis, Epitome, Imitatio, Commentatio, Scriptio et Declamatio* (II. 177a). Der Brief ist später als die Stelle im Werke selbst geschrieben worden, überhaupt erst nach dem Abschluss desselben; wir dürfen in ihm daher die authentischere Quelle sehen und annehmen, dass auch die zwei Capitel über *Commentatio* und *Scriptio* verloren gegangen sind. Endlich ist es mir auffällig, wie im Vergleich zu Varro und Sallust, Caesar, den Ascham selbst den beiden erstgenannten unbedingt vorzieht, so sehr zu kurz gekommen sein sollte, dass während Varro auf 21, Sallust auf 10 Seiten behandelt wird, die Darstellung Caesars auf einer einzigen Raum findet. In der That bilden die wenigen uns erhaltenen Sätze nur einen Theil der Einleitung zu einer Untersuchung über das Wesen und den Charakter der schriftstellerischen Kunst des grossen Römers, die selbst ebenfalls als verloren angesehen werden muss. Ich verweise hier jeden auf den Text: nicht mitten im Satz, aber doch mitten im Gedanken bricht die Darstellung ab. Das Fragment enthält nur allgemeine Urtheile über die Stellung Caesars in der römischen Literatur und ist selbst damit nicht zu Ende gekommen.

Wir müssen zu den vier oben als fehlend nachgewiesenen Capiteln demnach auch das über Cäsar handelnde als fünftes hinzufügen.

Sind diese Capitel aber überhaupt je von Ascham zu Papier gebracht worden, oder verhinderte ihn Krankheit und Tod daran, das begonnene Werk zu Ende zu führen?

Giles scheint das erstere zu meinen. Aber sein Urtheil kann deswegen nicht massgebend sein, weil seine Worte uns zweifelhaft lassen, ob er nicht — seltsam genug! — die Schrift so wie sie uns vorliegt für vollendet hielt.

Von allen übrigen hat sich dann nur noch Upton über diese Frage ausgesprochen. Für ihn steht fest, dass Ascham „ein unvollendetes Werk“ hinterlassen habe.[1]

---

[1] J. E. B. Mayor in seiner Ausgabe des Schoolmaster, London 1863. erwähnt nur (p. VII.), dass „the whole account of the sixth

Es ergeben sich aber bedeutende Zweifel an der Richtigkeit dieser Ansicht. Uns ist Aschams Vorrede zu seinem Werke erhalten, und in derselben findet sich an einigen Stellen ganz deutlich ausgesprochen, dass die Arbeit zu Ende geführt worden ist.

III. p. 85: *This hope hath helped me to end this book.*

p. 86. *In writing this book, I have had earnest respect to three special points.*

p. 84. . . . *the work rose daily higher and wider, than I thought it would at the beginning. And though it appear now and be in very deed but a small cottage . . . . yet, in going forward, I found the site so good, as I was loth to give it over.*

ibid.: I have at last patched it up as I could and as you see. . . . never work went up in worse weather, with more lets and stops, than this poor school-house of mine . .

Wir sehen, Ascham spricht von seinem Werk immer nur, als von einem schon vollendeten. Nun könnte er freilich seine Vorrede, so auffällig dies bliebe, auch vor dem Abschluss schon niedergeschrieben und somit diesen in nicht zu ferner Aussicht stehenden Moment anticipirt haben.

Dagegen werden aber wieder neue Bedenken rege. Der Brief an Sturm (II. n. 99, p. 174—191a), der dem Herbst 1568 angehört, ist unzweifelhaft nach dem Abschnitt geschrieben worden, welcher in den Ausgaben den Schluss bildet, d. h. nach dem Capitel über die *Imitatio*. Ascham berichtet in demselben an Sturm in ausführlicher Weise über die Gesichtspunkte, von denen er bei Erörterung speciell dieses Themas ausgegangen sei und bespricht weiter Zweck und Ziel der ganzen Arbeit. Er hat unterdess schon gehört (II. 175a), Sturm arbeite gerade an einem Werke *de imitatione oratoria*, das er bei der Besprechung der Verdienste Sturms auf diesem Gebiete im *Schoolmaster* noch nicht erwähnt (III. 222); er bittet ihn dringend ihm dasselbe bald möglichst zugehen zu lassen, *ut Praeceptor meus*, *qui*

---

method, Declamation, and the part of Imitation relating to Cicero are wanting".

nunc est fere nudus et plane deformis, istinc aliquem elegantiorem mutuans amictum, nonnihil cultius vestitus et inde superbior factus in lucem audacius prodeat (II. 189—190). Die betreffende Mittheilung war ihm von Sturm selbst unter dem 26. Juli 1568 (II. n. 95, p. 169) gemacht worden: *Ego meis jam dicto sententiam meam de imitatione oratoria; nescio an tibi placitura sit, quum leges. Si placebit, mittam tibi quae dictata sunt, ut tuum judicium praecognoscam.*

Damals, also im August schon, war Ascham mit seinem Werk so weit gediehen, als wir es jetzt besitzen. Warum hätte er dann seine Arbeit nicht weiter geführt? Durch Krankheit und Amtsgeschäfte war er gerade in jenen Monaten weniger behindert, denn er versichert Sturm: *quod facio, facio libenter et cum voluptate; praesertim in hac dulci et domestica mea ab omni aulico negotio otiosa hoc tempore et libera cessatione* (II. 190).

Was hätte ihn denn nun abgehalten die Arbeit fortzusetzen, die er als ein Vermächtniss ansah, welches er seinen Kindern hinterliess, dem sie folgen und nach welchem sie ihr Leben richten sollten? Sagt er doch (III. 86) in seiner Vorrede ausdrücklich: *For seeing at my death I am not like to leave them any great store of living, therefore in my lifetime I thought good to bequeth unto them in this little book, as in my will and testament, the right way to good learning; which if they follow, with the fear of God, they shall very well come to sufficiency of living.*

Wenn man sein Testament bereitet, seinen Tod nahe fühlt, so beeilt man sich mit der Arbeit. Ich kann mir nicht denken, dass Ascham das letzte halbe Jahr, welches ihm Musse und verhältnissmässiges Wohlsein brachte, müssig und ungenützt verstreichen liess.

Jedenfalls hätte er nicht so plötzlich und unvermittelt abgebrochen, wie wir das in den Ausgaben finden. Er hätte im Laufe der Zeit doch das Capitel, bis zu welchem er gelangt war, zum mindesten die Ausführung des begonnenen Gedankens zu Ende gebracht!

Blos in einem ausserordentlichen Zwischenfall könnten wir eine Erklärung für diesen Schluss finden. Ein solches

Ereigniss ist damals aber nicht eingetreten. Als Ascham erkrankte, war er, wie uns ausdrücklich gemeldet wird, mit einer anderen Arbeit beschäftigt, und er erkrankte erst Ende December, sieben Tage vor seinem Tode.

Zu allen diesen inneren und äusseren Gründen tritt noch der Wortlaut einer Stelle in dem Briefe an Sturm, nach welcher ich vermuthen möchte, die uns fehlenden Capitel müssten damals schon fertig vorgelegen haben. Ascham spricht über die von ihm befolgte Lehrmethode und über die schon oben erwähnten Stufen zur höchsten Ausbildung: *Gradus sunt hi: primus linguarum versio ... Sequuntur reliqui gradus Paraphrasis, Metaphrasis, Epitome, Imitatio, Commentatio, Scriptio et Declamatio. Per hos gradus Praeceptor meus cautius et timidius porrecta sua nonnunquam manu discipulos suos deducit. Sunt enim hi gradus nonnihil lubrici, et facilis in illis est prolapsio, ni cautio et judicium adhibeatur* (II. 177). Ascham schreibt doch genau so, als ob alle diese Themata von ihm bereits abgehandelt wären, nicht als ob er sie erst besprechen wollte.

Wenn es dann auf p. 176 heisst: *Paro igitur illis* (d. h. seinen Kindern) *praeceptorem: Formam ejus in duos includo libellos* . . so haben wir das auf die Thatsache zu beziehen, dass Ascham die letzte Hand noch nicht an seine Arbeit gelegt hatte, sich eine letzte Redaction noch vorbehielt. Auch zu dem Capitel über die *Imitatio* gedachte er ja noch Ergänzungen zu machen, wenn ihm Sturms Arbeit noch rechtzeitig zukam.

Denn Ascham hat seinen *Schoolmaster* selbst zu ediren gedacht. Es liegt gar kein Grund zu der Annahme Giles' vor, er habe keinen Verleger zu finden vermocht und seine Armuth sei der Grund gewesen, um dessentwillen das Manuscript lange „ungesehen" in seinem Schreibtisch liegen geblieben wäre. Es ist falsch, auf einen Mann von Aschams Berühmtheit und Stellung das Loos angehender und noch unbekannter Schriftsteller zu beziehen, wie es sich uns zu allen Zeiten, nicht nur damals, zeigt. Auch bei geringeren Mitteln hatte er ja doch seine früheren Schriften zu veröffentlichen vermocht. In der Vorrede spricht er zu seinem Publikum nicht

als ein Sterbender oder Todter; mit keiner Silbe bezieht er sich auf die ihm zugeschriebene Absicht, dass, was er hier schreibe, erst nach seinem Tode gelesen werden sollte. Wenn er von einem Testament und letzten Willen redet, so hat das ganz eine andere Bedeutung. Seine Söhne standen ja noch in zartem Kindesalter. Sie konnten die Lehren und Vorschriften, die der Vater in seiner Arbeit niedergelegt hatte, ja ohnehin erst verstehen, wenn sie herangewachsen und zu Jahren gekommen waren; dann — so fürchtete er — würde er nicht mehr unter den Lebenden sein.

Fasse ich nun die Resultate meiner Untersuchung kurz zusammen, so lauten sie folgendermassen:

Ascham hat seinen *Schoolmaster* nicht unvollendet hinterlassen; schon im Herbst 1568 lag das Manuscript im wesentlichen abgeschlossen vor ihm. An der Drucklegung desselben hinderte ihn aber sein am Ende des Jahres unerwartet eintretender Tod. Und als dann etwa anderthalb Jahre später die erste Ausgabe erfolgte, war ein Theil der Handschrift verloren gegangen und ist auch bis heute noch nicht wieder aufgefunden worden.

Auffällig ist es immerhin, dass auch Mrs. Margareth Ascham, die diese erste Ausgabe mit einer Widmung an Cecil versah, dieses Umstandes mit keiner Sylbe Erwähnung that.

Noch auffälliger aber erscheint es mir, dass Giles an die Spitze der Schrift unter dem Titel: *Aschams Dedication. Divae Elisabethae* — einen Brief desselben an die Königin vom 30. October 1566 gestellt hat, der in absolut keiner Beziehung zum *Schoolmaster* steht. Es ist ein Begleitschreiben zu einem Buche Peter Martyrs, welches der Secretär einst seiner Herrin zum Geschenk übersandte. Das Buch schilderte, wie ausführlich mitgetheilt wird, auf Grund der biblischen Erzählung in zwei Abschnitten: das Leben Sauls als Spiegelbild eines schlechten Fürsten und das Leben Davids als Spiegelbild eines guten Fürsten. In den ältesten Ausgaben des *Schoolmaster* finden wir diesen Brief nicht. Erst Bennet hat ihn gedruckt, aber getrennt von dem Text der Schrift, zu welcher er in keiner Weise gehört, und durchaus selbst-

ständig. Ebenso verfahren die späteren Editoren bis auf Mayor und Arber, die ihn wieder fortgelassen. Der seltsame Irrthum ist also einzig von Giles begangen worden.

Was die pecuniäre Seite in Aschams damaliger Lage betrifft, so scheint dieselbe sich im ganzen recht erfreulich gestaltet zu haben. Er besass in London ein eignes Haus.[1] Er erfreute sich an seiner wohl geordneten und gut besetzten Bibliothek.[2] Er hatte gelichene Gelder ausstehen (II. 73) und vermochte, wie Grant berichtet, in freigebiger Weise arme Schüler und Studenten zu unterstützen: „Niemals versagte er den Bitten der Gelehrten seine Hilfsmittel, seinen Rath, seinen Einfluss; armen Studenten hat er oft mit reichen Gaben geholfen, auch für die Freunde war seine Hand stets offen, und sehr oft ist er ihnen in Verlegenheiten beigesprungen". Der so schrieb musste das wol wissen, denn er selbst war einer von den vielen, die in Ascham ihren Wohlthäter ehrten.[3]

Er konnte das St. Johns College bitten, ihm die Farm Bromhall nahe bei Windsor in Pacht zu geben, weil er sich für die Zeit, dass die Königin im Schlosse weilte, ein bequemes und wohnliches Absteigequartier einrichten wollte: „Ueber die Bedingungen wollen wir nicht streiten. Ich acceptire jeden Preis, den ihr bestimmt".[4]

Trotzdem hatte er auch jetzt mancherlei Sorgen, die wir nicht allein auf sein ängstliches und quälendes Gemüth setzen können.

---

[1] II. 68 ... ex aedibus meis, Londini.

[2] III. 134 ... all those old authors of which, I thank God, even my poor study lacketh not one.

[3] Vergl. Wood. Athen. Oxonienses, I. 712. Edw. Graunt ..... Quidam Edw. Graunte coll. Joan. Quadran. admissus in matriculam acad. Cantab. Febr. 22. 1563, probably the same sent hither by Roger Ascham.

[4] II. p. 175. — Vergl. Baker, History of St. Johns. I. 393 (Register des Archivs im St. Johns College Cambridge) und 336: 7. Nov. 7. Eliz. [1565] Lease to Rog. Askam of London gent., queens Latin secr., of Brumhalle manor for 40 years from Mich. 1574 [?] at a rent of £ 7, 65. 8 d. — Fol. 512b— 514.

Zunächst brachte ihn der Tod seines Schwiegervaters in grosse Velegenheiten. Dieser starb Anfang 1559 und hinterliess eine so grosse Schuldenlast, dass dieselbe den Besitzstand bei weitem überwog. Ascham, der seine Schwiegermutter im höchsten Grade verehrte, trat ihr in dieser Noth als treuer Sohn zur Seite und versuchte mit Aufbietung aller ihm zu Gebote stehenden Hilfsmittel wieder Ordnung in den zerrütteten Hausstand zu bringen.

Mit den ungeduldigen Gläubigern traf er ein vorläufiges Abkommen, indem er selbst die Bürgschaft für die Schulden übernahm. Um das zur Weiterführung der Wirthschaft nöthige Betriebscapital herbeizuschaffen, verpfändete er die ihm einst von Maria verliehene Farm Salisbury-Hall um 100 £, rückzahlbar bis zum Weihnachtsabend 1561. Als dieser Termin jedoch heranrückte, und er sich ausser Stande sah die Pfandsumme auszukehren, liess Elisabeth sie ihm aus ihrer Privatchatulle zahlen. Ascham glaubte das Geld aber nur als geliehenes ansehen zu dürfen, und als nach dem Tode der alten Mrs. Howe deren Gut Wicklyfourd durch Erbschaft an seine Frau kam, wollte er es verkaufen, um die frühere Schuld zu decken. Die Königin hinderte ihn aber daran und scheint ihm auch später die ganze Summe erlassen zu haben.

Vielen Aerger bereitete ihm ein Process, den er im Laufe derselben Zeit zu führen hatte. Im Herbst 1559 verlieh ihm die Königin die Präbende Wetwang,[1] zum Erzbisthum York gehörig. Die Pfründe war jedoch schon seit langen Jahren säcularisirt und in Privatbesitz gelangt. Eine Restitution des gesammten Kirchengutes hatte Maria wol beabsichtigt, aber nicht durchzuführen vermocht. Unser Beispiel zeigt, dass in einzelnen Fällen solch eine Restitution auch unter Elisabeth versucht und durchgesetzt wurde. Um seine eignen Ansprüche zur Geltung zu bringen, musste Ascham erst die Rechte des Erzstifts an dem Gute aufweisen. Bis

[1] Roger Ascham wird von der Königin vorgeschlagen ad canonicatum & Praebendam de Vetwang in Ecclesia Cathedrali Eboracensi etc. Westm. Oct. 9. 1559. Rymer, Acta Publica XV. 554.

in das Jahr 1566 dauerte der Rechtsstreit mit dem derzeitigen Inhaber, und Ascham klagt, dass ihm dabei vom Erzbischof, dessen Sache er doch recht eigentlich verfocht, keinerlei Hülfe und Unterstützung geleistet werde. Die Processkosten wuchsen ihm so über den Kopf, dass er gezwungen war, sein ganzes Silbergeschirr und, was ihn am meisten kränkte, die Juwelen und Schmucksachen seiner Frau zu verkaufen.[1]

Wie musste es Ascham da verletzen, dass, als er nun endlich den Process gewann und dem Erzstift York die Pfründe zugesprochen wurde, der Erzbischof sie nicht etwa der königlichen Verleihung gemäss an ihn vergab, sondern Robert Dudley, einen Dienstmann oder Verwandten Lord Leicesters, damit belehnte.

An diesen, der damals zu seinen mächtigsten Gönnern gehörte und der Pathe seines Söhnchens Dudley war, wandte sich Ascham in dieser Noth, und mit Erfolg, denn wenige Wochen darauf erging an den Erzbischof der gemessene königliche Befehl Elisabeths, den augenblicklichen Inhaber der Pfründe anderweitig zu entschädigen und dieselbe auf Grund ihrer früheren Verleihung und dem unbestreitbaren Rechte gemäss, das er sich durch den kostspieligen und langwierigen Process erworben hatte, auf ihren treuen Diener und Secretär zu übertragen „für sich, seine Wittwe und seine Kinder".

Der Befehl Elisabeths wurde aber nicht in seinem ganzen Umfange erfüllt. Allerdings dankt Ascham der Königin am 30. Oct. 1566, dass er im Laufe dieses letzten Jahres durch ihre Weisungen an das Finanzministerium und ihre persönliche Rücksprache mit dem Erzbischof von York endlich gänzlich *(clearly)* befreit worden sei von dem Elende des langen,

---

[1] „I have sold away my plate and that which grieveth me much, my wife's poor jewels" (II. p. 127). Eine kurze Notiz über diesen Process hat sich auch in dem Briefwechsel zwischen Th. Smith und W. Haddon aus dem Sommer 1565 erhalten. Der eine war damals Gesandter in Frankreich, der andere in Brüssel. Wir erfahren hier, dass der Rechtsstreit in jener Zeit Ascham besonders schwere Sorge bereitet hat. Siehe G. Haddoni . . lucubrationes passim collectae et editae . . studio et labore Th. Hatcheri. Londini 1567. 4°.

mühseligen und kostspieligen Processes und auch von der Kränkung und Beeinträchtigung, die einige ihm durch Entziehung des königlichen Gnadenbeweises zugedacht hatten. Aus einigen Daten in *Browne Willis's Cathedrals* I. 176 geht auch hervor, dass in dem Verzeichniss der Präbendare von Wetwang *Roger de Askham* vom 11. März 1559 (i. e. 1560) bis zum 28. Januar 1568 (i. e. 1569) als Inhaber derselben aufgeführt ist (*on the deprivation of Palmes*, in welchem wir demnach Aschams Gegner bei dem Process erkennen müssen.[1] Als sein Nachfolger erscheint dann aber nicht etwa seine Wittwe oder sein Sohn Dudley Ascham, für welchen er einst die Fürsprache des Pathen in Anspruch genommen hatte, sondern jener Robert Dudley, dem Erzbischof Young schon 1566 die Präbende zuweisen wollte, und der sie jetzt *on presentation of Dudley Earl of Leicester, for his turn* erhielt.

Schwere Sorgen machte ihm in den letzten Jahren der Gedanke an das Schicksal seiner Familie. Seine Frau hatte ihm im Laufe der Zeit mehrere Töchter und 4 Söhne geschenkt, von denen jedoch nur zwei, Giles und Dudley, den Vater überlebten.[2] Ein dritter, den er Sturm Ascham getauft hatte, „zum ewigen Angedenken an unsere Freundschaft" wie er dem Pathen schrieb, starb nur wenige Monate vor dem Vater.

Wir sahen, wie 1563 Sir Richard Sackville ihm die Sorge für den ältesten Sohn abnahm; aber mit dem Tode des Schatzmeisters fiel auch diese günstige Aussicht fort.

Ascham hatte viel häuslichen Sinn, eine warme und innige Liebe zu seiner Familie. Dass der grössere Theil der wenigen Briefe, die wir aus seinen letzten Lebensjahren besitzen, einen so lamentablen Charakter trägt, hat hauptsächlich

---

[1] Auch Le Neve in seinen Fasti ecclesiae Anglicanae III. 223. giebt die Reihenfolge: George Palmer or Palmes 1558. Roger de Askham 11. March 1559. Robert Dudley 28. Jan. 1568—69.

[2] II. p. 71 und 101. — p. 175. Im Herbst 1568 lebten von den Söhnen nur noch die zwei genannten, und doch sagt Mrs. Ascham 1570 in der Dedication des Schoolmaster (III. 77): ihr Gatte habe sie zurückgelassen „with a great sort of orphans". Die übrigen müssen also Töchter gewesen sein.

seinen Grund in der bangen Besorgniss, die Seinigen unversorgt und unbeschützt zurückzulassen. Ziehen wir die oben angeführten Fälle hinzu, in denen er über offenbares Unrecht klagt oder ohne seine Schuld in Bedrängniss gerathen erscheint, so brauchen wir nicht zur Erklärung der uns vorliegenden Bitte-Briefe an Elisabeth, Leicester und Cecil zu so compromittirenden Vermuthungen zu greifen, wie die meisten seiner früheren Biographen es gethan, wenn sie ihm nachsagen, sein Geld in Wetten, Würfelspiel und Leckerbissen vergeudet zu haben.

Soweit ich diesen Charakter erkannt habe, liegt seine Schwäche auf einer ganz anderen Seite als auf der niedriger Leidenschaften.

Es ist wahr, wir sehen ihn auf seiner deutschen Reise der Küche eine besondere Aufmerksamkeit zuwenden. Aber wer zöge nicht einen feisten Capaun einem mageren vor, oder tränke nicht lieber einen blinkenden Pokal edlen Johannisbergers als einen Krug elenden Dreimännerweins! Wer will dem armen Cambridger Gelehrten, der seine Jugend unter den schmalen Bissen und dünnen Suppen des St. Johns College verbracht hatte, verübeln, wenn ihm die Strassburger Kastanien mundeten!

Noch unbegründeter erscheint mir der Vorwurf, der ihm auf Grund seines Buches über den Hahnenkampf und wegen seiner Auslassung über das Würfelspiel gemacht wird.

Ascham selbst erklärt in seinem *Toxophilus* eingehend, was für ein weiter Unterschied zwischen Theorie und Praxis bestehe. Wenn er auch am besten über die Kunst des Bogenschiessens geschrieben habe, so folge daraus noch nicht, dass er auch der beste Schütze sei.

Ebenso halte ich es auch für vorschnell, darauf hin dass er mit Interesse einem Hahnenkampf beiwohnen, diesen Sport theoretisch ergründen und schriftstellerisch darzustellen vermochte, ihm nachzusagen, er sei ein passionirter Wetter gewesen. Nicht jeder, der am Roulette gestanden und mit Interesse dem Spiel gefolgt ist, kann desswegen ein Spieler genannt werden. Das Würfelspiel verurtheilt er überall, so oft er darauf zu sprechen kommt, in den härtesten Aus-

drücken. Unter den Lebensregeln, die er seinem jungen Schwager mit auf den Lebensweg giebt, heisst es: „Meide das Karten- und das Würfelspiel. Je mehr du dich ihm ergiebst, um so tiefer wird deine Achtung bei den Menschen sinken; je leidenschaftlicher du es betreibst, für um so schlechter wirst du gehalten werden“.[1]

Giles bemerkt sehr richtig: „In dem ganzen Umfange der englischen Literatur giebt es keinen Schriftsteller, der das Laster des Spiels und seine zerstörenden Wirkungen in treffenderer und schärferer Weise gezeichnet und gebrandmarkt hat, als Ascham. Sollte die Beschuldigung sich als wahr erweisen, so müssen wir annehmen, dass er wider besseres Wissen und gegen seine Ueberzeugung gesündigt habe“.

Ich nehme ihn auf das entschiedenste gegen diesen Vorwurf in Schutz. Untersuchen wir den Grund seiner Klagen und den Inhalt und Umfang seiner Bitten, so fällt auch nicht der leiseste Schatten auf ihn.

Als er sich um der Schwiegermutter willen in Schulden gestürzt hat, bittet er die Königin, ihm bei Wiedereinlösung seines Gutes behülflich zu sein; und nachher, ihm für die Rückzahlung der gelichenen Summe weitere Frist zu gewähren. Das Geschenk machte ihm Elisabeth, ohne dass er darum gebeten.

Als er mehr als fünf Jahre um ein ihm von der Königin verliehenes Gut mit äusserstem Aufwande processirt hatte, und man es ihm auch dann noch vorenthielt, ersuchte er Lord Leicester um seinen Einfluss, damit er zu dem seinigen komme. Elisabeth erklärt es selbst, sie habe ihm diese Präbende verliehen: „ohne irgend eine Bitte von seiner Seite, ja ohne dass er überhaupt darum wusste“.

Als er sich dem Tode nahe wähnte, und ihn der Gedanke an die Zukunft seiner Familie peinigte, bat er seine gütige Herrin, seine Pension, die er für den *Toxophilus* bezog, und seinen Gehalt als Secretär, je 20 £, seinen beiden Söhnen bis

---

[1] II. p. 29. — Ich verweise hier noch auf Aschams Selbstvertheidigung in Toxophilus II. 46^{b}.

zur Vollendung ihrer Ausbildung auch über seinen Tod hinaus zu verleihen.

Das ist alles, was in jenen Briefen enthalten ist, und wie aus der Art, in welcher Ascham seine Bitten vorbringt, mit höchster Wahrscheinlichkeit behauptet werden kann, das einzige, was er an Geld und Geldeswerth von der Königin erbeten hat.

Der Reinheit und Uneigennützigkeit seines Charakters erwächst aus diesen Bitten kein Makel, ebenso wie das Lob seiner Unbestechlichkeit und Ehrlichkeit ausser allem Zweifel steht, das er sich selbst ertheilte, als er um die Uebertragung seines Gehaltes und seiner Pension auf seine beiden Söhne bat: „. . . Wahrlich um die Wahrheit zu sagen, ein so kleines Erbtheil als kaum je ein königlicher Privatsecretär hinterlassen hat". —

Aschams rastloses Bemühen für eine Versorgung der Seinigen war eine Folge der Todesahnung, die ihn schon seit lange verfolgte. Er war von schwächlicher Leibesbeschaffenheit und unaufhörlichen Krankheitsanfällen ausgesetzt. Sein Leiden war jenes Wechselfieber, das damals grosse Verheerungen in England anrichtete, nicht immer unmittelbar tödtlich wurde, aber in steter Wiederkehr die Kräfte aufrieb und selten ganz gehoben werden konnte. Seit seiner Jugend war er damit behaftet, und mehr als einmal hatte er an seinem Aufkommen verzweifelt.

Wir erinnern uns, dass er noch zu König Heinrichs Zeiten aus Gesundheitsrücksichten um eine Licenz einkam, in den Fasten Fleisch essen zu dürfen. Grant berichtet uns, dass auch unter Marias Regierung ihm aus dem gleichen Grunde einige Nachsicht zu Theil geworden sei.

1562 schreibt er an Sturm, er sei im Laufe der letzten 4 Jahre so unaufhörlich von der Krankheit geplagt worden, dass ein Fieberanfall den anderen immer abzulösen scheine. Seine Gesundheit sei dadurch völlig untergraben, die Mühe der Aerzte beschränke sich nur auf Erleichterung, die sie ihm zu schaffen suchten; die Hoffnung auf vollständige Herstellung habe er schon ganz aufgegeben.

Es kamen doch auch wieder bessere Zeiten, in denen

er sein Amt versehen, seinen Studien in alter Weise obliegen konnte. Nur vermied er es jetzt in die Nacht hinein aufzubleiben, oder am Nachmittage anstrengend zu arbeiten. Den Studien widmete er ausschliesslich die Morgenstunden und den Vormittag, während die übrige Zeit, soweit sie nicht von den Amtsgeschäften in Anspruch genommen wurde, für den Verkehr mit seinen Freunden und gelehrten Fremden oder für allerlei körperliche Uebungen bestimmt war. Sehr wahrscheinlich gehörte auch er zu jener *friendly and franke fellowship of Prince Arthurs kinghtes in and about the Citie of London,* von der Mulcaster uns in seinen *Positions* p. 101 erzählt. Aus allen Aufzeichnungen seiner Freunde und Zeitgenossen tritt uns dabei die seltene Liebenswürdigkeit entgegen, die Ascham im persönlichen Umgange entwickelte. Kein hartes Wort finden wir; auch in weiter Entfernung und noch nach langen Jahren gedenken sie seiner voll Liebe und herzlicher Zuneigung.[1] Dass er angehende Schriftsteller gerne unter seinen Schutz nahm, beweisen uns Arthur Hall, der selbst bekennt, dass nur auf Aschams Zureden und Ermunterung er sich an das schwierige Werk seiner Homerübersetzung gewagt habe,[2] und jener Thomas Blundeville, dessen Buch er durch die p. 31 mitgetheilten Verse dem Publikum empfahl.

Da geschah es, dass er diese geregelte Lebensweise im December 1568 unterbrach, um ein längeres lateinisches Ge-

---

[1] Ich verweise hier z. B. auf Th. Nashe's humoristische Schrift: Lenten Stuff, concerning the description and first procreation and increase of the town of Great Jarmouth — with a new play . . . of the praise of the red Herring. London 1599. 4°. pag. 83, in der er Ascham scherzhaft wegen einer Stelle in seinem Schoolmaster angreift, in welcher dieser der Seemannsehre der Yarmouther Heringsfischer zu nahe getreten sein soll.

[2] Arthur Hall, Ten books of Homers Iliades translated out of French . . London, Ralph Newberie, 1581. 4°. pag. 188: Epistle Dedicatorie to Thomas Cecill: „. . First I remember that about 18 or 19 yeeres past walking with M. Richard [!] Askame, a verie good Grecian and a familiar acquaintaunce of Homer, and reciting upon occasion of talke betweene us certaine verses englished by me of the said Author, he animated me much with great entreatie to go forwarde with my begun enterprise".

dicht in Hexametern zu Ende zu bringen, welches er der Königin als Neujahrswunsch zu überreichen gedachte. Es ist uns erhalten und von Giles nach der alten Grantschen Ausgabe wieder gedruckt worden (III. 288 ff.). Weil die Zeit drängte, und sein Eifer ihm keine Ruhe liess, nahm er wieder die Nächte zu Hülfe und konnte dann nachher, durch die geistige Anstrengung erhitzt und aufgeregt, keinen Schlaf und keine Erholung mehr finden. Bald ging dieser Zustand in ein heftiges Fieber über, das ihn am 23. December ganz aufs Lager warf.

Alle Bemühungen dem Erschöpften durch künstliche Mittel Schlaf und Ruhe zu schaffen waren vergeblich;[1] seine Kräfte gingen rasch zur Neige, und nachdem er sein Haus beschickt, von seiner Familie und seinen Freunden Abschied genommen hatte, that er bei vollem Bewusstsein gegen 10 Uhr Vormittags am 30. December 1568 den letzten Athemzug.

Sein Tod wird uns als ein sehr schöner und feierlicher geschildert. Die Umstehenden bezeugten: nie habe ein Mann ehrenwerther gelebt, nie sei einer christlicher gestorben.

Ein confessionelles Glaubensbekenntniss ist uns aus jenen letzten Tagen nicht erhalten. Ascham sprach aber viel mit den Freunden über himmlische Dinge und seine letzten Worte lauteten: „Ich wünsche abzuscheiden und wieder bei Christo zu sein!“

Die Theilnahme bei seiner Todesnachricht soll eine ausserordentlich grosse gewesen sein sowohl bei Hofe, als in den Gelehrtenkreisen, als auch beim grossen Publikum. Elisabeth hat in ihrem Kummer um den Verlust des Lehrers und treuen Dieners ausgerufen, sie würde lieber 10,000 £ ins Meer geworfen als ihn verloren haben. Bei der sonstigen Sparsamkeit der Königin hielt man das für eine ganz ausserordentliche Werthschätzung Aschams.

Ohne irgend besonderes Leichengepränge aber unter einem grossen Zustrom von Theilnehmenden und Leidtragen-

[1] Unter anderem nahmen die Diener ihn auf ihre Arme und trugen ihn so auf und ab. Man legte ihn sogar in eine Wiege und schaukelte ihn wie ein Kind (cunabulis ad provocandum somnum praeparatis infantium more volvebatur).

den ist er dann am 4. Januar 1569 auf dem Kirchhof von Newport (früher St. Sepulchre) zur Erde bestattet worden.

Das Interesse galt damals wol ausschliesslich dem liebenswürdigen, freundlichen und guten Menschen, dem tüchtigen geistreichen Gelehrten, dem angesehenen Hofmanne und Vertrauten der Königin. Das wahre Verständniss für die grosse That dieses Mannes mag kein einziger unter allen gehabt haben, die an seinem Grabe standen. Man pries vieles an ihm: Eigenschaften, die er besass oder die man ihm andichtete, Thaten, die er ausgeführt hatte, oder doch ausgeführt haben könnte. Aber dass er mit Hintansetzung des eignen Gelehrtenruhms, trotz seiner Bewunderung für das classische Alterthum, die Muttersprache zur Geltung zu bringen suchte und der Bahnbrecher einer reinen verständlichen englischen Prosa wurde, das hat keiner seiner Lobredner hervorzuheben für wichtig genug gefunden. —

Dass Ascham geadelt worden sei, wie einzelne Spuren vermuthen lassen, scheint mir sehr unwahrscheinlich.

I. 1, xc wird er in dem Verzeichniss der Präbendare von Wetwang genannt: Roger de Askham. (Die Eintragung kann erst im Sommer 1566 gemacht worden sein, wenn sie auch auf 1559 zurückdatirt wurde).

II. p. 128 nennt er sich selbst in einem Briefe an Leicester vom 14. April 1566: „Sir Askam"; doch scheint das vielmehr Selbstironie zu sein.

In *State Papers Dom. 1547—1580* p. 324 schreibt unter dem 31. December 1568 Walter Haddon an Cecil und empfiehlt Mr. Clerk of Cambridge *as a worthy successor of that excellent and learned man Sir Roger Ascham.*

So weit ich habe finden können, sind das die einzigen Stellen, in denen auf eine Rangerhöhung hingedeutet wird, an Zahl gering und an Werth — mit Ausnahme der letzten -- zweifelhaft. Wäre Ascham wirklich eine derartige Auszeichnung zu Theil geworden, so müsste sich mehr darüber finden, und Grant hätte keinesfalls versäumt darauf hinzuweisen. Ich bemerke, dass auch Mrs. Ascham in ihrer Dedication III. 76—77 ihren Gemahl nur Mr. nie Sir nennt. Dagegen erfahren wir aus *Willis' Note Parl. III. 2, 73 (2088[a]),*

dass Roger Askham Esq. als Vertreter von Preston Lancashire, in dem Parlamente sass, welches im Januar 1563 zusammentrat.

Ascham war von kleiner Statur und unanschnlichem Aeusseren.[1] Seine Erscheinung machte in früheren Jahren trotzdem keinen unangenehmen Eindruck. Ein grosser *physiognomus* will alle die Vorzüge und liebenswürdigen Eigenschaften, die seine Schriften auszeichneten, auch in seinen Mienen und Geberden gefunden haben. Dahin rechnet er: Höflichkeit, Bescheidenheit, Milde, Würde. Es liege nichts Aussergewöhnliches in seiner Erscheinung *(nihil exquisitum)*, aber auch nichts Gemachtes *(nihil affectatum)*.[2]

Wir besitzen ein Bild von ihm als Titelkupfer zu der Elstobschen Ausgabe 1703, von Burgers in Kupfer gestochen, das ihn im Gespräch mit Elisabeth zeigt. Ascham steht aber so ungünstig, dass der Schatten uns das ganze Gesicht verdeckt. Wir sehen nur den lang herabwallenden Vollbart und eine ziemlich lange, gerade Nase. Er erscheint bedeutend kleiner als die Königin, zusammengeschrumpft, den Kopf in den Schultern sitzend, eine recht klägliche Figur.[3]

In den letzten Jahren hatte ihn die Krankheit stark mitgenommen. Im Frühjahr 1566 schildert er sich selbst: „Meine grauen Haare, meine hohlen Augen, mein matter Blick . . . .“

Es waren demnach nur die Eigenschaften seines

---

[1] I. 2, 320: „Tu fortasse aliquando audivisti . . . me aliquem esse arcu et sagittis, et esse etiam non magnae staturae homonem“.

[2] I. 2, 359.

[3] Th. Roberts, The English Bowman p. XLII. London 1801, zieht den Werth des Bildes als Porträt in Zweifel: „it seems doubtful wether this is a real Portrait“. Bromley in seinem Catalogue soll denselben Zweifel aussprechen, und da das Burgersche Bild das Datum 1676 trägt, ist es allerdings fraglich, ob wir es hier mit einer irgend authentischen Darstellung zu thun haben. Die in den Notes and Queries mehrfach (2 serie. III. 307; XI. 287) aufgeworfene Frage, ob sonst noch ein Bild unseres Engländers existire, ist bis jetzt unbeantwortet geblieben. Nur Edward F. Rimbault erinnerte sich (ibid. XI. 379), einst irgendwo ein altes Oelgemälde Aschams gesehen zu haben, doch konnte er genaueres darüber nicht angeben.

Charakters und seines Geistes, die ihm Freunde und Gönner verschafften und ihn zu der Stellung emporhoben, die er zuletzt bekleidete.

Wir fanden tiefe Schatten in seinem Wesen, wie könnte das auch anders sein! Er ist von Schmeichelei nicht freizusprechen, er hat sich zu Zeiten der Heuchelei und der Ueberzeugungsuntreue schuldig gemacht. Wir fanden aber auch manches, was die Last dieses Vorwurfs mildern musste, und durften ihn von anderen Anklagen freisprechen. In seinem Amte war er treu, im bürgerlichen Leben unbescholten, seinen Freunden zugethan, sofern ihn das nicht selbst exponirte, dienstbereit, sofern ihn das nicht selbst in weitere Conflicte brachte.

Seiner Wissenschaft war er mit Eifer und voller Liebe hingegeben und bis an seinen Tod in ihr rüstig thätig. Es ist ein merkwürdiger Zufall, dass er in dem letzten 17 1/2 Druckseiten füllenden Briefe an Sturm, dem letzten auch, der uns von ihm erhalten ist, nicht ohne eigne Befriedigung, gleichsam als fühle er sich am Marksteine seines Lebens, ausruft: der Freund werde aus dem gesagten erkennen, dass sein wissenschaftlicher Eifer und seine Liebe zu den Studien nicht erkaltet sei, seit er auf Bucers Anregung vor mehr als 18 Jahren zum ersten Mal an ihn geschrieben.

In den Lebensregeln, die er einst seinem jungen Schwager bei dessen Eintritt in die grosse Welt gegeben, finde ich so ganz und gar die Grundsätze wieder, die Ascham in seinem eigenen Verhalten befolgte, dass ich hier noch einmal auf sie verweisen muss:

„Lebe mit deinen Kameraden freundlich und friedlich; sei höflich und zuvorkommend gegen sie, dass keiner dir deines steifen und mürrischen Wesens wegen übelwolle oder dich für deine hochfahrende Rauheit hasse, Fehler, in die junge Leute bei Hofe leicht verfallen. Verachte die Armen nicht, spotte nie über die Einfachen. Erkenne deine Fehler wohl, aber suche sie an keinem anderen; dies ist der beste Weg um ruhig und unangefochten zu bleiben. Sei kein Neuigkeitskrämer; spionire nie nach Anderer Geheimnissen, denn die Horcher sind meist auch Schwätzer. Lüge nie, denn das

ist unanständig. Sage nicht jede Wahrheit, denn das ist unnöthig. Ja zu mancher Zeit und an manchem Ort ist eine harmlose Lüge besser angebracht als eine verderbliche Wahrheit. Verabscheue und fliehe jede schlechte That; meide schlechte Gesellschaft; thue nichts, als was dir recht erscheint; pflege nur mit denen Umgang, die du für anständig kennst; suche Frieden und Ruhe mit jedem und endlich: liebe alle!"

Nicht immer mit Billigung, aber stets mit Interesse und Theilnahme verfolgt man die Schicksale dieses Mannes.

Sein Leben erscheint bedeutend durch seinen eigenen Gehalt, durch die mannichfachen Wechselbeziehungen, in denen er zu den Berühmtheiten seiner Zeit gestanden, durch die Spuren, die er von seinem Wirken hinterlassen.

Ich wünsche, dass es mir vergönnt gewesen sei, seiner Bedeutung durch meine Arbeit wenigstens annähernd gerecht zu werden.

BEILAGE I.

Ueber Aschams Geburtsjahr hat seither einige Ungewissheit geherrscht. Grant folgend haben alle früheren Biographen dasselbe in das Jahr 1515 gelegt, und Grant ist in der That die einzige Quelle, die wir für die frühesten Daten aus Aschams Leben besitzen. Aber gerade Grants Angaben haben mich zu einem abweichenden Resultate geführt.

Vom Geburtsjahr sagt er (III. 307): *natus est circa annum Domini 1515.*

Nach Cambridge sei Ascham gekommen (III. 308): *circa annum Domini 1530.*

Baccalaureus wurde er (III. 312): *a. D. 1534 Febr. 18 aetatis suae agens annum decimum octavum.*

Magister artium wurde er (III. 313): *anno D. 1537 Die Martis post festum Divi Petri et Pauli* [Juli 3] *annum aetatis suae agens vicesimum primum.*

Sein Tod erfolgte (III. 342): *Decembris tricesimo anno 1568, aetatis suae annum agens quadragesimum tertium.*

Aus diesen Angaben erfahren wir, dass Ascham am 18. Febr. 1534 in seinem 18. Lebensjahr stand; am 3. Juli 1537 in seinem 21.; und am 30. Dec. 1568 im 53. Jahre.

Es fragt sich, wie das zu verstehen ist. Hatte er das jedesmal angegebene Altersjahr an dem betreffenden Datum schon zurückgelegt oder noch nicht?

Hatte er es noch nicht vollendet, so ist er am 30. December 1516, am 18. Februar 1517, und am 3. Juli 1517

noch kein ganzes Jahr alt gewesen. Sein Geburtstag müsste also in den Herbst 1516 fallen, zwischen den 3. Juli und den 30. December. Im anderen Falle wäre er im Herbst 1515 geboren.

Ich glaube, wir müssen bei der ersten Erklärung stehen bleiben. Georges, Lat.-deutsches Handwörterbuch I. 202, giebt zu dem Ausdruck *annum agere,* dessen Grant sich jedesmal bediente, die Erläuterung: „in einem Jahre stehen (= es erreicht aber noch nicht überschritten haben".

Wir werden daher das von Grant gebrachte Geburtsjahr: „circa 1515" dementsprechend ändern müssen in: Herbst 1516. Ich mache darauf aufmerksam, wie er diese Angabe nur unbestimmt und unter Vorbehalt macht, während jene drei Daten ganz bestimmt auftreten.

Ist Ascham im Herbst 1516 geboren, so war er bei seinem Eintritt in Cambridge nicht wie Giles angiebt: *about fifteen years old,* sondern hatte ziemlich genau ein Alter von 14 Jahren.

Wann aber kam er nach Cambridge? *Circa annum 1530? . . in or about 1530?*

Wir wissen, dass in jener Zeit der academische Cursus auf sieben Jahre berechnet war, von denen vier auf den mehr vorbereitenden Theil bis zur Baccalaureatsprüfung, die drei übrigen auf die Zeit bis zum Magister fielen.

Da Ascham die erste Prüfung am 18. Febr. 1534 bestand *juxta morem et consuetudinem Academiae,* so ist er spätestens im Herbst 1530 in Cambridge immatrikulirt worden. Wir dürfen bei dieser Angabe nicht etwa Märzrechnung annehmen und den 18. Febr. 1534 in unsern 18. Febr. 1535 umrechnen, da Ascham schon am 8. Juli 1537 den Magister absolvirte und Grant ausdrücklich von einem *Triennium* spricht, das seit dem vorhergegangenen Examen verflossen war.

Ein früherer Eintritt als Herbst 1530 kann desshalb nicht stattgefunden haben, weil in allen Briefen mit zweifelhaftem Datum, die zu der besprochenen Begebenheit in irgend einem Zusammenhang stehen, nur dieser Zeitpunkt oder ein späterer, nie aber ein früherer in Frage kommen und auch Aschams zu jugendliches Alter dem widersprechen würde.

Die Aufnahme in den Colleges sollte erst nach zurückgelegtem 14. Lebensjahre stattfinden.

Eine bestätigende Angabe besitzen wir hierzu auch von ihm selbst. In einem zu Anfang 1554 geschriebenen Briefe, zu einer Zeit, in welcher der Märzrechnung zu Folge damals noch 1553 gezählt wurde, sagt er: er sei *ab Academia, ubi viginti tres annos studui hoc anno* an den Hof gekommen (I. 2, 393). — 1553—23 giebt uns präcis 1530 und zwar Herbst 1530, weil Ascham erst gegen Ende des Jahres 1553 nach London übersiedelte.

Was seine Familie betrifft, so sind uns nur von seinem Sohne Giles (Aegidius) weitere Nachrichten erhalten. Seine Frau, Mrs. Margareth Ascham, war bedeutend jünger als ihr Gatte; es scheint, dass er ihre Wiederverheiratung erwartete und wünschte: *You are well stepped in years, your wife is young,* lässt er im October 1567 einen Freund zu sich sprechen (II. 156). Im Jahre 1570 schrieb sie zu der ersten Ausgabe des *Schoolmaster* die Widmung an Cecil, und sind die Worte aus ihrer eignen Feder geflossen, so bewährt sie sich als die würdige Gattin des „ersten englischen Classikers". Ein klarer Geist redet aus ihnen in edler, würdevoller Sprache. Noch unterzeichnet sie Margareth Ascham. Dieser Widmung wegen hat sie auch einen Platz in G. Ballards *Memorials of british Ladies etc. (London 1775. 8°. p. 107)* gefunden, der aber auch nichts weiter über sie mitzutheilen weiss: „Wann sie starb und ob sie noch etwas zur Förderung der Wissenschaften that, ist mir unbekannt, doch erscheint es sehr wahrscheinlich, dass sie neben ihrem Gatten in der Kirche St. Sepulchre vor Newgate, London, begraben wurde". In dem *Forth Report of the Commission on historical Manuscripts 1874.* p. 221 finde ich, dass unter der Urkunden-Sammlung des Lord Salisbury in Hatfield auch ein Brief aufgezählt ist, den Mrs. Margareth Askam (Ascham) an die Königin im März 1582 geschrieben hat. Sie lebte damals also noch und war unverheiratet. Näheres über dies Schreiben, das für Aufhellung des Schicksals der übrigen Familienglieder jedenfalls von Bedeutung sein

muss, kann ich nicht mittheilen, da wie oben erwähnt mir vom Besitzer die Erlaubniss der Benutzung nicht gewährt wurde.

Von Aschams ältestem Sohne Giles wissen wir, dass Cecil im Auftrage der Königin für ihn zu sorgen hatte. Er bezog ein königliches Stipendium und erhielt nachher die Pension des Vaters ausgezahlt, um welche dieser einst für den Sohn gebeten hatte. 1573 wurde er in die von Elisabeth errichtete Lateinschule zu Westminster gegeben, wo Grant sein Lehrer war, durch ihn Einblick in den literarischen Nachlass des Vaters erhielt und seine erste Ausgabe der lateinischen Briefe erscheinen liess.

Zu Anfang 1576 war Giles noch in Westminster, nachher trat er in das St. Johns College in Cambridge und wurde im November 1583 Fellow im Trinity-College daselbst. Er soll ein tüchtiger Gelehrter geworden sein und namentlich im lateinischen Styl dem Vater kaum nachgestanden haben. Das einzige, was wir von ihm besitzen, sind 6 Briefe, die er 1581—92 an Cecil schrieb. Ausschliesslich seine Pensions- und Stipendien-Angelegenheiten betreffend bieten sie kein weiteres Interesse. Sie sind zum ersten Mal gedruckt worden von Giles III. 356—365.

Cooper vermuthet, er sei schon 1596 gestorben, weil sich vom 15. Juni dieses Jahres ein letzter Wille von ihm erhalten hat. Dagegen berichtet Elstob (I. 1, CXI.) auf Grund einer Mittheilung des alten Strype, *cujus ego peritiae in hac parte historiae multum tribuo,* dass in den Verzeichnissen des Trinity-College noch 1615 sein Name unter den acht ältesten Mitgliedern genannt wird.

Manches weitere über ihn giebt noch Cooper, *Athen. Cantab.* II. 207.

Von Aschams Töchtern und seinem Sohne Dudley verschwindet jede Spur. —

Elstob machte 1703 weitere Nachforschungen über die Nachkommenschaft des berühmten Mannes. Dieselbe erschien ihm völlig verschollen und verschwunden, auch in der ursprünglichen Heimath des Geschlechts in Yorkshire: *ne nominis quidem ulla manent vestigia.*

Nur eines Antonio Ascham erwähnt er noch, *qui ultimus ejus nominis occurrit mihi, scriptis suis haud ignotus; quid contigerit illi et quisnam fuerit ab historiographo Oxoniensi licet cognoscas* (I. 1, CXI.). Aus der angegebenen Quelle scheint mir jedoch hervorzugehen, dass dieser Anthony einer anderen, einer alten Londoner Familie angehörte, deren Glieder auch in Cambridgeshire ansässig waren, und deren Spuren sich durch mehrere Jahrhunderte verfolgen lassen. Ein Zusammenhang mit der Familie unseres Roger ist nicht nachweisbar, aber aus der Gleichheit der Vornamen eine Verwandtschaft sehr wahrscheinlich.

Erwähnt werden von ihr:

1. *Roger de Askham* im Jahr 1313 als Anhänger des Grafen Lancaster. *Rymer, Acta Publica II, 1. 51. (ed. 1739).*

2. *Hamundius Askam, socius Collegii Ballionensis* in Oxford 1370. *Catalog. Codicum MSS. qui in Collegiis Oxoniensibus adversantur* I, 26. — 1397 war er 6. Master von Baliol-College. *Wood, Hist. and antiquities of the Colleges and Halls of Oxford.* p. 82.

3. *Willielmus Askham, Domicellus,* als Zeuge in einer Urkunde. London 1372 Januar 30. — Rymer III. 2, 190.

4. *Robert Askeham, Clericus,* Zeuge in einem Pass nach Rom. Westminster 1389. — Rymer III. 4, 47.

5. *William Askham, Civis et Aldermannus Civitatis Londiniae.* Königlicher Erlass, 1409 Nov. 24 und 1410 Dec. 24. — Rymer IV. 1, 163 und 183.

6. *Roger Askam. Ordinary yeoman of her Queens Chamber is appointed to be yeoman of her beares.* 1573 Juni 23. — Rymer VI. 4, 155.

7. und 8. Thomas und John Ascham in Cambridgshire [um 1580] Cooper, *Athen. Cantab.* I, 263 ff. — Den drei letzteren, Thomas, John und Roger Ascham, Söhnen des Thomas Ascham, ihren Dienern, verleiht die Königin am 26. September 1600 die Probstei und Widme Witlesford in Cambridgshire. *Record-Office. Lord Treasurers Rememb. of Exchequer, Originalia. 42 Elisab. I. 2, 21.* In derselben Urkunde wird auch erwähnt:

9. Dudley Ascham, der Sohn des Roger Ascham, d. h. der Sohn des unter 6. aufgeführten.

10. Anthony Ascham, *of a genteel family.* Er war Gesandter des Parlaments in Madrid und wurde daselbst im Juni 1650 ermordet. Er hat geschrieben *a discours on the confusions and revolutions of Gouvernement . . London 1649.* 8°. *Athen. Oxon.* II. 385. Es ist dies der von Elstob gemeinte.

BEILAGE II.

Was Aschams Schriften betrifft, so giebt uns Giles in den Vorreden zu den einzelnen Bänden eine Uebersicht der ihm bekannt gewordenen Editionen und Abdrücke derselben. In Coopers *Athenae Cantabrigienses* findet sich ausser diesen Angaben auch noch ein Register der verloren gegangenen und nicht zum Drucke gelangten Arbeiten. Nach beiden Seiten hin vermag ich Ergänzungen und Berichtigungen zu bringen. Ich folge dabei der chronologischen Aufeinanderfolge, in welcher sich der Verfasser — so weit ersichtlich — mit den jeweiligen Thematen beschäftigte:

I. Beiträge zu einer projectirten Psalmenausgabe des Bischofs von Herford, vor 1538 (I. 1, p. 33—34). Sie sind wahrscheinlich gar nicht zum Druck gelangt und so verloren gegangen. (Vergl. p. 23).

II. *Themata Theologica, debita disputandi ratione in Collegio D. Joan. pronunciata.* Gesammelt und herausgegeben mit der *Apologia* und den *Expositiones* von Edward Grant, 1577. 8^0. (Vergl. p. 40—41).

III. *Expositiones antiquae in Epistolas Divi Pauli ad Titum et Philemonem ex diversis sanctorum Patrum Graece scriptis commentariis ab Oecumenio collectae et a Rogero Aschamo versae.* Die beiden Briefe sind ganz unabhängig von einander behandelt worden. Geschrieben 1542. Das Original-MS. der *Expositiones quaedam antiquae in Epistolam D. Pauli ad Philemonem* befindet sich noch in Cambridge, *Library of St. Johns College.* Die beiden Abhandlungen

wurden von Grant unter dem combinirten Titel 1577 zugleich mit der *Apologia* und den *Themata* herausgegeben. (Vergl. p. 41 ff.)

IV. Psalm wider den Türken, geschrieben 1543 und dem Bischof Day überreicht 1544 (I. 2, 323). Diese Dichtung ist verloren gegangen. (Vergl. p. 32—33).

V. Uebersetzung des Philoctet von Sophocles ins Lateinische im Versmass des Urtextes, 1544. (I. 1, 32). Die Arbeit ist verloren und scheint gar nicht zum Druck gelangt zu sein. O. Septimius Florens Christianus, der im Jahre 1586 zu Paris (Fried. Morell 4°) den Text des Philoctet mit einer lateinischen Uebersetzung herausgab, nennt in der Vorrede als bedeutende Uebersetzer griechischer Dramen wol Erasmus, den Engländer Buchanan und Scaliger, von Ascham dagegen weiss er nichts zu melden. (Vergl. p. 46).

VI. Bearbeitung des Herodot, Anfang 1544. (I. 1, 75). Verloren.

VII. *Toxophilus, The schole of schootinge, conteyned in two bookes. To all Gentlemen and yomen of Englande pleasaunte for theyr pastyme to rede and profitable for theyr use to folow both in war and peace.* [im Colophon:] *Londini. In aedibus Eduardi Whytechurch, cum privilegio ad imprimendum solum. 1545. [4°. 42 + 8 Bl.].*[1] Diese erste Ausgabe ist sehr selten. 1807 kannte man nur fünf Exemplare derselben, von denen sich heute zwei im Brit. Museum befinden, beide defect, aber mit grosser Sorgfalt ergänzt. Nr. 785 d. 13 enthält geschriebene Randnoten, die möglicher Weise von Aschams eigner Hand herrühren; die Aehnlichkeit der Schriftzüge ist gross. Es sind kurze Inhaltsangaben zur leichteren Orientirung. Eine Notiz zu Eingang des Bandes giebt an, dass der *Rev. J. W. Dodd* von *Drury Lane* aus verschiedener Hand drei defecte Exemplare der Ausgabe aufkaufte, daraus ein vollständiges bildete und die zwei anderen handschriftlich ergänzte, *of which this is one.* Ein vollständiges viertes Exemplar befand sich ausserdem

[1] Es findet sich häufig eine erste Ausgabe 1544 erwähnt. Das ist irrig; das Buch wurde erst 1545 veröffentlicht. Vergl. p. 58—59.

im Besitze von *R. Hawarth Esq. of Chancery Lane* und ein unvollständiges fünftes im Brit. Museum. Dieses (1040 h. 2.) ist gleichfalls von J. W. Dodd in facsimilirter Handschrift ergänzt worden. Das Exemplar, welches Ascham an Eduard VI. schenkte, befindet sich heute in Besitz des *Sir W. Cope of Bramshill-House. (Commisson of Hist. MSS. third Report.* p. 244).

Die 2. Ausgabe erschien unter verändertem Titel: *Toxophilus, The schole or partitions of schooting contayned in II. bookes written by Roger Ascham 1544 and now newlye perused. Pleasaunt for all Gentlemen and Yomen of Englande for theyr pastime to reade and profitable for their use to folowe both in warre and peace. Anno 1571. Imprinted at London in Fleetstreate neare to Saint Dunstones Churche by Thomas Marshe.* [4°. 63 + 4 Bl.] — Weitere Separatausgaben sind:

3. [Titel wie in 2.] *At London printed by Abell Jeffes, by the consent of H. Marsh. Anno 1589.* [Colophon:] *At London . . . Anno Domini 1589.* [4°. 63 + 7 Bl.]

4. [Titel wie in 2.] *Anno 1571 Imprinted at London . . . by Thomas Marshe. To which is added a Dedication and preface by the Reverend John Walters . . . Wrexham. Reprinted by R. Marsh 1788.* [klein 4°. 230 + XXII Bl.][1]

5. [Titel ganz wie in 4.] *Wrexham. Reprinted by J. Painter 1821.* [4°. 230 + XXII Bl.] Ein einfacher Abdruck der vorigen Ausgabe.

6. [Titel ganz wie in 1.] London 1865. 8°. Ein Abdruck der Ausgabe von Giles. Erwähnt von E. Arber.

7. *Roger Ascham. Toxophilus 1545.* In: *English Reprints edited by Edward Arber. London Alex. Murray & son. 1 July 1868.* [8°. 168 Seiten].

8. [Abdruck von 7.] *Large Paper edition. ibid. 1. October 1869.*

Zu einer Subscription auf eine von ihm projectirte neue

---

[1] Giles II, III. giebt an: „an octavo edition appeared at Wrexham in 1588". Da er der Ausgabe 1788 gar nicht gedenkt, so liegt hier wol nur ein Druckfehler vor. Das Format ist 4°, nicht 8° oder wie sich an anderer Stelle angegeben findet 12°.

Ausgabe des *Toxophilus* forderte, London 1792 August 1, *the Rev. John Norcross* auf *(Brit. Museum, Add. MSS. 6139. Archery Papers).* Er versprach neben einer genauen Wiedergabe des Originaldrucks von 1545 auch erklärende Notizen und eine Biographie des Verfassers. Es sollte ein Prachtband in 4^0 werden, doch ist die Absicht — so weit ich sehen kann — nie ausgeführt worden.

Der *Toxophilus* ist ferner gedruckt worden in:

9. *The english works of Roger Ascham. edited by J. Bennet. London 1761.*

10. [Dasselbe Wiederabdruck.] London. [o. J. 4^0. 51 + 178 p.]

11. *The english works of Roger Ascham edit. by J. G. Cochrane. London 1815.* [8^0. 47 + 175. p.]

12. [Zweite Ausgabe Cochranes.] London. [o. J. 8^0].[1]

13. *The whole works of Roger Ascham . . . by the Rev. Dr. Giles. London 1864.* [8^0. Vol. II. p. 1^b—168^b].

VIII. *Apologia doctissimi viri Rogeri Aschami, Angli, pro Coena Dominica, contra Missam et ejus praestigias; in Academia olim Cantabrigiensi exercitationis gratia inchoata. Cui accesserunt themata quaedam Theologica, debita disputandi ratione in Collegio D. Joan. pronuntiata. Expositiones item antiquae in epistolas Diri Pauli ad Titum et Philemonem, ex diversis sanctorum Patrum Graece scriptis commentariis ab Oecumenio collectae et a R. A. Latine versae. Excusum Londini pro Francisco Coldocko. Anno 1577.* [klein 8^0; 296 Seiten + 8 Bl.][2] [Im Colophon:] *Londini ex Typographia Henrici Middletoni, Anno 1577. (fol. 3ª: Dedicatio . . . Roberto Dudleio Leicestriae comiti . . has . . R. Aschami lucubrationes Theologicas, nunc primum collectas et aeditas . . E[duardus] G[rant] dedicat consecratque.)* — Bei mehreren Exemplaren findet sich die Jahreszahl auf dem Titelblatt

[1] Die Auflage 1815 war nur 250 Exemplare stark; daher veranstaltete Cochrane nach einiger Zeit eine neue, die aber unter verändertem Titel und ohne Datum erschien. Ich habe kein Exemplar derselben gesehen.

[2] Das Format ist klein 8^0 und nicht 12^0, wie vielfach angegeben wird. —

umgeändert in 1578, indem die 8 mit Tinte drübergeschrieben wurde. Im Colophon ist in diesen Fällen die Ziffer unverändert geblieben. Die Schrift scheint selten, selbst das Brit. Museum besitzt sie nicht; dagegen habe ich in Cambridge mehrere Exemplare gefunden. *Lowndes & Bohn, Manual etc.* p. 78 geben auch eine Ausgabe 1587 an, doch habe ich nirgendwo ein Exemplar derselben ermitteln können und vermuthe ein Versehen, das aus der Correctur 1578 entstanden sein mag. (Vergl. p. 64—66).

IX. Tagebuch geführt in Cheston und Hatfield 1548—1550, während er Elisabeths Lehrer war (III, 4.). Ist verloren.

X. Ascham bereitet eine Ausgabe der *Libri Antibarbarorum* des Desiderius Erasmus vor. 1550. Die Arbeit ist aber nicht vollendet worden. (Vergl. p. 81—82).

XI. *Epistola Joh. Sturmio de Nobilitate Anglicana, 1550 April 4.* Der Brief wurde zuerst gedruckt in: *Clarissimi viri Conradi Heresbachii Jureconsulti de laudibus Graecarum Literarum oratio . . . Joan. Sturmii de educatione Principum . . . Rogeri Aschami et Joannis Sturmii Epistolae duae, de nobilitate Anglicana. Argentorati MDLI.* [Im Colophon:] *Argentorati, Wendelinus Ribelius excudebat. Anno MDLI.* [klein 8°. 68 ungezählte Blätter.] Nachher steht das Schreiben in allen Ausgaben der lateinischen Briefe und zuletzt bei Giles I. 1, 181—193.

XII. Tagebuch geführt während seines Aufenthalts in Deutschland 1550—1553. Wahrscheinlich von Ascham selbst vernichtet. (Vergl. p. 99 ff.).

XIII. Der bedeutende Antheil, den ich Ascham, namentlich in formeller Beziehung, an den officiellen Depeschen der englischen Gesandtschaft am Hofe Karls V. aus den Jahren 1550—1553 zuweisen zu müssen glaubte, veranlasst mich, dieselben auch an dieser Stelle nicht unerwähnt zu lassen. Ein Theil des erhaltenen Restes ist im Auszuge gedruckt in den *Calendar of State Papers, For. 1547—1553;* ein Theil liegt unveröffentlicht im *British Museum, Cotton Galba B. XI.* (Vergl. p. 96 ff.).

XIV. *A Report and Discourse written by Roger Ascham*

of the affaires and state of Germany and the Emperour Charles his Court, duryng certaine yeares while the sayd Roger was there. At London. Printed by John Daye, dwelling over Aldersgate, cum gratia et privilegio Regiae Majestatis per Decennium. [Ohne Jahr. 4°. 3 + 33 Bl.]. Geschrieben ist die Abhandlung im Juni und Juli 1553 zu Brüssel. Eine Copie des Original-MS. befindet sich in Cambridge im Corpus Christi College CX. nr. 25 *(Codex chartaceus seculo XVI. scriptus): Aschams answer to the foregoing letter [of John Ashley, Hatfield 19. Oct. 1552], giving a long and particular account of the estate of Germany.* — Die häufig citirten Ausgaben 1552 und 1553 beruhen auf einem Irrthum und existiren gar nicht. (Vergl. p. 101 ff.).

J. Bohn, Manual etc. 79 und *Dibdin, Typographical Antiquities etc. IV. 118* unterscheiden ausserdem noch eine undatirte Ausgabe und eine von 1570. Am bestimmtesten spricht sich Dibdin hierüber aus: *At London. Printed 1570 by I. Daye . . contains I in fours* [also 36 Bl.]; *a copy was in Herberts collection, but the present date is given upon the authority of a copy in that of Mr. Douce, containing 33 leaves. The preceding title however is taken from Herbert p. 677. To the dateless edition is prefixed a letter from John Ashley to R. A. dated at Hatfield XIX Oct. 1552.* Ich glaube jedoch, dass diese beiden Ausgaben thatsächlich ein und dieselbe undatirte im Jahr 1570 herausgekommene Ausgabe sind. Bei allen Exemplaren des *Report,* die ich gesehen, fehlt die Jahreszahl, und nirgendwo habe ich in den Catalogen die authenthische Angabe eines datirten Exemplars gefunden. Selbst Dibdin, der am zuversichtlichsten spricht, vermag sich nicht auf eignen Augenschein zu stützen, sondern muss sich auf die zweifelhafte Autorität des Mr. Douce berufen. *Herbert, Typograph. Antiquities I. 677,* kennt keine datirte Ausgabe 1570, sondern bringt das Werk ausdrücklich unter den undatirten Drucken Aschams. Allerdings nimmt er dabei für denselben das Jahr 1570 an. — Auch *Watt, Bibliotheca Britannica I. 49ª,* und das *Biographical Dictionary* kennen nur eine undatirte Ausgabe.

Ferner findet sich der *Report* gedruckt: in den *English*

works of R. A. ed: by J. Bennet 1761 (zwei Auflagen); dasselbe *by J. G. Cochrane 1815* (zwei Auflagen) und in *the whole works of R. A. by Giles. 1864.* III. 1—62.

XV. Ascham übersetzt für den Papst die erste Rede Poles im englischen Parlament ins Lateinische. 1554. Diese Uebersetzung ist, soviel mir bekannt, nicht zum Druck gelangt. —

XVI. Er trägt sich im Herbst 1562 mit dem Gedanken einer *Historia conjurationis Guisianae* (II. 72ᵃ). Es mag dies als dasselbe Werk gelten, welches Cooper unter dem Titel *Historia sui temporis* anführt. Sonst findet sich von ihm keine Spur, ausser einer Notiz in einem Exemplar der Elstobschen Ausgabe der *Epistolae,*[1] wo wir auf p. 3 von Thomas Bakers Hand die Bemerkung lesen: *Rogerus Aschamus conscripsit de nobilitate Britannica Lib. 1. — Historiam sui temporis Lib. 1. — vide Notes MSS. Johannis Balaei penes comitem Oxon. p. 722 et quaere. Bale had not seen these books, otherwise he would have cited the first words as usuale.* Wahrscheinlich ist dies Coopers Quelle gewesen; aber Bale scheint mir fast mit seiner Angabe den *Report* und nicht irgend ein verloren gegangenes Werk zu meinen.

XVII. *The Scholemaster,*[2] *or plaine and perfite way of teachyng children, to understand, write, and speake the Latin tong, but specially purposed for the private brynging up of youth in Yentlemen and Noble mens houses, and commodious also for all such, as have forgot the Latin tonge, and would, by themselves, without a Scholemaster, in short tyme, and with smale paines, recover a sufficient habilitie, to understand, write and speake Latin. By Roger Ascham. Anno 1570. At London. Printed by John Daye, dwelling over Aldersgate. Cum gratia et Privilegio Regiae Majestatis per Decennium.*

---

[1] Im Besitz des St Johns College Cambridge.

[2] Der ursprünglich beabsichtigte Titel scheint anders gelautet zu haben. In den Registers of Stationers Company ed. Arber, London 1575. Vol. I. 198ᵇ lesen wir unter den Rechnungen für die Zeit Juli 1569—Juli 1570 stark gegen Ende derselben: „Recevyd of Master Daye for his lycense for pryntinge of a boke intituled the scholemaster of Wynsore made by master Askecham . . . . IIII d.

[4°. 6 + 67 Blätter]. Das einzige Exemplar dieser ersten, sehr selten gewordenen Ausgabe habe ich im Besitze Herrn Professor Mayors in Cambridge gesehen, der es seiner Edition des *Schoolmaster* zu Grunde legte. Abdrücke mit geringen Abweichungen lassen sich nachweisen: London 1571, John Daye, 4°. 7 + 66 Blätter. — *ibid.* 1573;[1] — 1579;[2] — 1583;[3] — 1589 *At London by Abel Jeffes.* 4°. 7 + 60 Blätter. — Mit Noten von James Upton, London 1711, Benj. Tooke. 8°. — Dasselbe 1743. Jennys & Birt. 8°; — und 1747. Jennys & Birt. 8°.[4]

Der *Schoolmaster* fand dann natürlich auch eine Stelle in den beiden Bennetschen Ausgaben der *English works 1761,* und den beiden Cochranschen 1815. Eine Separatausgabe besorgte wieder John E. B. Mayor M. A. Fellow of St. Johns College Cambridge, London, Mell & Daldy 1863. 8°. Giles bringt ihn in den *Whole works of R. A. 1864,* III, 62—176, und Eduard Arber in seinen *English Reprints* 1869, London Alex. Murray & Son in 4° und in 8°.

Das Original-MS. des ersten Buches mit mancherlei Abweichungen vom gedruckten Text befindet sich im Brit. Museum, Royal MSS. 18 B. XXIV. 2. unter dem Titel *Roger Aschams institution for his child.* —

---

[1] Arber zieht die Ausgabe 1573 in Zweifel, aber im Colophon des Exemplars im Brit. Museum von der Ausgabe 1571 lesen wir: At London, Printed by John Daye etc. 1573". — Die Ausgabe 1571 ist dagegen durch die Exemplare gesichert, welche das St. Johns College von editio 1571 besitzt, und die auch im Colophon: At London . . . 1571 — zeigen. Cooper citirt auch eine Ausgabe 1572, die aber sonst ganz unbekannt ist.

[2] u. [3] Diese Ausgaben werden oft angeführt, sind mir aber unbekannt geblieben. (Vergl. Arber, Scholemaster p. 12).

[4] Diese Ausgabe ist seither übersehen worden. Im Londoner Magazine Vol. 12. p. 520 findet sich in dem Monthly Catalogue for October 1743 die 2. Uptonsche Ausgabe als Nr. 11 angegeben: The Scholemaster by R. A. . . . revised by James Upton . . Printed for Mrs. Jennys and Birt. price 4s. — Und im Vol. 16 p. 344 im Monthly Catal. for July 1747 wird einer dritten Edition erwähnt als Nr. 22: The Scholemaster . . . . by R. A. Now revised a second time and much improved by James Upton . . 8°. Jennys and Birt. 4s.

Das Brit. Museum, Add. MSS. 6260 besitzt auch unter dem Titel: *An Abridgement of Roger Aschams Schoolmaster* .... [zum Schluss:] *by J. W[ard]* einen handschriftlichen Auszug aller auf den Unterricht des Lateinischen und die beiden klassischen Sprachen selbst bezüglichen Stellen: ein dünnes Bändchen von 62 Seiten.

XVIII. *De Imitatione.* Ein umfassendes Werk, welches die gegenseitige Benutzung und Gedankenentlehnung der bedeutendsten Schriftsteller alter und neuer Zeit nachweisen und beleuchten solite (III. 230 u. 249). Es wurde vom Verfasser nicht vollendet und die Bruchstücke sind gänzlich verschollen. (Vergl. p. 312 f.).

XIX. *The book of the Cockpit.* Vollendet wurde dieses Werk nicht, doch muss Ascham nicht unbedeutende Vorarbeiten hinterlassen haben (III. 140), die für immer verloren zu sein scheinen. (Vgl. p. 314—315.)

XX. *Dissertissimi viri Rogeri Aschami Angli, regiae Majestati non ita pridem a latinis epistolis, familiarium epistolarum Libri tres, magna orationis elegantia conscripti. Quorum primo praefigitur elegantissima epistola de Imitatione Oratoria. Huc accesserunt ejusdem pauca quaedam poemata. Omnia in studiosorum gratiam collecta et nunc primum edita studio et labore Eduardi Grante, Scholae Westmon. Moderatoris. Addita est in fine ejusdem Ed. Gr. oratio de vita et obitu Rogeri Aschami ac ejus dictionis elegantia, cum adhortatione ad adolescentulos. Excusum Londini impensis Francisci Coldocki.* [Ohne Jahr. 8°. 160 pag. Blätter + 50 unpag. Bl.].

Diese Ausgabe wird gewöhnlich für die erste angesehen, doch ist das wie schon der Titel zeigt irrig. In der das Bändchen einleitenden Widmung an Elisabeth, datirt vom 17. Februar 1576, lesen wir: *Accipe igitur rursus illustrissima regina haec quae ego offero observantiae et officii mei erga tuam excellentiam testimonia.* (III. 300).

Die erste Auflage der lateinischen Briefsammlung ist im Jahre 1575 veröffentlicht worden. Exemplare scheinen sich von ihr nirgend mehr erhalten zu haben, doch besitzen wir noch das Vorwort zu derselben, einen Aufruf, den

Grant an das Publikum erlässt, ihm für etwaige weitere Editionen Beiträge zu liefern: *Scripsit saepissime ad Hieronymum Osorium Lusitanum . . . . . ad M. Toxitem . . ad H. Wolfium . . item ad Cardinalem Polum . . pereruditas epistolas. Quas si ab illis qui vivunt vel literis extorquere meis, vel autographa ullibi latentia meo studio et diligenti inquisitione acquirere potuero, tu optime Lector posthac cum aliis ejus elucubrationibus, quas sum editurus, perfrueris. Si tu ullas alias habeas aut scias eos qui ullas possideant, urge tu . . . etc.* In seinem Vorwort zu der Ausgabe der *Apologia* 1577, weist Grant auf diesen Aufruf zurück: *Exercitationes illas Theologicas, humanissime lector, . . . a me collectas et tibi in prima ejus Epistolarum aeditione promissas, nunc tandam post duorum fere annorum spacium . . . . Typographorum fidei imprimendas tradidi.* Daraus gewinnen wir als Zeitpunkt für die erste Edition das Jahr 1575. Dasselbe ergiebt sich noch aus einer anderen Andeutung. In der Widmung der 4. Auflage 1578 lesen wir: *Quarum [Epistolarum] ego nactus exempla et scriptionis suavitate delectatus et dictionis allectus lenociniis tredecim abhinc annis in unum fasciculum colligebam.* Das wäre also 1565 geschehen? Dass hier ein Fehler vorliegen muss, ist sicher. Grant selbst erzählt uns in der Widmung 1576 (III. 294) ausführlich, wie er erst nach Aschams Tode zu den Briefen gekommen sei. 1573 sei Aegidius Ascham, Rogers ältester Sohn, sein Schüler geworden und dieser habe einen Theil des literarischen Nachlasses seines Vaters bei sich gehabt. Grant habe denselben eingesehen, Abschriften genommen, dieselben verschiedenen Freunden mitgetheilt und sei dann von ihnen veranlasst worden, im Interesse der Wissenschaft und des jungen Aegidius das *fasciculum epistolarum* zu ediren. Auf Grund dieser Angaben glaube ich, dass anstatt *tredecim abhinc annis — tribus abhinc annis* zu lesen ist, und dass Grant auch an dieser Stelle ausspricht, dass der erste Band der Briefe 1575 ans Licht trat.

Ebenso wenig wie die Ausgabe von 1576 die erste, ist diejenige von 1578 — wie Giles (I. 1, V) angiebt — die

zweite. In einer besonderen Widmung, die Giles freilich nicht gedruckt hat, welche aber die Ausgabe London 1590 einleitet und „Februar 7, 1578“ datirt ist, sagt Grant wieder ausdrücklich: *Quamobrem divenditis omnibus priorum editionum voluminibus, cum ad quartam librarius editionem accelerasset, rogavit me, ut aliquam in perlegendis prioribus addendisque novis, si quas haberem, operam navarem meam, ut nova harum editioni novus etiam Epistolarum cumulus accederet. Huic librarii petitioni ut pote honestae et licitae lubens acquievi: et priores tres Epistolarum libros quarti libri adjectione locupletavi.*

Die Aufeinanderfolge der Editionen stellt sich nunmehr folgendermassen:

1. [London, Fran. Coldock. 1575. 8°.] Mir ist kein Exemplar derselben zu Gesicht gekommen.

2. *Excusum Londini impensis Francisci Coldocki [1576].* 8°. 160 gez. und 50 ungez. Blätter. Es ist die Ausgabe, deren Titel oben vollständig gegeben wurde. Sie ist um die *Oratio* vermehrt und mit einer neuen Widmung versehen.

3. [London, Franc. Coldock. 1577. 8°.] Auch von dieser Ausgabe habe ich kein Exemplar gesehen.

4. .. *Familiarum epistolarum libri tres etc. . . . . Quibus adjunctus est Commendatitiarum, Petitoriarum et aliarum hujus generis similium epistolarum, aliorum nomine ad alios principes et Magnates ab eodem R. Aschamo conscriptarum, liber unus. Londini. Franc. Coldock 1578.* 8°. Auch dieser Band ist mit einer neuen Widmung an die Königin versehen.

5. [London 1579.] Nur erwähnt bei Adelung & Rottermund und daher zweifelhaft.

6. *Londini, Henry Bynneman pro Francisco Coldocko. 1581.* 8°. Ein Exemplar in St. Johns College Cambridge, mit der von Th. Bakers Hand gemachten Notiz: *Editio Londini altera nón paulo melior.*

7. *Dissertissimi viri Rógeri Aschami Ángli, Regiae ólim Majestati a Latinis epistolis, Familiarium Epistolarum libri tres, magna orationis elegantia conscripti, nunc postremo emendati et aucti. Quibus adjunctus est Commendatitiarum*

[u. s. w. wie unter 4]. *Accesserunt hac postrema editione Joannis Sturmii, Hieronymi Osorii, aliorumque epistolae ad Rog. Aschamum aliosque nobiles Anglos missae. Addita sunt pauca quaedam Rogeri Aschami Poemata. Omnia in studiosorum gratium collecta, opera et studio E. G. Adjecta est in fine ejusdem E. G. Oratio de vita et obitu Rogeri Aschami et ejus dictionis elegantia. Londini, in officina typographica Arn. Hatfield pro Francisco Coldocko. 1590.* [8°. 540 gez. und 10 ungez. Blätter.] [Im Colophon:] *Londini ex officina Arn. Hatfield pro Fr. Coldock. 1589.*[1]

Dies Hereinziehen fremder Gelehrten in die Sammlung scheint dieselbe erst auf dem Festlande bekannter gemacht zu haben. Fortab erlebte die Ausgabe 1590 eine ganze Reihe von Abdrücken in Deutschland.

8. *Hanoviae. 1590. 12°.* Ein Exemplar im Besitz des Herrn Professor Mayor in Cambridge.

9. *Hanoviae apud Guilielmum Antonium. 1602. 12°.* (Brit. Mus. & St. Johns Colleg. Camb.).

10. *Hanoviae. 1610. 12°. (ibid.)*

11. *Coloniae Allobrogum, apud Petrum Roverianum. 1611. 12.°* (Brit. Mus.).

12. Nürnberg. 1611. 8°. (Angegeben bei Adelung & Rottermund).

13. Genf. 1611. 8°.

14. *Rogeri Aschami epistolarum libri quatuor. Accessit Joannis Sturmii, aliorumque ad Aschamum Anglosque alios eruditos epistolarum liber unus. Editio Novissima Prioribus auctior . . . . . Oxoniae, typis Lichfieldianis prostant venales apud Henricum Clements. Anno Domini 1703. 8°. [Edidit Gulielmus Elstob].*

15. *Hanoviae. 1707. 8°. ed. Jo. Henr. Acker.* (Adelung & Rottermund).

---

[1] Dazu giebt Herbert a. a. O. II. 921 an: „Joannis Sturmii, Hieronymi Osorii, aliorumque Epistolae ad Rogerum Aschamum aliosque nobiles Anglos missae, ab E. G. collectae nunc primum editae. Londini, Impensis F. Coldock. 1589. 8°. This is inserted between Aschams letters and poems, printed by Arn. Hatfield 1590 and payed accordingly".

16. London 1865. J. Russell Smitt. 8°. I (1 & 2) — II. *in the whole works of R. A. ed. the Rev. J. A. Giles.* Derselbe giebt auch zahlreiche Uebersetzungen der lat Briefe ins Englische in seinem *Life of Ascham.* I. 1, IX—C.

17. Acht Briefe aus dieser Sammlung sind schon früher 1576 ins Englische übersetzt worden von *Abraham Flemming* in: *A Panoplie of epistles or a looking Glasse for the unlearned. Conteyning a perfecte plattforme of inditing letters . . . . gathered and translated out of Latin into English by Abraham Flemming. London 1576.* [8°. 448 Seiten]. [Im Colophon] *Imprinted at London for Ralphe Newberie. Anno Dom. 1576.* —

Einzelne Briefe sind dann noch an sehr verschiedenen Orten gedruckt worden, einzelne auch sonst noch übersetzt worden; die speciellen Nachweise würden hier zu weit führen. Ich erwähne jedoch, dass sich in *Hieronymi Osorii opera omnia, Romae 1592 I. 1143—1114* ein Brief Aschams an denselben, datirt *Londini 4. Mai 1561,* befindet, den Giles übersehen hat; und ferner, dass die Zahl der lateinischen Schreiben, die Ascham als Orator der Universität und als königlicher Secretär im Auftrage abgefasst hat, sich aus den Cambridger und Londoner Archiven noch um ein bedeutendes vermehren liesse.

XXI. Zahlreiche in englischer Sprache geschriebene Briefe.

Schon Grant hatte eine nicht geringe Zahl derselben gesammelt; er hielt sie aber nicht für wichtig genug um edirt zu werden: *Quidam etiam ad me contenderunt, ut has [sc. litteras Anglice scriptas] ederem, quum ob suavitatem linguae in qua sunt scriptae tum ob sententiarum splendorem quo sunt perpolitae. Sed quid haec?*

Bei solcher Vernachlässigung sind viele Schreiben natürlich zu Grunde gegangen, bis *Whitacker* in seiner *Historie of Richmondshire* einen ersten Versuch machte und 14 engl. Briefe veröffentlichte. Bennet und Johnson brachten in ihrer Ausgabe der *English works* 11 weitere Briefe, die von hier auch in die Cochransche Ausgabe 1815 übergingen. Zerstreut finden sich noch in den *Nugae antiquae 1769 vol. I.* zwei Schreiben; bei *Tytler, England under Edward VI. and*

Mary, 2 Schreiben; in den *Hardwick State-Papers vol. I.* 1 Schreiben und in den *Communications to the Camb. Antiquar. Society 1854.* II. & III. 6 Briefe, die von Professor Mayor bekannt gemacht wurden.

Alle diese hat Giles gesammelt und durch eine nicht unbedeutende Zahl neuer aus Handschriften mitgetheilter vermehrt in seiner Ausgabe der *whole works of R. A. London 1865.* I (1 & 2) —II.

XXII. Gedichte in lateinischer und griechischer Sprache. Dieselben sind von Grant wie es scheint erst seiner zweiten Ausgabe der lateinischen Briefe (1576) hinzugefügt worden: *Huc accesserunt ejusdem pauca quaedam poemata.* Sie finden sich in allen folgenden Editionen, bis Elstob sie 1703 wegliess: *Poemata Aschamiana non rejeci, sed omisi; quum bibliopolae quaedam rationes persuaderent, et tibi et sibi ipsi posse melius consulere si non adjungerentur.* Neuerdings sind sie von Giles wieder abgedruckt worden III. 277—293.

XXIII. Gedichte in englischer Sprache. Es sind uns leider fast nur so viel englische Verse bekannt, als Ascham selbst in seinen *Toxophilus,* in den *Report,* den *Schoolmaster* oder die Briefe hineingestreut hat. Sie sind demnach gedruckt in allen Separatausgaben der genannten drei Schriften, sowie in den umfassenderen Editionen von Bennet, Cochrane und Giles.

Eine besondere Zusammenstellung derselben hat jedoch nur *Timothy Kendall* versucht in seinen *Flowers of Epigrammes out of sundrie the most singular authors selected, as well auncient as late writers etc. London pr. by Jhon Shepperd 1577.* kl. 8°. 31 + 113 Blätter, wo fol. 111—113 10 Gedichte Aschams gebracht werden, die sich auch in den obenangeführten Werken finden.[1]

Zwei andere Gedichte Aschams, Empfehlungen einer sehr seltenen Schrift des Thomas Blundeville, *Three Treatises*

[1] Die Fasti Oxon. 115 Note 2, und Wood, Athen. Oxon. I. 527 Note 3, geben irrig an, Kendall habe diese Verse Aschams ins Englische „übersetzt" (translated), als ob sie von Ascham vorher in einer anderen Sprache geschrieben gewesen wären.

. . *the learned Prince, . . the Fruites of Foes, . . the Porte of rest . . London, W. Seres. 1561* — giebt Herbert, *Typog. Antiq.* II. 693. (Vergl. p. 31.) —

XXIV. Roger Aschams Abendsegen. Das Bruchstück eines Gebetes, welches wie ich glaube von seiner Hand auf ein leeres Blatt geschrieben ist, das seinem Briefe an Sturm in Heresbachs *de laudibus graecarum literarum oratio* vorhergeht. Das betreffende Exemplar befindet sich im St. Johns College und scheint einst Ascham selbst angehört zu haben. Die Schrift ist verwischt und nur sehr schwer leserlich.

BERICHTIGUNGEN.

welche man vor Benutzung des Buches zu beachten bittet.

Seite 22 Note 3: (. . vergl. Seite 328—29).
„ 57 „ 4: Vergl. Seite 328—29.
„ 81 „ 1: Beilage II. Seite 359.
„ 104 „ 1: . . . vergl. Seite 360.
„ 127 Zeile 1 (unten): Augsburg für Strassburg.
„ 225 „ 15 (oben): so nahe für so nach.
„ 246 „ 9 (oben): in Avilas Buch für über Avilas Buch.

LB
475
A7K38

Katterfeld, Alfred
Roger Ascham

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 12 10 07 09 013 6